Andrássy Gyula Deutschsprachige Universität Budapest
Interdisziplinäre Doktorschule
Geschichte

Sebastian Sparwasser

Identität im Spannungsfeld von Zwangsmigration und Heimkehr. Ungarndeutsche Vertriebene und die Remigration

Betreuer: Prof. Dr. Dieter A. Binder
Eingereicht im Juni 2016

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Danksagung

Bedanken möchte ich mich zunächst bei meinen Gesprächspartnern in Deutschland und Ungarn, die mich so bereitwillig an ihren Lebensgeschichten teilhaben ließen. Ohne ihre Offenheit wäre die Arbeit in dieser Form nicht zustande gekommen. Ein besonderer Dank gilt Prof. Ágnes Tóth, die mich insbesondere in der Anfangsphase meiner Arbeit mit dem Thema durch ihre Kontakte und durch inhaltliche Hilfestellungen sehr unterstützte. Auch Henrike Hampe vom Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm möchte ich auf diesem Weg noch einmal ein herzliches Dankeschön für den Anstoß zur Beschäftigung mit den *hazatértek* aussprechen. Für ihre konstruktive und weiterführende Kritik möchte ich mich außerdem bei Prof. Dieter A. Binder von der Andrássy Universität in Budapest (AUB), bei Prof. Michael Prosser-Schell von der Universität Freiburg und bei Ursula Mindler von der AUB bedanken. Auch Prof. Gerhard Seewann und Prof. Georg Kastner gilt ein Dank für ihre kritischen Beurteilungen und Hilfestellungen.

Die großzügige finanzielle Förderung des Österreichischen Akademischen Austauschdienstes (OeAD) war mir eine sehr große Hilfe. Auch bedanke ich mich bei den Mitarbeitern der Doktorschule und der Fakultät für Mitteleuropäische Studien an der AUB für ihre informelle Kooperation. Darüber hinaus waren die Anregungen und die intensiven Diskussionen mit den Doktoranden der Fakultät, den Teilnehmern der Doktorandenkonferenzen an der AUB sowie den Teilnehmern des Trans-Atlantic Summer Institutes in Minneapolis (TASI) für mich eine große Bereicherung. Nicht zuletzt danke ich Nette und Jakob sowie meinen Eltern und Schwiegereltern für ihren Einsatz und ihre Geduld.

Köszönöm Szépen!

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung 7
1.1. Einführung und Fragestellungen 7
1.2. Methodische Herangehensweise 11
1.3. Aufbau und inhaltliche Struktur 13

2. Grundlagen 18
2.1. Heimat und Identität 18
2.2. Grundzüge der Remigrationsforschung 25
2.3. Vertreibung, Aussiedlung, Heimkehr: Einordnungen 30
2.4. Zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Vertriebenenfrage 34
2.5. Forschungsstand: „hazatértek“ 38

3. Mittler und Methode 51
3.1. Lebensgeschichtliche Erinnerung als Quellenbasis kulturwissenschaftlicher Forschung 51
3.2. Das narrative Interview 54
3.3. Als Forscher im Feld: Die teilnehmende Beobachtung 57
3.4. Auswahl der Befragungspersonen und Kontaktaufnahme 59
3.5. Leitfaden 61
3.6. Die Gespräche 63
3.7. Die Auswertung des gesammelten Materials 65
3.8. Kurzbiographien 69
3.9. Lebensgeschichtliche und soziographische Merkmale 78

4. Kontexte 84
4.1. Ungarn und die Deutschen in Ungarn im Vorfeld der Vertreibungen 84
4.2. Kollektivschuldthese, Bodenreform und Aussiedlungspläne 92
4.3. Das Potsdamer Abkommen und seine Folgen 96
4.4. Die Aussiedlung der Deutschen aus Ungarn 99
4.5. Die Aussiedlungsaktionen 103
4.6. Ankunft und Aufnahme 106
4.7. Konzepte der Aufnahme und die Frage der Heimkehr 116

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

4.8. Heimkehr als Sehnsuchtsmotiv 121
4.9. Möglichkeiten der Heimkehr bis 1949 126
4.10. Die deutsche Minderheit und das sozialistische Ungarn 130

5. Die Erzählungen 140
5.1. Erinnerungen an die „alte Heimat“ 140
5.2. Brüche der „alten Heimat“ 144
5.3. Evakuierung und Aussiedlung als Erinnerungsmoment 152
5.4. Zur Bewertung der Aussiedlung 161
5.5. Ankunft und Aufnahme in den Erinnerungserzählungen 173
5.6. Arbeitsaufnahme und berufliche Integration 181
5.7. Zur Lebenssituation in den Aufnahmegebieten 186
5.8. Fremdheit und Alterität in der „neuen Heimat“ 192
5.9. Soziale Integration im Aufnahmeregime 197
5.10. Rückkehrmotive 202
5.11. Über den Verlauf der Heimkehr 217
5.12. Ankunft, Neuanfang und Konsolidierung in Ungarn 230
5.13. Lebenswelten im sozialistischen Ungarn 241
5.14. Die retrospektive Bewertung der Heimkehr 245
5.15. Zum Heimatbegriff der *hazatértek* 249
5.16. Identität und Remigrationserfahrung 253

6. Schlussbetrachtung 258

7. Anhang 263
7.1. Interviewedition 263
7.2. Leitfaden 285
7.3. Kodierung 287
7.4. Abbildungen 289

8. Literatur- und Quellenverzeichnis 293
8.1. Literatur 293
8.2. Quellen 309
8.3. Interviews 311

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Abkürzungsverzeichnis

ABZ	Amerikanisch Besetzte Zone
BRD	Bundesrepublik Deutschland
BVFG	Bundesvertriebenengesetz, „Gesetz über die Angelegenheiten der Vertriebenen und Flüchtlinge“
DDR	Deutsche Demokratische Republik
DGP	Deutsche Grenzpolizei/ DDR
DP	Displaced Person
DVdI	Deutsche Verwaltung des Innern/ DDR
Ft	Forint
HVdVP	Hauptverwaltung der Deutschen Volkspolizei/ DDR
IRA	International Refugee Organisation
MdI	Ministerium des Innern/ DDR
MDP	Magyar Dolgozók Pártja (Partei der ungarischen Werktätigen, 1949—1956)
MfS	Ministerium für Staatssicherheit/ DDR
MGTSZ	Mezőgazdasági Termelőszövetkezet (dt. Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft)
MKP	Magyar Kommunista Párt (Kommunistische Partei Ungarns, 1944—1948)
MSP	Szociáldemokrata Párt (Sozialdemokratischen Partei Ungarns, 1939—1948)
MSZMP	Magyar Szocialista Munkáspárt (Ungarische Sozialistische Arbeiterpartei, 1956—1989)
SBZ	Sowjetisch Besetzte Zone
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
SMAD	Sowjetische Militäradministration in Deutschland
SS	Nationalsozialistische Schutzstaffel
UNRRA	United Nations Relief and Rehabilitation Administration
VDU	Volksbund der Deutschen in Ungarn

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

1. Einleitung

1.1. Einführung und Fragestellungen

„Was Heimat ist, kann ich nicht sagen,
das muss man erst von Dannen tragen“

Bei dem hier einleitend angeführten Zitat handelt es sich um einen Auszug aus dem Gedicht „Zur Erinnerung der Schwaben an die Baranya“, das im Herbst 1947 in einem Quarantänelager für Umsiedler in Sachsen entstand.[1] Die Verfasserin ist eine aus Ungarn vertriebene Deutsche, die im Sommer 1947 zusammen mit ihrer Familie aus ihrem Heimatort in Ungarn, der südungarischen Gemeinde Nagynyárád, ausgewiesen worden war. Der Hof, auf dem sie gelebt hatten und jeglicher Besitzstand, war von ungarischen Behörden beschlagnahmt und an ungarische Flüchtlinge überschrieben worden, die selbst als Flüchtlinge nach Ungarn gekommen waren. In einem Umsiedlertransport brachte man die Familie in die sowjetisch besetzte Zone Deutschlands (SBZ), wo sie nach einem mehrwöchigen Lageraufenthalt in eine Wohnung in eine nahe gelegene Gemeinde eingewiesen wurde.[2]

Diese persönliche Geschichte steht für sich und ist gleichsam exemplarisch für die Erfahrung von Millionen Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg. Bis zu 13 Millionen Menschen wurden unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg durch Flucht, Vertreibung und durch systematisch durchgeführte Bevölkerungstransfers aus den ehemals deutschen Siedlungsregionen Mittel- und Osteuropas zum Verlassen ihrer Heimat gezwungen. Unter ihnen bildeten die rund drei Millionen Vertriebenen aus der Tschechoslowakei und

---

[1] Interview A.F., 55/22–55/24. Um die Nachvollziehbarkeit der zitierten Gesprächsauszüge zu gewährleisten, erfolgt die Zitation im Folgenden stets nach dem gleichen Muster (Kennung, Seitenzahl/Zeile). Als Vorlage der Darstellung dient eine Transkription der Zeitzeugen-Gespräche, die beim Autor erfragt werden kann. Die Namen der Interviewpartner werden aus persönlichkeitsrechtlichen Gründen im gesamten Text anonymisiert dargestellt.

[2] Die biographischen Angaben der zitierten Gewährspersonen sind im Kapitel 3.8. „Kurzbiographien“ enthalten.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

die rund sieben Millionen Vertriebenen aus den ehemaligen Ostgebieten des Deutschen Reiches die größte Gruppe.[3] Aufnahme fanden die Betroffenen im besetzten Deutschland und zunächst auch im besetzten Österreich. Bei der Volkszählung 1950 wurden in der Bundesrepublik Deutschland (BRD) insgesamt 7,9 Millionen „Heimatvertriebene" registriert. Rund 3,25 Millionen „Umsiedler" hielten sich zur gleichen Zeit in der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) auf.[4] In Österreich wurden zur gleichen Zeit 310.000 Heimatvertriebene registriert.[5] Im Zuge der *kitelepítés*, der Aussiedlung der deutschen Bevölkerung aus Ungarn,[6] wurden in den Jahren 1946 bis 1949 rund 180.000 Deutsche enteignet und ausgesiedelt.[7] Ein Großteil der aus Ungarn vertriebenen Deutschen gelangte in einer ersten Welle der Vertreibungen in die britische und in die amerikanische Zone des besetzten Deutschland. Bis zu 50.000 aus Ungarn vertriebene Deutsche kamen in der Spätphase der Vertreibungen ab Sommer 1947 in die SBZ, hauptsächlich in das Land Sachsen.[8]

Wie der oben angeführte Gedichtauszug nahelegt, wurde Heimat von den Betroffenen stets als selbstverständlich erlebt und als solche kaum hinterfragt. Erst durch die Vertreibungen wurde Heimat für sie zu einem Lebensthema. Der Heimatverlust war für die Betroffenen eine tiefgreifende traumatische Erfahrung in deren Folge das Selbstverständnis von Heimat in Frage gestellt wurde und die anerkannten sozialen Gültigkeiten neu gedacht werden mussten. Viele Vertriebene entwickelten in der Situation des erzwungenen Exils eine starke persönliche und emotionale Bindung zu ihrer

---

[3] Die Angaben zum zahlenmäßigen Umfang der Migrationsbewegungen variieren in der Sekundärliteratur stark. Die hier aufgeführten Angaben repräsentieren den aktuellen Forschungsstand und sind enthalten in Beer, Mathias: Flucht und Vertreibung der Deutschen. Voraussetzungen, Verlauf, Folgen, München 2011, 85. In anderen Darstellungen wird von bis zu 14 Millionen Menschen ausgegangen, die nach Ende des Krieges deportiert wurden oder aus ihrer Heimat geflohen sind. Siehe Bade, Klaus; Oltmer, Jochen: Deutschland, in: Bade, Klaus (Hg.): Enzyklopädie Migration in Europa, Paderborn/München/Wien/Zürich 2008, 147–170, hier 158.

[4] Beer: Flucht und Vertreibung der Deutschen 2011, 98–101.

[5] Zahra, Tara: „Prisoners of the Postwar": Expellees, Displaced Persons, and Jews in Austria after World War II, in: Austrian History Yearbook 41/2010, 191–215, hier 191.

[6] Siehe erläuternd zur Definition des Begriffs „kitelepítés" das Kapitel 2.3. „Vertreibung, Aussiedlung, Heimkehr: Einordnungen".

[7] Die Angaben hierzu variieren je nach Quelle. Die hier vorgenommene Angabe repräsentiert den aktuellen Forschungsstand. Siehe Beer: Flucht und Vertreibung der Deutschen 2011, 96.

[8] Seewann, Gerhard: Geschichte der Deutschen in Ungarn II:1860–2006, Studien zur Ostmitteleuropaforschung 24/II, Marburg 2012, 350–351.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

sogenannten „alten Heimat“. Aufgrund ihrer Abwesenheit wurde die „alte Heimat“ zu einem Sehnsuchtsort vieler Vertriebener. Die Hoffnung auf Heimkehr wurde in diesem Prozess zu einer „zentralen Kategorie der Nachkriegszeit“ wie Elena Agazzi und Erhard Schütz mit Blick auf die kollektive Empfindsamkeit der europäischen Nachkriegsgesellschaft herausstellten.[9]

Die strukturellen Voraussetzungen für eine Heimkehr waren in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg kaum gegeben. Sowohl die Besatzungsmächte, als auch die politischen Regime der Herkunftsregionen schlossen eine Rückkehr der Vertriebenen von Beginn an kategorisch aus. Die Billigung der Heimkehr hätte eigentums- und vermögensrechtliche Fragen provoziert, was wiederum zwischenstaatliche politische Zerwürfnisse hervorgerufen hätte. Außerdem waren die Vertreibungen als legitime ethnopolitische Maßnahme anerkannt. Und auch aufgrund der politischen Situation in den Herkunftsgebieten und den dort, gegenüber der deutschstämmigen Bevölkerung bis in die 1950er Jahre hinein anhaltenden Sanktionen und Repressionen, war eine Rückkehr der Vertriebenen in ihre Heimat strukturell kaum möglich. Nicht zuletzt aufgrund der Tatsache, dass die sozialen und lebensweltlichen Strukturen der „alten Heimat“ in Folge der Vertreibungen durchbrochen worden waren, schien die Heimkehr kaum eine durchführbare Option zu sein.[10]

Trotz der politischen und ideologischen Versperrung der Rückkehr kam es zu – meist irregulär vollzogenen – Rücksiedlungen. Bislang ist ein solches Migrationsverhalten allerdings allein für deutsche Vertriebene aus Ungarn nachgewiesen. Nach Einschätzung der ungarischen Historikern Ágnes Tóth, die die bislang einzige umfassende Darstellung zur Geschichte der Heimkehr vorlegen konnte, ist eine Zahl von bis zu 10.000 Vertriebene aus Ungarn in den unmittelbaren Jahren nach ihrer Aussiedlung wieder in ihre Heimat remigriert. Die sogenannten *hazatértek*, die Heimgekehrten, siedelten meist illegal, noch

[9] Vgl. hierzu Agazzi, Elena; Schütz, Erhard (Hrsg.): Heimkehr. Eine zentrale Kategorie der Nachkriegszeit. Geschichte, Literatur und Medien, Schriften des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient 23, Berlin 2010.

[10] Siehe Sparwasser, Sebastian: Ungarndeutsche Vertriebene und die Heimkehr nach Ungarn, in: Drăghiciu, Andra Octavia; Gouverneur, Fabienne; Sparwasser, Sebastian (Hrsg.): „Bewegtes Mitteleuropa“, Tagungsband zur 2. Internationalen Tagung des Doktoratskollegs der Fakultät für Mitteleuropäische Studien an der Andrássy Universität Budapest, Mitteleuropäische Studien 8, Herne 2014, 103–130, hier 114–15.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

vor Gründung der beiden deutschen Staaten, zurück in ihre ungarischen Heimatgemeinden.[11]

Auch die Verfasserin des oben zitierten Gedichtauszuges kehrte zurück in ihre Heimat. Während ihrer Rücksiedlung im Winter 1947/1948 passierte ihr Treck illegal mehrere Landes- und Zonengrenzen. Die Route ihrer Heimkehr führte durch die amerikanische Zone, durch das besetzte Österreich und durch Ungarn. Nach ihrer Ankunft in dem Heimatort war die Familie auf die Hilfe und Unterstützung von Bekannten und Freunden angewiesen. Haus und Hof waren an Flüchtlinge aus den Nachbarländern überschrieben worden. Da die ungarische Regierung bis in die 1950er Jahre hinein eine repressive, auf Entrechtung und Verfolgung der im Land lebenden deutschen Bevölkerung basierende Politik verfolgte, hielt sich auch ihre Familie nach der Rückkehr über Jahre hinweg illegal im Land auf. Erst im Laufe der 1950er Jahre gelang es den *hazatértek* ein Stück weit wieder in der „alten Heimat" anzukommen.

Die Geschichte der *hazatértek* wirft vielerlei Fragen auf. Warum kehrten die Vertriebenen zurück in ein Umfeld aus dem sie kurz zuvor – unter Umständen auch gewaltsam – vertrieben wurden? Was waren die Ursachen ihrer Rückkehr, was waren ihre Motive? War der Rückkehrwunsch in erster Linie ethnisch motiviert? Welche Formen der Rückkehr gab es? Betrifft das Phänomen der Vertriebenenheimkehr im Speziellen die Gruppe der Ungarndeutschen? Welche Handlungsoptionen hatten die Betroffenen? Wie wurde die Rücksiedlung vollzogen? Wie gestaltete sich der Neuanfang im Umfeld einer strukturell und demographisch vollkommen erneuerten Gesellschaft? Und welchen Einfluss hatte die mehrfache Migration auf das Selbstbild der Betroffenen?[12]

Eine mögliche quellenbasierte Annäherung an diese Fragen bieten primär Erinnerungen von Zeitzeugen, denn die Rücksiedlungsbewegungen wurden von offizieller Seite kaum

[11] Siehe dazu Tóth, Ágnes: Rückkehr nach Ungarn 1946–1950. Erlebnisberichte ungarndeutscher Vertriebener, Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa 43, München 2012, 20. Bereits 2008 war die Arbeit in ungarischer Sprache erschienen. Tóth, Ágnes: Hazatértek: a németországi kitelepítésből visszatért magyarországi németek megpróbáltatásainak emlékezete (Die Heimgekehrten: Zur Erinnerung an die Schicksalsschläge der nach der Vertreibung nach Deutschland heimgekehrten Ungarndeutschen), Budapest 2008.

[12] Diese Forschungsfragen sind grundsätzliche Desiderate der Remigrationsforschung. Siehe Gestrich, Andreas; Krauss, Marita: European Remigrations in the Twentieth Century, in: German Historical Institute London, Bulletin 35/1/2013, 18–38, hier 27.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

dokumentiert.[13] Zudem können allein mündliche Quellen Aufschluss über die eigentlichen Motivationen und Beweggründe für die Remigration und deren Verlauf sowie die Auswirkungen auf die personale Identitätsentwicklung der Akteure geben. Um sich diesen lebensweltlich orientierten Desiderata nähern zu können, baut diese Arbeit auf lebensgeschichtlichen Interviews mit Zeitzeugen auf, die Vertreibung und Heimkehr selbst erlebt haben.

Die vorliegende Arbeit hat zum Ziel, einen Beitrag zur Erforschung der historischen Umstände der Aussiedlung, der Eingliederung der Vertriebenen im besetzten Deutschland und zur Reintegration der deutschen Minderheit in Ungarn zu liefern. Sie möchte den historischen Kontext von Zwangsmigration und Remigration erfassen und das Phänomen der Rückwanderung im Sinne der *oral history* dokumentieren. Gleichzeitig versteht sie sich als Beitrag zur Erforschung des Begriffs „Heimat" und soll das Selbstverständnis individueller Bezugspunkte im Kontext einer mehrfachen Migration aus einer ethnographisch-kulturanalytischen Perspektive beschreiben.

1.2. Methodische Herangehensweise

Im Sinne der oben formulierten Forschungsfragen war es nicht Ziel der Untersuchung repräsentative Aussagen über die Heimkehr zu treffen, sondern vielmehr die subjektiven Erfahrungen ihrer Akteure kulturwissenschaftlich zu erfassen. Es schien deshalb notwendig, einen qualitativen Ansatz zu verfolgen, der sich an den lebensweltlichen Erfahrungen der Erlebnisgeneration orientiert.[14] Die Grundlagen dieser Studie bilden

[13] Weder für die Rekonstruktion der Heimkehrbewegung nach Ungarn, noch für die Heimkehrbewegung in andere Herkunftsregionen stehen ausreichend amtliche Stellungnahmen zu Verfügung. Der Verlauf, die Wege und die individuellen Folgen von Rücksiedlungen wurden als solche in den Nachkriegsjahren von amtlichen Stellen schlichtweg kaum erfasst. Auch Edda Currle weist in ihrer Überblicksdarstellung über die theoretischen und methodischen Zugänge zum Thema Remigration darauf hin, dass das Phänomen der Rückkehr bis in jüngste Zeit aufgrund mangelnden öffentlichen Interesses kaum statistisch erfasst wurde. Siehe dazu Currle, Edda: Theorieansätze zur Erklärung von Rückkehr und Migration, in: Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (Hg.): Sozialwissenschaftlicher Fachinformationsdienst „Migration und ethnische Minderheiten" 2/2006, 7–23, hier 7, online abrufbar http://www.gesis.org/fileadmin/upload/dienstleistung/fachinformationen/servicepublikationen/sofid/Fachbeitraege/Migration_2006-2.pdf. Zuletzt abgerufen am 21. November 2015.

[14] Den theoretischen Überbau zu dem Komplex „Lebensgeschichte" lieferten Gabriele Rosenthal und Albrecht Lehmann. Vgl. Rosenthal, Gabriele: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt am Main 1995. Und Lehmann, Albrecht: Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens, Hamburg 2007.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

deshalb in erster Linie lebensgeschichtliche Erinnerungen, die von Zeitzeugen kommuniziert wurden. Hieraus ergab sich eine besondere Relevanz der Untersuchung. Denn die zeitliche Distanz zu den eigentlichen Ereignissen beträgt beinahe 70 Jahre. Die Zahl der Zeitzeugen, die sich bewusst an die Vorgänge der Vertreibung aus Ungarn und die Heimkehr erinnern und darüber sprechen können, schwindet. Im Rahmen der Zeitzeugenbefragung bot sich somit eine „letzte" Möglichkeit, die Prozesse von Vertreibung und Rückkehr auf einer lebensweltlichen Ebene empirisch zu erheben. Die vorliegende Studie ist aus kulturwissenschaftlicher Sicht in einer Transitionsphase anzusiedeln, in der die Erinnerung an die erlebte Geschichte von einem „kommunikativen" in ein „kulturelles Gedächtnis" übergeht.[15]

Während mehrerer Feldaufenthalte in den Jahren 2010 bis 2013 wurden im Rahmen der Erhebung 30 Zeitzeugen aufgesucht, die aus ihrer eigenen Erinnerung über die Vertreibungen, über die Rücksiedlungsprozesse und die Wiederaufnahme in Ungarn sprachen. Die Erhebung dieser lebensgeschichtlichen Quellen erfolgte in Form offener autobiographisch-narrativer Interviews, die meist im häuslichen Umfeld der Befragten durchgeführt wurden.[16] Die Gespräche waren offen angelegt. Ein Gesprächsleitfaden, der auf Grundlage eines von Michael Schönhuth ausgearbeiteten Modells zur Beschreibung von Remigrationen zusammengestellt wurde, diente lediglich als Stütze des Erhebungsprozesses.[17] Die Feldaufenthalte, die sich insbesondere auf die Komitate Bács-Kiskun, Somogy und Baranya im Süden Ungarns konzentrierten, wurden darüber hinaus durch „teilnehmende Beobachtungen" ergänzt.[18]

---

[15] Siehe dazu insbesondere das Kapitel „Formen kollektiver Erinnerung: Kommunikatives und kulturelles Gedächtnis" in: Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1992, 48–65.

[16] Zu den methodischen Grundlagen der narrativ-offenen Interviewführung vgl. Schütze, Fritz: Biographieforschung und narratives Interview, in: Neue Praxis 13/1983, 283–293, online abrufbar http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-53147. Zuletzt abgerufen am 24. September 2015.

[17] Siehe dazu das Modell „Einflussfaktoren für Rückkehrentscheidungen" in Schönhuth, Michael: Remigration von Spätaussiedlern. Ethnowissenschaftliche Annäherungen an ein neues Forschungsfeld, in: IMIS-Beiträge 33/2008, 61–84, hier 73, online abrufbar https://www.imis.uni-osnabrueck.de/fileadmin/4_Publikationen/ PDFs/imis33.pdf. Zuletzt abgerufen am 16. September 2015.

[18] Die einzelnen Analyseschritte werden im Kapitel 3.7. „Die Auswertung des gesammelten Materials" konkretisiert.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Die Auswertung des gesammelten Materials basierte auf eigens hierfür ausgearbeiteten Transkriptionen und konzentrierte sich zunächst auf die Kategorisierung und Interpretation der zentralen kommunizierten Lebensereignisse. In diesem Analyseschritt wurden die thematischen Blöcke „alte Heimat“, „Aussiedlung und Vertreibung“, „Aufnahme im besetzten Deutschland“, „Heimkehr“ und „Wiederaufnahme und Reintegration in Ungarn“ einer inhaltlich-interpretativen Querschnittsanalyse unterzogen.[19] Abschließend wurden die Erzählungen mit Blick auf die Frage untersucht, welche Formen und Ausprägungen subjektiver Zugehörigkeit von den Betroffenen vor dem Hintergrund ihrer persönlich erfahrenen (Re-)Migrationsgeschichte in den Erinnerungserzählungen konstruiert werden. Im Verlauf ihrer Lebensgeschichte mussten die Betroffenen zwangsläufig ethnische, nationale und kulturelle Identitäten mehrfach neu aushandeln und an die jeweiligen gesellschaftlichen Kontexte und Lebensperspektiven anpassen. Insbesondere das subjektive Verständnis von „Heimat“ war im Verlauf ihrer mehrfachen Migration und den wechselnden Lebenserfahrungen im hier und dort ständigen Änderungen unterworfen. Um eine umfassende Interpretation der in den Erinnerungserzählungen erscheinenden Wahrnehmungen zu ethnischer, kultureller, nationaler und personaler Zugehörigkeit zu gewährleisten, wurde zu diesem Komplex ein eigenständiger Analyseschritt durchgeführt.

1.3. Aufbau und inhaltliche Struktur

Die vorliegende Arbeit ist in mehrere thematische, in einem engen inhaltlichen Zusammenhang stehende Einheiten untergegliedert – in einen Grundlagenteil, in eine methodische Reflexion, in einen historischen und einen ethnographischen Teil. In der einleitenden ersten Einheit werden die Grundlagen der Darstellung erörtert und Begriffe definiert, die für die Erarbeitung der Fragestellungen von besonderer Relevanz sind. Zunächst wird deshalb im Kapitel „Die Deutschen in Ungarn: Heimat und Identität“ in den Identitäts- und Heimatbegriff eingeführt. Anschließend wird ein allgemeiner

[19] Hierzu wurde eine Variante der qualitativen Inhaltsanalyse angewandt, wie sie von Mayring ausgearbeitet wurde. Vgl. Mayring, Philipp: Einführung in die qualitative Sozialforschung, Basel 2002. Und Mayring, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken, Basel 2010.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Überblick über die in der vorliegenden Arbeit aufgenommenen migrations- und remigrationstheoretischen Annahmen gegeben. Dabei wird grundsätzlich davon ausgegangen, dass jeder (Re-)Migrationsvorgang ein komplexer Prozess ist, der von einer Vielzahl von Zwängen und Motiven bestimmt wird und letztlich auch die persönliche Identitätsentwicklung entscheidend beeinflusst. Um eine differenzierte Bearbeitung des Themas zu gewährleisten, schien es zudem notwendig, die Verwendung der Begriffe „Aussiedlung", „Flucht und Vertreibung" sowie die Begriffe „Heimkehr", „Rückkehr" und „Remigration" genauer abzugrenzen und deren terminologische Verwendung zu definieren. In den unterschiedlichen, hier behandelten gesellschaftlichen Kontexten haben sich jeweils eigene definitorische Zugänge zu dem Gesamtkomplex Flucht und Vertreibung etabliert. Diese gesellschaftlich-perspektivischen Diskurse, die sich letztlich auch in den wissenschaftlichen Diskursen über die Vertreibungen widerspiegeln, werden in den darauffolgenden Kapiteln behandelt. Abschließend wird in der Grundlageneinheit der gegenwärtige Forschungsstand zu dem Themenkomplex Vertriebenenheimkehr nach Ungarn dargestellt.

In einer zweiten Einheit werden der theoretische Hintergrund und das methodische Verfahren der Erhebung und der Analyse konkretisiert. Hierzu wird zunächst in die Methodik und die Techniken des autobiographisch-narrativen und lebensgeschichtlichen Interviews – in Anlehnung an Fritz Schütze und Gabriele Rosenthal – eingeführt. Zudem schien auch eine kritische Auseinandersetzung mit dem biographischen Ansatz und mit der Authentizität biographischen Erinnerns unerlässlich. So wird auch die Frage der Bewertung erzählter Erinnerung in diesem Teil der Arbeit aufgegriffen. Darüber hinaus wird die Technik der „teilnehmenden Beobachtung" beschrieben und näher auf den eigentlichen Erhebungsprozess, wie die Auswahl der Befragungspersonen, die Befragungstechniken und die Gesprächsverläufe eingegangen. Im Weiteren wird das angewandte Analyseverfahren, die „qualitative Inhaltsanalyse" nach Phillip Mayring, genauer erläutert und deren explizite Anwendung dargestellt. Abschließend werden die Kurzbiographien der Gewährspersonen aufgeführt.

Die dritte Einheit leitet schließlich in die historischen Kontexte von Vertreibung, Aussiedlung und Heimkehr ein. Die Schwierigkeit der Darstellung ergab sich daraus, dass die politischen Umstände und Entwicklungen verschiedener Gesellschaftssysteme berücksichtigt werden mussten, denn die Migrationsgeschichte der *hazatértek* muss

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

zwangsläufig in den Kontext der jeweils unterschiedlichen politischen und sozialen Entwicklungen in Ungarn und im besetzten Nachkriegsdeutschland gestellt werden. Als Ausgangspunkt für die später vollzogene *kitelepítés* – dem zentralen biographischen Wendepunkt in den Lebensgeschichten – wurden die, in der Zwischenkriegsphase auch in Ungarn einsetzenden Nationalisierungs- und Ethnisierungsprozesse betrachtet. Dieser Annahme folgend beginnt die historische Darstellung mit einer Einführung über die Situation der Deutschen in Ungarn bis zum Zweiten Weltkrieg. Im Anschluss daran werden – aufbauend auf den aktuellen Forschungsergebnissen – die politischen und sozialen Umstände, die letztlich zur Vertreibung der deutschen Bevölkerung Ungarns führten, ausgeführt. Dabei wird argumentiert, dass die Ursachen der *kitelepítés* in einer Wechselwirkung verschiedenster außen- und innenpolitischer Faktoren sowie im Kontext der europäischen Zwangsmigrationen nach dem Zweiten Weltkrieg zu suchen sind.[20]

Im Weiteren wird die Situation der Vertriebenen in den Besatzungszonen Deutschlands kontextualisiert. Bedingt durch die Tatsache, dass die Mehrzahl der *hazatértek* die SBZ als Ausgangspunkt ihrer Remigration hatte, liegt ein besonderer Fokus auf der Beschreibung der politischen und sozialen Situation der „Umsiedler" in der SBZ.[21] Die strukturellen Umstände der Heimkehr und deren Verlauf sowie die Situation der Deutschen im sozialistischen Ungarn sind ebenfalls Gegenstand der historischen Ausarbeitung. Für den historischen Teil der Arbeit wurden, um lokale Entwicklungen zu erörtern, auch Archivquellen – insbesondere aus dem Sächsischen Hauptstaatsarchiv Dresden und dem Stadtarchiv Pirna – herangezogen.[22]

---

[20] Vgl. dazu insbesondere Tóth, Ágnes: Migrationen in Ungarn 1945–1948. Vertreibung der Ungarndeutschen, Binnenwanderungen und slowakisch-ungarischer Bevölkerungsaustausch, Schriften des Bundesinstituts für Ostdeutsche Kultur 12, München 2001.

[21] In der Vertriebenenfrage gingen die Besatzungsregime des besetzten Deutschland unterschiedliche Wege, was sich schon in der Sprachpolitik der Besatzer ausdrückte. In der SBZ/DDR fand als globale Bezeichnung für die Gruppe der Vertriebenen euphemistischerweise der Begriff "Umsiedler" Anwendung. Siehe Schwartz, Michael: Vom Umsiedler zum Staatsbürger. Totalitäres und Subversives in der Sprachpolitik der SBZ/DDR, in: Hoffmann, Dierk; Krauss, Marita; Schwartz, Michael (Hrsg.): Vertriebene in Deutschland. Interdisziplinäre Ergebnisse und Forschungsperspektiven, Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, München 2000, 135–165, hier 160 ff. Siehe hierzu erläuternd auch das Kapitel 2.3. „Vertreibung, Aussiedlung, Heimkehr: Einordnungen". Über Aufnahme und Eingliederung der vertriebenen Deutschen aus Ungarn in der SBZ vgl. Sparwasser, Sebastian: Ungarndeutsche „Umsiedler" in der Sowjetisch Besetzten Zone und die Heimkehr, in: Dácz, Enikö (Hg.): Minderheitenfragen in Ungarn und in den Nachbarländern im 20. und 21. Jahrhundert, Andrássy Studien zur Europaforschung 8, Baden-Baden 2013, 181–196.

[22] Ein grundsätzliches Problem der Archivrecherche ergab sich daraus, dass die einzelnen Faszikel in den Beständen der Kommunal- und Landesarchive in Bezug auf die Vertriebenenaufnahme nicht nach

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Grundsätzlich ist anzumerken, dass die Aufteilung der Arbeit in einen historischen und einen – auf die Analyse der Erinnerungserzählungen fokussierten – ethnographischen Teil nicht zum Ziel hatte, „objektiv Stattgefundenes“ und „subjektiv Gedeutetes“ gegenüberzustellen oder die Unterscheidung von „Wahrem“ und „Unwahrem“ – im Sinne von tatsächlich „Stattgefundenem und Erfundenem“ – zu treffen. Die historische Ausarbeitung diente als Kontextualisierung der erlebten Lebensgeschichten und sollte diesen einen, über die persönliche Schicksalserfahrung hinausgehenden Rahmen geben.[23]

Im abschließenden analytischen Teil der Arbeit werden die Ergebnisse der Gesprächsauswertung präsentiert. Die Darstellung folgt dabei zunächst der eigentlichen Chronologie der Ereignisse. So wird zunächst – aufbauend auf den Erzählinhalten – in die Erfahrungswelten der „alten Heimat“ eingeführt, die von den Betroffenen grundsätzlich als intakt beschrieben wurde. Heimat gilt in den Erinnerungen als persönlicher Orientierungsraum mit funktionierenden Ordnungen und stabilen sozialen Regeln. Gleichzeitig wird aus den Erinnerungen deutlich, dass sich den Deutschen in Ungarn in den Kriegsjahren einige soziale und gesellschaftliche Brüche offenbarten, die die althergebrachten Lebenswelten zusehends in Frage stellten. Dies ist Gegenstand des Kapitels „Brüche der alten Heimat“. Die Erfahrungen der Vertreibung aus Ungarn und die Auswirkungen auf die persönliche Identitätsentwicklung der Betroffen werden in den darauffolgenden Kapiteln beschrieben. Die Enteignungen und Vertreibungen bedeuteten für den Einzelnen einen absoluten biographischen Bruch mit den bisherigen Lebenswelten, zumal es den Betroffenen im Umfeld der Aufnahmegesellschaft nicht

---

Herkunftsländern unterteilt sind und somit keine gruppenspezifische Recherche möglich war. Zwar sind die Bestände des Hauptstaatsarchivs in Bezug auf die Umsiedlerfrage für die Zeit zwischen 1945 und 1952 sehr umfangreich, es handelt sich aber zumeist um allgemeine Verwaltungsunterlagen im Landes- und Kreismaßstab. Das eingesehene Material befindet sich in der Dokumentenablage „Land Sachsen 1945–1952“ in der Untergliederung „Fachbehörden nachgeordnete Einrichtungen“ unter „Landesregierung Sachsen. Ministerium des Innern“. Darin enthalten sind auch die Bestände der Hauptabteilung-Umsiedler, die im Januar 1949 vom Ministerium für Arbeit und Sozialfürsorge an das Ministerium des Innern übergeben wurde. Einige untersuchte Dokumente stehen aus persönlichkeitsrechtlichen Gründen nach wie vor nur eingeschränkt zur Verfügung. Da ein Großteil der aus Ungarn vertriebenen Deutschen in der zweiten Vertreibungswelle in Pirna erstaufgenommen wurde, finden sich im Stadtarchiv Pirna vermehrt auch gruppenspezifische Akten, so etwa originale Registrierungslisten aus den Erstaufnahmeeinrichtungen. Zudem ließen sich hier auch Unterstützungsgesuche, Einbürgerungsanliegen und Beschwerden von Umsiedlern aus Ungarn finden.

[23] Siehe Rosenthal: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte 1995, 14.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

gelang, die durch die Vertreibungen hervorgerufene Identitätskrise zu bewältigen. Die als schlecht erfahrene Lebenssituation, die Konfrontation mit dem Fremden und die Erfahrung sozialer Marginalisierung sind Erinnerungsmomente, die den Eingliederungsprozess in den Aufnahmegebieten bestimmten. Die Heimkehr wurde im Prozess von Vertreibung und Aufnahme für Viele zu einem zentralen Lebensziel. Die Betroffenen sehnten sich aus verschiedensten Gründen zurück in die Strukturen der „alten Heimat". Die Gründe für die Remigration waren dabei sehr vielfältig und sind nur schwer zu typologisieren, da sich die unterschiedlichen Rückkehrmotive überlagern und stets in einem engen kausalen Zusammenhang stehen. Deutlich aber wurde, dass die abstrakte Kategorie Heimweh die zentrale Rolle für die später vollzogene Rückkehr nach Ungarn einnahm. Zudem spielten im Einzelfall neben der Erfahrung materieller Unsicherheit auch weiterhin bestehende soziale und familiäre Bindungen und Netzwerke in den Heimatgemeinden eine Rolle bei der individuellen Entscheidung für die Rückkehr in die ungarische Heimat. Im Weiteren werden der Verlauf der Reintegration in den Heimatgemeinden und die retrospektive Bewertung der Heimkehr auf Grundlage der Lebenserinnerungen diskutiert.

Abschließend werden in einer gesonderten Darstellung Fragen nach Identität, Selbstverständnis und Zugehörigkeit untersucht. Diese Fragen nehmen in den hier analysierten Lebensgeschichten zwangsläufig eine wichtige Stellung ein. Die *hazatértek* wurden in den Heimatgemeinden in Ungarn als Mitglieder einer Minderheitengruppe im Spannungsfeld zwischen Minderheit und Mehrheit sozialisiert. Insbesondere aber die erzwungene Emigration, die Aufnahmeerfahrungen in den Besatzungsgebieten Deutschlands, die eigentliche Remigration und die Re-etablierung in Ungarn waren für die Betroffenen Lebenserfahrungen, die wesentlich zur Ausbildung ihres persönlichen Verständnisses von Zugehörigkeit beigetragen haben. Die Selbstwahrnehmung der *hazatértek* ist somit durch die persönlich erlebte (Re-)Migrationsgeschichte und die Lebenserfahrungen im hier und dort geprägt.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

2. Grundlagen

2.1. Heimat und Identität

Identität wird meist mit Fragestellungen wie „Wer bin ich?“, „Wie bin ich geworden, was ich bin?“ oder „Wo gehöre ich hin?“, also mit Fragen rund um die Ausprägung der eigenen Persönlichkeit verknüpft.[24] In diesem Sinne ist Identität ein essentielles Bedürfnis des Menschen, das dem Einzelnen ermöglicht, sich selbst in der Wirklichkeit zu verorten. Die Frage nach Identität beeinflusst dabei im Grund alle Lebensbereiche. Identität dient der persönlichen Selbst- und Fremdeinordnung, der „Gestaltung sozialer Beziehungen“, als persönliche „Handlungsorientierung“ und nicht zuletzt auch als allgemeine Sinngebung.[25] Aufgrund dieser Vielgestaltigkeit hat der Begriff in der kultur- und sozialwissenschaftlichen Theoriebildung unterschiedlichste Definitionen erlangt.[26] Als grundlegend für die gegenwärtige theoretische Auseinandersetzung mit Identität gelten die Arbeiten von Erik H. Erikson,[27] der davon ausging, dass Identität nicht als starres Konzept zu begreifen ist, sondern als ein performativer Prozess, der einer lebenslangen psychosozialen Entwicklung unterliegt.[28] Insbesondere krisen- und konflikthafte Lebenserfahrungen im Laufe der Sozialisation und der persönlichen biologischen Entwicklung sowie das gesellschaftliche, kulturelle und soziale Umfeld haben nach Erikson Einfluss auf die individuelle Identitätsentwicklung. Erikson geht somit davon aus, dass das Selbstbild eines Individuums und die Formen individueller Zugehörigkeit im Laufe eines Lebens einer permanenten Veränderung, Anpassung und Neubewertung

[24] Siehe Müller, Bernadette: Empirische Identitätsforschung. Personale, soziale und kulturelle Dimensionen der Selbstverortung, Wiesbaden 2011, 15.

[25] Ebd., 370–371.

[26] Ein umfassender Überblick über die „Historischen Entwicklungslinien des Identitätsbegriffs“ und dessen Anwendung in den verschiedenen Wissenschaftsbereichen ist zu finden in ebd., 19–72.

[27] Abels, Heinz: Identität. Über die Entstehung des Gedankens, dass der Mensch ein Individuum ist, den nicht leicht zu verwirklichenden Anspruch auf Individualität und die Tatsache, dass Identität in Zeiten der Individualisierung von der Hand in den Mund lebt, Wiesbaden 2006, 44f.

[28] Vgl. dazu das Modell „Gelungene Identitätsbildung im Laufe des Lebenszyklus bei Erikson“ in Müller, Empirische Identitätsforschung 2011, 31.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

unterliegen. Identität wird diesen Annahmen folgend nicht als vorherbestimmte Konstante begriffen, sondern als dynamischer und variabler Vorgang.[29]

Wie auch Erikson herausstellte, bezieht sich Identität nicht nur auf das Individuum und dessen Personalität (auf das Selbst), sondern auch auf das soziale Umfeld sowie auf Gruppen, Gesellschaften und Kollektive. Die Familie, die Dorfgemeinschaft, Freundschaften und andere direkte soziale Bezugssysteme sind für die Ausprägung von Identität ebenso von Bedeutung wie ethnische, kulturelle oder nationale Dispositionen.[30] Individuell erfolgt die Identifikation deshalb auch nicht isoliert, sondern es besteht eine Wechselwirkung zwischen personaler und kollektiver Identifikation. Diese inneren Zusammenhänge werden in der jüngeren identitätstheoretischen Forschung als konstitutive Elemente von Identität betrachtet. So stellt etwa Wolfgang Kaschuba heraus, dass Identität „immer sowohl eine Ich- als auch eine Wir-Identität, zwei sich ineinander verschränkende Bedeutungsdimensionen von Selbstsein und Dazugehören“ beinhaltet. „Individuelle und kollektive Identitätsvorstellungen sind zwar nicht 'identisch', aber sie gehen immer wieder Hand in Hand“.[31] Auch Jan Assmann betont, dass jede Form von Identifikation auf der subjektiven Empfindung beruht, zu einer Gruppe oder Gemeinschaft zugehörig bzw. nicht-zugehörig zu sein. Die individuelle Entwicklung dieses Verständnisses wiederum ist eingebettet in einen lebenslangen Prozess der Aushandlung, Konstruktion und Internalisierung, der sich unter Umständen sehr komplex, flexibel und dynamisch darstellt und von verschiedensten Faktoren beeinflusst wird: „Unter einer *kollektiven* oder *Wir-Identität* verstehen wir das Bild, das eine Gruppe

---

[29] Siehe hierzu insbesondere das Kapitel „Wachstum und Krisen der gesunden Persönlichkeit“ in Erikson, Erik H.: Identität und Lebenszyklus, Frankfurt am Main 1973, 55–122.

[30] „Einerseits prägt das Kollektiv die Identität seiner Mitglieder. Andererseits produzieren diese fortwährend das Kollektiv, indem sie dem kommunikativen Handeln eine gemeinsame Identität zugrunde legen. Die persönliche Identität ist daher eingebettet in eine kollektive Identität, auf die die Angehörigen in ihren Verständigungsprozessen Bezug nehmen und in der sie sich dabei zugleich wiedererkennen.“ Siehe Hoffmann, Lutz: Der Volksbegriff uns seine verschiedenen Bedeutungen: Überlegungen zu einer grundlegenden Kategorie der Moderne, in: Bade, Klaus (Hg.): Migration – Ethnizität – Konflikt: Systemfragen und Fallstudien, IMIS-Schriften I, Osnabrück 1996, 149–170, hier 157.

Schon Max Weber betonte in der Arbeit 1921/1922 erstmals erschienen Abhandlung „Wirtschaft und Gesellschaft“ den subjektiven Charakter jeder Form ethnischer Vergemeinschaftung. Siehe hierzu das Kapitel „Ethnische Gemeinschaftsbeziehungen“ in Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie, Studienausgabe, Tübingen 1980, 216–226.

[31] Kaschuba, Wolfgang: Einführung in die Europäische Ethnologie, München 2003, 134.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

von sich aufbaut und mit dem sich deren Mitglieder identifizieren. Kollektive Identität ist eine Frage der *Identifikation* seitens der beteiligten Individuen. Es gibt sie nicht 'an sich', sondern immer nur in dem Maße, wie sich bestimmte Individuen zu ihr bekennen. Sie ist so stark oder so schwach, wie sie im Bewußtsein der Gruppenmitglieder lebendig ist und deren Denken und Handeln zu motivieren vermag."[32]

Identität ist kein eindeutiges Konzept. So können im Prozess der Identitätsbildung vom Einzelnen unter Umständen auch mehrere, scheinbar miteinander konkurrierende Identitätselemente übernommen werden. Dies betrifft insbesondere migrations- oder minderheitenspezifische Kontexte. Im wissenschaftlichen Diskurs ist in diesem Zusammenhang von der Ausbildung mehrfacher Identitäten oder auch Doppelidentitäten die Rede. Zudem kann je nach dem „interaktionalen Umfeld" zwischen verschiedenen Identitätskategorien gewechselt werden. Identität ist demnach situativ und „kontextspezifisch". In den Cultural Studies wird dieses Phänomen durch den Begriff Hybridität gekennzeichnet. Nicht zuletzt besteht auch die Möglichkeit der partiellen, das heißt teilweisen Übernahme von Identitätselementen. Dies geschieht immer dann, wenn sich „ein Individuum weder vollständig als Mitglied einer ethnischen Gruppe noch als Mitglied einer anderen ethnischen Gruppe" fühlt, wie Elena Makarova herausstellt. Gerade in Minderheitensituationen oder im Zuge von Migrationen spielen für den Einzelnen oft mehrere Identifikationen eine Rolle und die Betroffenen wechseln bewusst oder unbewusst zwischen verschiedenen Identitätselementen.[33]

Auch im kollektiven Bewusstsein der Ungarndeutschen bestehen unterschiedliche, zum Teil scheinbar miteinander konkurrierende Identifikationsmöglichkeiten. Im Umfeld der ungarischen Mehrheitsgesellschaft war eine ethnische, nationale, kulturelle und

---

[32] Siehe Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1992, 132; hier zit.n. Fata, Márta: Migration im Gedächtnis. Auswanderung und Ansiedlung in der Identitätsbildung der Donauschwaben, in: Fata, Márta (Hg.): Migration im Gedächtnis. Auswanderung und Ansiedlung im 18. Jahrhundert in der Identitätsbildung der Donauschwaben, Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde 16, Stuttgart 2013, 7–22, hier 8.

[33] Siehe das Typologisierungsmodell nach Makarova, Elena: Akkulturation und kulturelle Identität: eine empirische Studie unter Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund in der Schweiz, Bern/Stuttgart/Wien 2008, 59–60. Außerdem Heckmann, Friedrich: Ethnos – eine imaginierte oder reale Gruppe? Über Ethnizität als soziologische Kategorie, in: Hettlage, Robert; Deger, Petra; Wagner, Susanne (Hrsg.): Kollektive Identität in Krisen. Ethnizität in Religion, Nation, Europa, Opladen 1997, 46–55, hier 53.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

sprachliche Selbstvergewisserung der Gruppe und ihrer Mitglieder seit jeher notwendig. In diesem Prozess entstanden vielfältige Formen der Selbst- und Fremdwahrnehmungen, was sich auch in der Vielfältigkeit der Begriffe, die zur Bezeichnung der deutschen Bevölkerung Ungarns Anwendung finden, spiegelt. Im gegenwärtigen Ungarn wird die Gruppe offiziell mit dem Begriff Ungarndeutsche (ung. „Magyarországi németek“) bezeichnet.[34] Aufgrund ihrer Jahrhunderte währenden Siedlungsgeschichte[35] gilt die deutsche Volksgruppe in Ungarn zudem als eine „historische nationale Minderheit“.[36] Als generalisierende Fremd- und Eigenbezeichnung für die deutschsprachige Bevölkerung der Region hat sich seit der Kolonisation des pannonischen Raums im 17. und 18.

[34] Zur Problematik der ungarndeutschen Identität vgl. Seewann, Gerhard (Hg.): Ungarndeutsche und Ethnopolitik. Ausgewählte Aufsätze (A Magyarországi németek és az etnopolitika), Budapest 2000. Als nationale Minderheiten werden in Ungarn diejenigen Minderheitengruppen bezeichnet, die in einem anderen Staat eine Mehrheit bilden. Siehe Kappel, Péter; Tichy, Ellen: Minderheiten und Minderheitenmedien in Ungarn. in: Tichy, Ellen (Hg.): Minderheiten und Medien. Die Repräsentanz der ungarndeutschen Minderheit in den Medien, Hamburg 2010 Schriften zur Medienwissenschaft 26, 14–26, hier 15.

[35] Auf dem gesamten Gebiet des heutigen und historischen Ungarn leben in mehr oder minder zusammenhängenden Siedlungslandschaften deutschsprachige Bevölkerungsgruppen. Die wesentlichen Siedlungsregionen von Deutschen im heutigen Ungarn sind das Ofener Bergland und das Ungarische Mittelgebirge westlich des heutigen Budapest, die Schwäbische Türkei südlich des Plattensees und westlich der Donau, und die Batschka an den südöstlichen Ausläufen der Donau. Die hier vorgenommene Einteilung ist einer kartographischen Darstellung der deutschen Siedlungsregionen in Mittel- und Südosteuropa entnommen. Siehe dazu die Abbildung in Glass, Christian (Hg.): Migration im Donauraum. Die Ansiedlung der Deutschen im 18. Jahrhundert und ihre Folgen, Ulm 2012, 18.

Ein Großteil dieser Siedlungsgruppen geht auf habsburgische Kolonisationsbemühungen zurück, die nach dem Rückzug der osmanischen Besatzungstruppen aus dem Königreich Ungarn Ende des 17. Jahrhunderts begannen. Vor allem seit den 1720er Jahren setzte eine immense Zuwanderung von deutschstämmigen Siedlern in die südliche Donauregion ein. Diese wurde durch die ungarischen Stände und die habsburgischen Herrscher forciert und durch Impopulationsverordnungen (1689, 1723), Neubesiedlungspatente (1763, 1772, 1782) oder durch Einrichtungsbefehle (1719) gesteuert. Die größte Zuwanderergruppe bildeten Siedler aus dem Süden des Heiligen Römischen Reichs, aus Bayern und aus Oberschwaben. Bis 1720 waren rund 400.000 Siedler aus der oberen Donauregion in das Königreich Ungarn gelangt. 1805 lebten hier bereits 1.1 Millionen deutschsprachige Siedler in der Region. Gründe für die Auswanderungen waren hauptsächlich die sozialen und ökonomischen Missstände in den Herkunftsregionen und die Aussicht auf Land- und Grundbesitz in Ungarn. Die Siedler wurden mit verschiedenen Vergünstigungen, wie der Gewährung von Freizügigkeit oder der Befreiung von Steuern und Abgabeleistungen angeworben. Die kulturelle, ethnische oder konfessionelle Herkunft der Siedler spielte für die anwerbenden Grundherren kaum eine Rolle. Zentrale Ausgangspunkte der Kolonistenbewegungen waren Städte wie Ulm, Donauwörth oder Günzburg. Siehe Seewann, Gerhard: Die ungarischen Schwaben. Einige zentrale Aspekte ihrer Geschichte, in: Alzheimer, Heidrun; Doering-Manteuffel, Sabine; Drascek, Daniel; Treiber, Angela (Hrsg.): Ungarn, Jahrbuch für Europäische Ethnologie 8, Paderborn/München/Wien/Zürich 2013, 173–198, hier 176–177. Siehe zudem Seewann, Gerhard: Zur Geschichte der „Schwaben an der Donau“, in: Glass, Christian (Hg.): Migration im Donauraum. Die Ansiedlung der Deutschen im 18. Jahrhundert und ihre Folgen, Ulm 2012, 20–30, hier 23–27.

[36] von Klimó, Árpád: Ungarn seit 1945, Göttingen 2006, 15.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Jahrhundert im alltäglichen Sprachgebrauch darüber hinaus der Begriff „Schwaben“ (ung. „svábok“) etabliert.[37] In landeskundlichen Publikationen des 19. Jahrhunderts, wie etwa im „Kronprinzenwerk“, ist dezidiert von „Schwaben“ bzw. „sváb“ die Rede, wenn die im südlichen Donauraum lebende deutschsprachige Bevölkerung gemeint war.[38] Im Zuge der territorialen Neuordnung Europas durch die Pariser Vorortverträge wurde die im Königreich Ungarn lebende deutsche Bevölkerungsgruppe durch die nach ethnisch-sprachlichen Kriterien vorgenommene Grenzziehung getrennt und die deutsche Minderheiten der Region fand sich nun als nationale Minderheit in neuen staatlichen Kontexten wieder. Die in den neuen Nationalstaaten lebenden deutschen Minderheitengruppen solidarisierten meist mit den jeweils neuen Nationalstaaten. Gleichzeitig etablierte sich im Zuge dessen die Gruppenbezeichnung „Donauschwaben“ als grenzübergreifende Bezeichnung für die deutschstämmige Bevölkerung im südlichen Donauraum. Der Begriff wurde von den in Ungarn Anfang des Jahrhunderts wirkenden Geographen Hermann Rüdiger und Robert Sieger eingeführt und vereint den ethnisch-sprachlichen Aspekt („Schwaben“) mit dem territorial-räumlichen Aspekt („Donau“) des Siedlungsphänomens.[39] Im Alltagsgebrauch wird der Begriff von den Betroffenen allerdings nur selten verwendet, da dieser keine Rückschlüsse auf die nationale und regionale Identität der jeweiligen Gruppe zulässt. Die Donauschwaben sind als Gruppe kulturell und sprachlich sehr heterogen. Bis in die Gegenwart hinein sind Mundarten, religiöse Praxis und Brauchtum lokal sehr unterschiedlich ausgeprägt. Vielen

[37] Der ungarische Begriff „sváb“ wurde bereits seit dem 15. Jahrhundert als Bezeichnung für die deutschen Siedler in Ungarn verwendet. Seewann: Die ungarischen Schwaben 2013, 173.

[38] Siehe Prosser-Schell, Michael: Volkskunde/Europäische Ethnologie und die „Donauschwaben“-Forschung. Ausgewählte prinzipielle und exemplarische Probleme, in: Alzheimer, Heidrun; Doering-Manteuffel, Sabine; Drascek, Daniel; Treiber, Angela (Hrsg.): Ungarn, Jahrbuch für Europäische Ethnologie 8, Paderborn/München/Wien/Zürich 2013, 199–212, hier 199.

[39] Als „Donauschwaben“ werden einer allgemeinen Definition des Lexikons zur Geschichte Südosteuropas entsprechend das „auf die drei Staaten Ungarn, Jugoslawien u. Rumänien verteilte Deutschtum im pannonischen Raum“ bezeichnet. Siehe „Donauschwaben“, in: Hösch, Edgar; Nehring, Karl; Sundhaussen, Holm; Clewing, Konrad; Ursinus, Michael (Hrsg.): Lexikon zur Geschichte Südosteuropas, Südost-Institut München, Wien/Köln/Weimar 2004, 201. Vgl. auch Röder, Annemarie: Deutsche, Schwaben, Donauschwaben: Ethnisierungsprozesse einer deutschen Minderheit in Südosteuropa, Schriftenreihe der Kommission für Deutsche und Osteuropäische Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V./ Deutsche Gesellschaft für Volkskunde 78, Marburg 1998, 29.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Ungarndeutschen dienen deshalb insbesondere lokale Konnotationen als Ankerpunkte ihrer Identität.[40]

Aufgrund der spezifischen Minderheitensituation der Deutschen in Ungarn zeichnet sich eine ungarndeutsche Identität heute zwangsläufig durch ein Mehrfaches, zumindest aber durch ein doppeltes Zugehörigkeitsbekenntnis aus. Einer Typologie Gerhard Seewanns folgend, lassen sich aus gegenwärtiger Perspektive im Wesentlichen vier Typen einer ungarndeutschen Identität feststellen. Dieser Einordnung entsprechend, hält der Traditionstypus „Hungarus" an dem Bekenntnis zur deutschen Kultur in Ungarn fest, indem dieser die regional spezifische ungarndeutsche Mundart und Sprache sowie nach Möglichkeit auch traditionelle Riten pflegt. Gleichsam aber ist dieser Typus ein bekennender Teil der ungarischen Gesellschaft und hat eine stark nationale Identifikation mit Ungarn. Auch der Traditionstypus „Völkisch" hält an dem Bekenntnis zur deutschen Kultur und Sprache fest und praktiziert dieses Bekenntnis auch. Gleichzeitig betont dieser die innere Beziehung zum „deutschen Mutterland", was letztlich in Konkurrenz zu einer nationalen Identifikation mit Ungarn steht. Eine weitere von Seewann typisierte Identitätsvariante „halb Ungar und Ungarndeutscher" beschreibt den Typus einer zerstreut-diffusen Identität. Dieser Typus verweist nur dann auf seine deutsche Herkunft, wenn dies einen mittelbaren Nutzen hat und eine „deutsche" Herkunft in irgendeiner Form funktionalisiert werden kann. Nicht zuletzt ist auch das Schwinden oder die Aufgabe einer ungarndeutschen Identität eine mögliche Identitätsvariante: „German background". Dieser Identitätstyp hat keine konkrete Beziehung zur deutschen Vergangenheit und ist in Ungarn weitgehend assimiliert. Unter Umständen wird der Verlust der Identität durch einen gesteigerten „ungarischen Nationalismus kompensiert".[41]

Die Frage der Identität kristallisiert sich in den hier analysierten Lebensgeschichten insbesondere in dem Begriff *Heimat*. Aus kultursoziologischer Sicht hat Heimat viele Dimensionen. In erster Linie wird Heimat aber als eine persönliche Kategorie der

[40] Siehe das Kapitel „Wo liegt die Heimat?" in Bindorffer, Györgyi: „Wir Schwaben waren immer gute Ungarn", Publikationen des Forschungsinstituts für ethnische und nationale Minderheiten der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Budapest 2005, 88–96.

[41] Siehe dazu das Typisierungsmodell „Varianten ungarndeutscher Identität" in Seewann, Geschichte der Deutschen in Ungarn II 2012, 398.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

räumlichen Selbstzuordnung definiert. In dem Begriff spiegelt sich die persönliche, meist positiv konnotierte Beziehung eines Menschen zu einem bestimmten sozialen Raum.[42] Nach einer Definition Hermann Bausingers ist Heimat deshalb eine „Nahwelt, die verständlich und durchschaubar ist, als Rahmen, in dem sich Verhaltenserwartungen stabilisieren, in dem sinnvolles, abschätzbares Handeln möglich ist – Heimat also als Gegensatz zu Fremdheit und Entfremdung, als Bereich der Aneignung, der aktiven Durchdringung, der Verlässlichkeit".[43] Damit bringt Bausinger einen theoretischen Aspekt zur Sprache, der auch in der jüngeren Migrationsforschung immer wieder betont wird. Heimat lässt sich nicht eindeutig an einen Raum, einen Ort oder eine Gegend koppeln, sondern konstruiert sich für den Einzelfall insbesondere aus den persönlichen sozial-lebensweltlichen Erfahrungen. Es sind „kulturelle, soziale und zeitliche Dimensionen und Assoziationen wie etwa Sprache, soziale Kontakte und Erinnerungen, die Heimat (–) erfahrbar machen", wie Sarah Scholl-Schneider und Natalia Donig in der Einleitung zu dem Band „Heimat als Erfahrung und Entwurf" herausstellen.[44] Heimat ist kein dabei kein statischer Begriff, sondern ebenso wie Identität als flexible Konstruktion zu begreifen.[45]

Für den Einzelnen hat Heimat verschiedenste Funktionen inne. So ist Heimat nicht nur der Ort der alltäglichen Lebenswelt, sondern auch der der persönlich-soziale Interaktionsraum, der dem Einzelnen Mitwirkung und Teilhabe ermöglicht. Jeder Einzelne trägt selbst zur Gestaltung dieser Lebenswelt bei. Gleichzeitig erfüllt Heimat

---

[42] Stark, Joachim: Einige grundsätzliche Überlegungen zum Heimatbegriff, in: Heumos, Peter (Hg.): Heimat und Exil. Emigration und Rückwanderung, Vertreibung und Integration in der Geschichte der Tschechoslowakei. Vorträge der Tagungen des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 20. bis 22. November 1992 und bis 21. November 1993, München 2001, 85–98, 1–14, hier 3.

[43] Bausinger, Hermann: Heimat und Identität, in: Bausinger, Hermann; Köstlin, Konrad (Hrsg.): Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur, Neumünster 1980, 9–24, hier 20. Zu den verschiedenen Einordnungsmöglichkeiten des Heimatbegriffs und dessen historische Bedeutungsentwicklung siehe Reinholz, Halrun: Über den Begriff Heimat in der Volkskunde, in: Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg (Hg.): Heimat. Ethnologische und literarische Betrachtungen, Stuttgart 1995, 9–16. Vgl. auch Bausinger, Hermann: Heimat in einer offenen Gesellschaft. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte, in: Bundesamt für politische Bildung (Hg.): Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven, Bonn 1990, 76–90.

[44] Siehe hierzu Donig, Natalia; Scholl-Schneider, Sarah: Einleitung, in: Donig, Natalia; Flegel, Silke; Scholl-Schneider, Sarah (Hrsg.): Heimat als Erfahrung und Entwurf, Gesellschaft und Kultur – Neue Bochumer Beiträge und Studien 7, Berlin 2009, 13–32, hier 24.

[45] Vgl. Krauss, Marita: Heimat – eine multiperspektivische Annäherung, in: Donig, Natalia; Flegel, Silke; Scholl-Schneider, Sarah (Hrsg.): Heimat als Erfahrung und Entwurf, Gesellschaft und Kultur – Neue Bochumer Beiträge und Studien 7, Berlin 2009, 33–52.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

auch eine Ordnungsfunktion, indem diese bestimmte sozial-lebensweltliche Regeln, Vorstellungen und Anschauungen transportiert und symbolisch – etwa in Form von Tradition und Religion – vermittelt.[46] Diese Funktionalisierbarkeit von Heimat wird im Zuge von Migrationen in Frage gestellt, denn der Wohnortwechsel bedeutet für den Einzelnen, dass dieser die Vertrautheit und Selbstverständlichkeit eines sozialen Raumes verlässt und so gleichsam Heimat zurücklässt. In einem neuen Umfeld werden anerkannte soziale Rollen, kulturelle Werte und lebensweltliche Gültigkeiten, die durch die Sozialisation und die Alltagserfahrungen in der Heimat internalisiert wurden, konkurriert. Das Verlassen eines als Heimat begriffenen Ortes und die Konfrontation mit dem Anderen, dem Fremden, macht für den Einzelnen eine Neuorientierung notwendig. So sind jeder Migration, gerade wenn diese nicht freiwillig, sondern unter Zwang erfolgt, Identitätsfragen immanent. Die, durch die Enteignungen und Vertreibungen hervorgerufene innere Krise der Identität, wird von Heimatvertriebenen und Flüchtlingen dabei häufig mit der Erfahrung des „Heimatverlusts" gleichgesetzt. Für viele Vertriebene bekam *Heimat* erst durch die Erfahrung des Verlusts eine Bedeutung.

2.2. Grundzüge der Remigrationsforschung

Die Begriffe „Remigration" und „Rückkehr" bezeichnen „Teilbereiche von Migrationsprozessen", die im migrationstheoretischen wissenschaftlichen Diskurs dann verwendet werden, „wenn Personen in ihr Herkunftsland zurückkehren, nachdem sie eine signifikante Zeit nicht im Land verbracht haben".[47] Eine Remigration setzt diesen Annahmen entsprechend zunächst eine vorhergegangene Emigration bzw. das freiwillige

[46] Nach einer Einordnung von Ina-Maria Greverus erfolgt die Identifikation des Einzelnen mit einem Ort auf vier Ebenen. Zunächst nennt sie dabei die instrumentale Raumorientierung, die sich auf die Beziehung des Menschen zu den Orten, an denen alltägliche Bedürfnisse erfüllt werden (Schule, Arbeitsplatz, Geschäfte usw.) bezieht. Die Möglichkeit der Partizipation, Gestaltung und Teilhabe bezeichnet Greverus als kontrollierende Raumorientierung. Weiterhin existiert nach Greverus eine sogenannte soziokulturelle Raumorientierung. Gemeint ist sind die Beziehungskonstellationen und das Wechselspiel sozialer Kontakte innerhalb eines Raums. Als symbolische Raumorientierung bezeichnet sie Formen der individuellen Orientierung, die sich auf ästhetische und symbolgeladene Bindungen eines lokalen Raumes bezieht. Hiermit sind Feste, Brauchtum und Tradition gemeint. Vgl. Greverus, Ina-Maria; Schilling, Heinz: Heimat Bergen-Enkheim. Lokale Identität am Rande der Großstadt, Frankfurt 1982, 12. Nach Back, Nikolaus; Veit, Yvonne: Eine neue Sicht auf Stuttgart-Giebel?, in: Köhle-Hezinger, Christel (Hg.): Neue Siedlungen – Neue Fragen, Eine Folgestudie über Heimatvertriebene in Baden-Württemberg – 40 Jahre danach, Tübingen 1995, 191–216, hier 206.

[47] Currle: Theorieansätze zur Erklärung von Rückkehr und Remigration 2006, 7.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

oder erzwungene Verlassen eines als Heimat begriffenen Ortes voraus. Auch die Historikern Marita Krauss bringt in „Heimkehr in ein fremdes Land. Geschichte der Remigration nach 1945“ diesen zentralen theoretischen Aspekt der Remigration zur Sprache: „Die Geschichte der Remigration steckt voller Brüche und Widersprüche. Es bleibt aber vor allem die Geschichte von Einzelschicksalen. Untrennbar ist mit ihr die Vorgeschichte verbunden: die Emigration“.[48] Die Remigration ist somit ein spezifischer Fall von Migration, der nicht als isolierter Prozess verstanden werden kann, sondern stets als Folgeprozess von Auswanderung, Abwanderung, Emigration oder Vertreibung zu begreifen ist.[49]

Eine Remigration kann verschiedene Formen annehmen. Eine Rückkehr kann legal oder illegal erfolgen, regulär oder irregulär, freiwillig oder unter Zwang, im Alleingang oder in der Gruppe. In der Wissenschaftssprache existieren deshalb verschiedenste terminologische Annäherungen für dieses spezifische Migrationsverhalten. So wird in der Forschung von „return migration“, „homeward migration“, „return flow“, „Heimkehr“, „Rückkehr“ und „Repatriierung“ gesprochen, um Rückwanderungsprozesse zu beschreiben. Als Gemeinsamkeit teilen all diese Begriffe die Annahme, dass es sich bei einer Rückwanderung um eine herkunftsorientierte Migration handelt. Ziel einer Remigration ist die Rücksiedlung in das ursprüngliche Herkunftsland, die ursprüngliche Herkunftsregion oder den Herkunftsort.[50]

Die Erforschung von Rückwanderungsbewegungen liefert vielerlei Möglichkeiten der Annäherung an zentrale kulturanthropologische Fragestellungen, denn im Verlauf einer mehrfachen Migration werden von den Betroffenen individuelle Konzeptionen von nationaler, kultureller, sozialer und ethnischer Zugehörigkeit in Frage gestellt und neu ausgehandelt. Vor allem aber hat eine Migration auf den Migranten selbst und seine persönlich-soziale Umgebung entscheidenden Einfluss. Die Migration bedeutet einen Einschnitt in dessen persönliche und soziale Umwelt, dessen „ökonomische, kulturelle

48 Siehe Krauss, Marita: Heimkehr in ein fremdes Land: Geschichte der Remigration nach 1945, München 2001, 7.

49 Vgl. Cassarino, Jean-Pierre: Theorising return migration. The conceptual approach to return migrants revisited, in: International Journal on Multicultural Societies 6/2004, 253–279.

50 Siehe Laaser, Mirjam: Rückkehr und Entwicklung. Folgen von Rückkehr im Herkunftsland, Bielefeld 2008, 5.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

und soziale Lebensbedingungen, dessen Orientierungen, Wertesysteme, Verhaltensweisen und Identitätsentwicklung."[51] Im Prozess von Rückwanderungsbewegungen unterliegt das Selbstbild der Akteure und deren personale Identität zwangsläufig einer mehrfachen Anpassung, Neubewertung und Veränderung. Die Emigration, der Eingliederungsprozess in den entsprechenden Aufnahmeregimen, die eigentliche Rückkehr und der Verlauf der Reintegration in den Herkunftsregimen haben entscheidenden Einfluss auf das Selbst- und Fremdbild der Betroffenen und deren persönlichen Selbstzuordnungen. Darüber hinaus hat eine (Re-)Migration in jeder seiner möglichen Formen und Ausprägungen auch Einfluss auf die sozialen und gesellschaftlichen Strukturen des Herkunfts- und Aufnahmelands. Auch die aufnehmende Gesellschaft ist von einer Migration betroffen. Die Untersuchung von Remigrationsbewegungen liefert vor diesem Hintergrund in vielerlei Hinsicht Aufschluss über „Konzepte wie Heimat und Identität oder über Zugehörigkeiten und Wahrnehmung von Fremdem und Eigenem", wie Sarah Scholl-Schneider herausstellt.[52]

Die Ursachen, Abläufe und Folgen von Heimkehr, Rückkehr und Remigration rücken immer mehr in den Blickpunkt kultur- und geschichtswissenschaftlicher Forschungen.[53] Dabei dominieren bislang Untersuchungen über den gesellschaftlichen und kulturellen Einfluss von remigrierten Eliten auf die Abwanderungs- bzw. Zuwanderungsgesellschaften. Aber auch theoretische Aspekte der Remigration, der durch

---

[51] von Lersner, Ulrike: Flüchtlinge in Deutschland: Eine psychologische Analyse der Freiwilligen Rückkehr, Konstanz 2008, 12.

[52] Scholl-Schneider, Sarah: „Aber mein Mann wollte nicht mehr, der wollte nach Hause zurück." Die Option der Remigration für die deutsche Auswanderung aus dem östlichen Europa in Übersee, in: Fendl, Elisabeth; Kasten, Tilman; Mezger, Werner; Prosser-Schell, Michael; Retterath, Hans-Werner; Volk, Teresa (Hrsg.): Auf nach Übersee! Deutsche Auswanderung aus dem östlichen Europa, Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde 54, Münster/New York/München/Berlin 2013, 132–149, hier 132.

[53] Die Untersuchung von Rückwanderungsbewegungen gestaltete sich bisweilen kompliziert, denn Remigration wurde in amtlichen Statistiken bis dato kaum erfasst. Erst in jüngerer Zeit – auch weil Rückkehrprogramme politisch zunehmend forciert werden – wird von offizieller Seite aktiv eine Erfassung von Rückwanderungen betrieben. Auch für die, in dieser Arbeit beschriebenen Rückwanderungsbewegungen nach Ungarn für die Zeit von 1946 bis 1956 liegen keine konkreten statistischen Erhebungen vor. Zur Problematik des Umgangs mit Rückwanderungsstatistiken siehe Currle: Theorieansätze zur Erklärung von Rückkehr und Remigration 2006, 8. Außerdem Glettler, Monika: Zur Problematik der Rückwanderung aus den USA nach Südosteuropa vor dem Ersten Weltkrieg, in: Heumos, Peter (Hg.): Heimat und Exil. Emigration und Rückwanderung, Vertreibung und Integration in der Geschichte der Tschechoslowakei. Vorträge der Tagungen des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 20. bis 22. November 1992 und bis 21. November 1993, München 2001, 85–98, hier 90–95.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

eine Remigration einhergehende Wissens- und Erfahrungstransfer und der Einfluss von Rückwanderungsbewegungen auf die Identitätsentwicklung der beteiligten Akteure rücken zunehmend in den Blickpunkt der Forschungen.[54]

Eine zentrale Fragestellung der Remigrationsforschung ist die Frage nach den Ursachen und Motiven für eine Rückkehr. Die klassischen Erklärungsansätze, die die Entscheidung für eine Remigration (wie auch für Migrationen) als ökonomisch motivierte Reaktion begriffen und versuchten Remigrationsentscheidungen nach einem einfachen Push-Pull-Modell zu bestimmen, sind bisweilen überholt. In jüngeren soziologischen und kulturwissenschaftlichen Ansätzen wird davon ausgegangen, dass Remigrationen individuell verschiedenste Motive und Ursachen haben, die sich gegenseitig bedingen und überlagern. Insbesondere durch die Entwicklungen in der Transnationalismusforschung bekam die Remigrationsforschung eine neue Stoßrichtung.[55] Migration wird in der Transnationalismusforschung nicht weiter als ein eindirektionaler, sondern als multidirektionaler Prozess verstanden. Mit Blick auf die modernen Formen von Kommunikation und Mobilität könne der soziale Raum einer Migrationsgeschichte nicht weiter auf ein Ausgangs- und ein Aufnahmegebiet beschränkt

[54] Im Folgenden sind beispielhaft einige bibliographische Hinweise zu Arbeiten der jüngeren kulturwissenschaflichen Remigrationsforschung zusammengefasst. Vgl. Frackowiak, Johannes: Polnische Remigration aus der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands in die „Wiedergewonnen Gebiete“ Polens nach 1945, in: Inter finitimos 6/2008, 135–146. Vgl. den Sammelband Kaiser, Markus; Schönhuth, Michael (Hrsg.): Zuhause? Fremd? Migrations- und Beheimatungsstrategien zwischen Deutschland und Eurasien, Bibliotheca Eurasica 8, Bielefeld 2015. Vgl. Krauss: Heimkehr in ein fremdes Land 2001. Vgl. Krauss, Marita: Exil, Neuordnung und Erneuerung Deutschlands: Jüdische Remigranten im politischen Leben Nachkriegs-Deutschlands, in: Erler, Hans; Paucker, Arnold; Ehrlich, Ernst Ludwig (Hrsg.): „Gegen alle Vergeblichkeit“: Jüdischer Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Frankfurt am Main 2003, 388–406. Vgl. Menzel, Birgit (Hg.): Rückkehr in die Fremde? Ethnische Remigration russlanddeutscher Spätaussiedler, Ost-West-Express 21, Berlin 2014. Papp, Kornélia: Remigranten in der SBZ/DDR und in Ungarn nach 1945. Ein Vergleich, Göttingen 2009. Pasdzierny, Matthias: Wiederaufnahme? Rückkehr aus dem Exil und das westdeutsche Musikleben nach 1945, München 2014. Scholl-Schneider, Sarah: Mittler zwischen Kulturen. Biographische Erfahrungen tschechischer Remigranten nach 1989, Schriftenreihe der Kommission für deutsche und osteuropäische Volkskunde 91, Münster/München/Berlin 2011. Scholl-Schneider, Sarah: „Doch das Größte, das ist die Freiheit des Menschen“. Der remigrierte tschechische Liedermacher Jaroslav Hutka und seine Erfahrung(en) der Freiheit, in: Hoffmann, Frank (Hg.): „Die Erfahrung der Freiheit“. Beiträge zu einer Kulturgeschichte der Europäischen Revolution 1989/1990, Deutschland in Europa 2, Berlin 2012, 123–140. Tsuda, Takeyuki: Why Does the Diaspora Return Home? The Causes of Ethnic Return Migration, in: Tsuda, Takeyuki (Hg.): Diasporic Homecomings: Ethnic Return Migration in Comparative Perspective, Stanford 2009, 21–44.

[55] Kalter, Frank: Stand und Perspektiven der Migrationssoziologie, in: Orth, Barbara; Schwietring, Thomas; Weiß, Johannes (Hrsg.): Soziologische Forschung. Stand und Perspektiven, Opladen 2003, 323–338, hier 327.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

werden, sondern es bestehe stets ein reziprok wirkendes Verhältnis zwischen Herkunfts- und Zielregion.[56]

In der neueren soziologischen Remigrationsforschung wurden verschiedene theoretische Modelle entwickelt, um die Komplexität von Rückkehrentscheidungen zu erfassen. Laut Black/Koser u.a. ist die persönliche Entscheidung für eine Remigration zunächst an strukturelle Vorbedingungen, wie die politische und rechtliche Situation im Herkunfts- und im Aufnahmeregime, geknüpft. Zudem spielen politische Anreize, die von offizieller oder medialer Seite gegeben werden, eine Rolle bei der Entscheidung für eine Remigration. Auf individueller Ebene hängt die Entscheidung für eine Rückkehr von sozialen Kontakten und Beziehungen im hier und dort ab. Zudem sind persönliche Voraussetzungen wie Alter, Geschlecht, Gesundheit, der Grad der beruflichen Integration und die persönliche Situation im Lebensverlauf entscheidend.[57] Aber auch Verwurzelung und Heimatbindung, d.h. die individuelle Identifikation mit einem Raum, einem Ort oder einer Gemeinde spielen eine Rolle bei der Remigrationsentscheidung. Der Grad der Ausprägung ethnischer, kultureller, sprachlicher oder nationaler Identität trägt wesentlich dazu bei, ob individuell die Entscheidung für eine Rückkehr erfolgt oder nicht. Nicht zuletzt die Frage, welche individuellen Ressourcen in den Eingliederungsprozess im Aufnahmeregime eingebracht und wie diese Ressourcen auch für eine eventuelle Rückkehr in das Herkunftsland mobilisiert werden, spielt eine Rolle bei der Entscheidungsfindung. Nicht nur materiell greifbare Ressourcen, wie finanzielle Mittel und Vermögensaussichten, sondern insbesondere kulturelles und soziales Kapital sowie das Vorhandensein sozialer Netzwerke, Kontakte und Beziehungen im Herkunftsregime können eine Rückkehr bedingen.[58]

---

[56] Vgl. Pries, Ludger: Transnationalisierung. Theorie und Empirie grenzüberschreitender Vergesellschaftung, Wiesbaden 2010. Ders.: Internationale Migration, Bielefeld 2010. Außerdem Faist, Thomas; Fauser, Margit; Reisenauer, Eveline: Das Transnationale in der Migration. Eine Einführung, Basel 2014. Portes, Alejandro; Guarnizo, Luis E.; Landolt, Patricia: The Study of Transnationalism: Pitfalls and Promises of an Emergent Research Field, in: Ethnic and Racial Studies 22/2/1999, 217–237.

[57] Black, Richard; Koser, Khalid; Munk, Karen: Understanding Voluntary Return, in: Home Office Online Report 50/04/2004, 13, online abrufbar unter http://webarchive.nationalarchives.gov.uk/20110220105210/rds.homeoffice.gov.uk/rds/pdfs04/rdsolr5004.pdf, zuletzt am 10. Dezember 2015. Hier zit. nach Currle: Theorieansätze zur Erklärung von Rückkehr und Remigration 2006, 19.

[58] Zur theoretischen Einordnung dieser Migrationsmotive siehe die Kapitel „Migrationsnetzwerke und ihr Einfluss auf Migration“ und „Das Konzept des sozialen Kapitals in der Migrationsforschung“ in Haug, Sonja; Sauer, Leonore: Bestimmungsfaktoren internationaler Migration. Ein Überblick über Theorien

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Ob eine Rückkehr letztlich erfolgreich ist oder nicht, hängt davon ab, wie erfolgreich die Reintegration in die Ausgangs- bzw. Herkunftsregion im Einzelfall verläuft. Nur wer nach der Rückkehr in die Heimat dauerhaft Wiederaufnahme findet und sich in die sozialen und gesellschaftlichen Strukturen des Herkunftsregimes erneut einfinden kann, erwägt keine weitere Auswanderung. Geknüpft ist auch dies an strukturelle Bedingungen, etwa daran, dass die Heimgekehrten keiner politischen und rechtlichen Unterdrückung oder Diskriminierung ausgesetzt sind, die sie zu einer erneuten Emigration zwingen. Auch eine sozioökonomische Reintegration, im Sinne einer materiellen Lebenssicherheit, ist Grundvoraussetzung für den erfolgreichen Verlauf einer Remigration. Letztlich ist eine „'nachhaltige' Rückkehr, d.h. eine erfolgreiche Integration im Herkunftsland (–) dann erreicht, wenn die 'physische' Integration der Personen gelungen ist, d.h. wenn keine erneute Emigration stattfindet.“[59]

2.3. Vertreibung, Aussiedlung, Heimkehr: Einordnungen

Die Tradierung der Erinnerung an „Flucht und Vertreibung“ vollzog sich vor den Vorzeichen unterschiedlichster Gesellschaftssysteme. Im Sprachgebrauch haben sich deshalb eine Reihe von Begriffen etabliert, um das Schicksal der Heimatvertriebenen und Umsiedler zu beschreiben. Diese sind nicht wertungsfrei, sondern reflektieren die jeweiligen ideologisch und politisch propagierten Vorstellungen zu Recht- und Unrechtmäßigkeit der Vertreibungsaktionen. Eine terminologische Reflektion über die im Rahmen dieser Arbeit herangezogenen Begriffe zur Beschreibung der Zwangsmigrationen der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg und zur Beschreibung der Rückkehrmigrationen scheint deshalb unerlässlich.

In der westdeutschen Erinnerungskultur hat sich schon vor Gründung der BRD das Begriffspaar „Flucht und Vertreibung“ als universelle Beschreibung für die Zwangsmigrationen der Deutschen aus Ostmitteleuropa durchgesetzt. Die Begriffe benennen die Schicksalserfahrung der Nachkriegsmigrationen aus Sicht der Betroffenen und betonen deren Opfersituation. Dies ist darauf zurückzuführen, dass der Diskurs in der

zur Erklärung von Wanderungen, in: soFid Migration und ethnische Minderheiten 1/2006, 7–34, hier 22–25.

[59] Currle: Theorieansätze zur Erklärung von Rückkehr und Remigration 2006, 19.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

BRD offen ausgetragen werden konnte und durch die landsmannschaftlichen und politischen Interessensvertretungen der Heimatvertriebenen getragen wurde.[60] Letztlich spiegelte sich dies auch in der offiziellen Terminologie für den von „Flucht und Vertreibung“ betroffenen Personenkreis. In der BRD etablierten sich die Begriffe „Heimatvertriebene“ und „Flüchtlinge“. Im Bundesvertriebenengesetz (BVFG) vom 19. Mai 1953 wurde gesetzlich der Status der Betroffenen definiert und zwischen „Heimatvertriebenen“, „Vertriebenen“ und „Sowjetzonenflüchtlingen“ unterschieden.[61]

In der SBZ und in der späteren DDR hingegen wurde der Diskurs über die Zwangsmigrationen der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg weitgehend unterbunden. Die Fluchtbewegungen und Vertreibungen, die im Zuge des Vorrückens der Roten Armee und später auch auf Grundlage des Potsdamer Abkommens systematisch vonstattengingen, wurden im Sozialismus als rechtmäßig und unumkehrbar begriffen. Eine öffentliche Diskussion über die Vertreibungen galt als revanchistisch und staatsgefährdend, ein öffentlicher Diskurs darüber wurde unterdrückt. Die Vertreibungsaktionen selbst wurden in der SBZ/DDR deshalb vor allem mit dem Begriff „Umsiedlung“ umschrieben. Die Betroffenen wurden als „Umsiedler“ (seit 1947 auch als „ehemalige Umsiedler“) oder als „Neubürger“ bezeichnet.[62]

Auch andere Staaten, die aktiv in die Vertreibungen eingebunden waren, verwendeten für die Bevölkerungsverschiebungen der Nachkriegsjahre möglichst detachierende Begriffe. So bezeichnete die tschechoslowakische Nachkriegsregierung die Ereignisse als „odsun“, als „Abschub“ oder „Abtransport“. Die Siegermächte, die im Potsdamer Abkommen der „ordnungsgemäßen Überführung“ der deutschen Bevölkerung zugestimmt hatten, bezeichneten die Maßnahmen mit einem ebenso objektivierenden Terminus als „transfer

---

60 Schon in der Charta der Deutschen Heimatvertriebenen von 1950 hatten die Vertriebenenverbände die Forderung nach einem „Recht auf Heimat“ formuliert. Siehe Beer: Flucht und Vertreibung der Deutschen 2011, 115.

61 Siehe das Kapitel „Begriffe“ in Beer, Mathias: Einleitung, in: ders. (Hg.): Flüchtlinge und Vertriebene im deutschen Südwesten nach 1945. Eine Übersicht der Archivalien in den staatlichen und kommunalen Archiven des Landes Baden-Württemberg, Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde II, Sigmaringen 1994, 13–44, hier 16f.

62 Bauerkämper, Arnd: Deutsche Flüchtlinge und Vertriebene aus Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa in Deutschland und Österreich seit dem Ende des zweiten Weltkriegs, in: Bade, Klaus; Emmer, Pieter; Lucassen, Leo; Oltmer, Jochen (Hrsg.): Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Paderborn 2007, 477–485, hier 477–478. Zur Sprachpolitik in der SBZ/DDR siehe außerdem Schwartz: Vom Umsiedler zum Staatsbürger 2000, 160.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

of population“, als Bevölkerungsverschiebung.[63] Und auch die sozialistischen ungarischen Regierungen verwendeten möglichst objektive Begriffe, um die Vorgänge rund um Flucht und Vertreibung der Deutschen aus Ungarn zu umschreiben. Aufbauend auf der Annahme, dass die Ausweisung der deutschen Bevölkerung Ungarns der ungarischen Regierung durch die Potsdamer Beschlüsse aufoktroyiert worden sei und der ungarische Staat keine andere Handlungsoption als die Ausweisungen gehabt habe („Potsdam-Diktat“), wurde in offiziellen Stellungnahmen die Begriffe *kitelepítés* (Aussiedlung) und *áttelepítés* (Umsiedlung bzw. Übersiedlung) verwendet. Der tschechoslowakisch-ungarische Bevölkerungsaustausch in den Jahren 1945 bis 1946, im Zuge dessen Ungarn aus der heutigen Slowakei ausgewiesen worden waren, wird im Erinnerungsdiskurs hingegen als Vertreibung (*kiüzés*) bezeichnet.[64] Die Termini *kitelepítés* und *áttelepítés* fanden Eingang in die Erinnerungskultur in Ungarn, so dass sogar die von der *kitelepítés* betroffene Gruppe selbst, die deutsche Bevölkerung Ungarns also, diese Begriffe für die Beschreibung ihrer Schicksalserfahrungen internalisierte, auch wenn diese aus Sicht der Betroffenen viel eher als *Vertreibung* kategorisiert werden müsste.[65]

In zeitgenössischen Kundgebungen wurden in Ungarn im Kontext der eigentlichen Durchführung der *kitelepítés* weiterhin die Begriffe „Heimkehr“, „Umzug“ und „Rücksiedlung“ verwendet, da propagandistisch davon ausgegangen wurde, die deutsche Bevölkerung könne nun „nach ihr Mutterland“ (ung. *anyaországukba*) zurückkehren. Die Aussiedlungsaktionen wurden dementsprechend nicht als Strafaktion begriffen, sondern viel eher als Mittel der ethnischen Entmischung, bei der die Rückkehr als Möglichkeit des Neuanfangs in der eigentlichen Heimat propagiert wurde. Dies geht etwa aus einer

---

63 Gajdos-Frank, Katalin: „Odsun“ und „Transfer of Population“. Wie organisiert und wie human wurde die Vertreibung der deutschen Bevölkerung in der Tschechoslowakei und in Ungarn durchgeführt? Über das Buch „Verfolgung 1945“ von Thomas Stanek, in: Sonntagsblatt. Informationen – Meinungen, Jakob Bleyer Gemeinschaft e.V., 3/2009, 19–23, hier 19.

64 Seewann, Gerhard: Zur ungarischen Geschichtsschreibung über die Vertreibung der Ungarndeutschen 1980–1996, in: Tóth, Ágnes (Hg.): Migrationen in Ungarn 1945–1948. Vertreibung der Ungarndeutschen, Binnenwanderungen und slowakisch-ungarischer Bevölkerungsaustausch, Schriften des Bundesinstituts für Ostdeutsche Kultur 12, München 2001, 7–16, hier 9.

65 Tóth: Rückkehr nach Ungarn 2012, 34. Eine weiterführende definitorische Abgrenzung der Begriffe Flucht, Vertreibung und Deportation ist zu finden in Hecker, Hans: Vertreibung und Verfolgung in der jüngeren deutschen Geschichte, in: Schulz, Günther (Hg.): Vertriebene Eliten. Vertreibung und Verfolgung von Führungsschichten im 20. Jahrhundert, Büdinger Forschungen zur Sozialgeschichte 1999, München 2001, 17–41.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Kundmachung aus Frühjahr 1946 hervor, die in den von den Aussiedlungen betroffenen Gemeinden angeschlagenen worden war, um die Bevölkerung über den Verlauf der eigentlichen Aussiedlungsaktionen zu informieren. Hierin heißt es in der völkischen Diktion der Kriegsjahre: „Diese Verfügung ist keine Strafmaßnahme den deutschen Einwohnern gegenüber, sie kehren ja nach ihr eigentliches Heimatland, zu ihren Rassenbrüdern, in einen Verwandtenkreis zurück, wo für ihren Lebensunterhalt bereits am weitgehendsten gesorgt wurde.“[66]

Die nach Ungarn zurückkehrenden Schwaben wurden in zeitgenössischen offiziellen Quellen – in Polizeiberichten und Gerichtsakten – als „Zurückgeflüchtete“ (ung. „visszaszököttek“), „Zurückgesickerte“ (ung. „visszaszivárgok“) oder „Zurückgetriebene“ (ung. „visszatérök“), „Schwaben“, „Deutsche“ oder „Flüchtlinge“ bezeichnet. Bis in die 1950er Jahre hinein wurde ihre Rückkehr als Bedrohung der inneren Sicherheit Ungarns aufgefasst und die Rückkehr kriminalisiert.[67] Der Begriff *hazatértetek* (dt. „die Heimgekehrten“) ist eine gegenwärtige Einordnung, die das Phänomen der Rückkehrmigration aus Sicht der eigentlichen Akteure beschreibt.[68]

---

[66] Der Anschlag „Tudniválok a magyarországi németek anyaországukba való hazatéréséről, illetve áttelepüléséről“ (dt. „Kundmachung. Bezüglich der Rücksiedlung der Deutschen aus Ungarn nach ihr Mutterland“) wurde zweisprachig herausgegeben und im Februar/März 1946 in denjenigen ungarischen Gemeinden angeschlagen, in denen die ausführenden Kommissionen die Aussiedlungen vornahmen. Als Ziel der Transporte wird in dem Aushang die amerikanische Besatzungszone Deutschlands angegeben. Zudem werden Einzelheiten zum Feststellungs- und Evakuierungsverfahren genannt. Die ungarische Version des oben zitierten Textauszuges lautet: „Ez az intézkedés nem büntető szanció a német lakossággal szemben, mert a német lakósság hazajába, baráti körbe, lajtestvérel közé település vissza, ahol elhelyezkedésről és megélhetéséről messzemenő gondoskodás történt.“ Siehe Eberl, Immo: Ungarn. Anweisung für die Vertreibung, in: Eberl, Immo; Gündisch, Konrad; Richter, Ute; Röder, Annemarie; Zimmermann, Harald (Hrsg.): Die Donauschwaben. Deutsche Siedlung in Südosteuropa. Ausstellungskatalog, Innenministerium Baden-Württemberg, Sigmaringen 1987, 266.

[67] Tóth: Hazatértek 2008, 18.

[68] Um eine genauere Abgrenzung der Termini in dieser Arbeit zu ermöglichen, werden im Nachfolgenden die Begriffe *Remigration* und *Rückkehr* deckungsgleich für die auf Dauer angelegten Rückwanderungsbewegungen von den in die SBZ oder die westlichen Besatzungszonen Deutschlands ausgesiedelten Ungarndeutschen in ihr Herkunftsland Ungarn verwendet. Da davon ausgegangen werden kann, dass die Orientierung in Richtung Heimat ein zentrales Motiv für die Rückkehrentscheidung war und die Rückkehr in ihrem Gesamtzusammenhang auch im gegenwärtigen Selbstverständnis der *hazatértek* von den Betroffenen als 'Heimkehr' bewertet wird, wird der Begriff 'Heimkehr' deckungsgleich verwendet. Im Folgenden findet der Begriff Heimkehr allerdings insbesondere im Kontext lebensgeschichtlich orientierter Darstellungen Anwendung. Mit den Begriffen Rücksiedlung und Rückwanderung werden die eigentlichen heimatorientierten Wanderungsprozesse beschrieben – der faktische, physische Prozess des Wechsels des Aufenthaltsortes zurück in die Herkunftsregionen. Die Begriffe Vertreibung und Aussiedlung werden auf die zwangsweise Emigration der Deutschen aus Ungarn bezogen und weitgehend kongruent verwendet.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

2.4. Zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Vertriebenenfrage

Die geschichts- und kulturwissenschaftliche Beschäftigung mit der „Vertriebenen"- bzw. „Umsiedlerfrage" verlief in den Besatzungsregimen und deren Nachfolgestaaten weitgehend analog zum jeweils spezifischen politischen und ideologischen Umgang mit Flucht, Vertreibung und Umsiedlung. In der BRD wurden Flucht, Vertreibung und der Verlauf der Integration der Heimatvertriebenen bereits seit Anfang der 1950er Jahre wissenschaftlich erforscht und – wohl vor allem auch aufgrund des politischen Gewichts der Heimatvertriebenen – durch finanzielle Förderung des Bundes unterstützt.[69] Gerade in der westdeutschen Volkskunde konnte sich die Vertriebenenforschung als Forschungszweig etablieren.[70] Die „Volkskunde der Heimatverwiesenen" (Hanika 1949) orientierte sich in ihren Anfangsjahren zunächst stark an den traditionellen volkskundlichen Methoden des Bewahrens, Sammelns und Dokumentierens[71] und widmete sich „in überwiegendem Maße der früheren Lebens- und Überlieferungswelt der Vertreibungsgebiete", so Elisabeth Fendl.[72] Viele Arbeiten dieser Zeit kennzeichneten sich zudem weiterhin durch eine „völkische Diktion", wie es Tobias Weger formulierte.[73] Auch die mehr-bändige historische Dokumentation der Vertreibung aus dem Jahr 1956, in deren Reihe auch ein von Theodor Schieder bearbeiteter Band über das „Schicksal der

[69] Ackermann, Volker: Der „echte" Flüchtling. Deutsche Vertriebene und Flüchtlinge aus der DDR 1945–1961, Osnabrück 1995, 26. Vgl. außerdem Weger, Tobias: Volkskundliche Vertriebenenforschung. Versuch einer Bilanz und Desiderate, in: Lozoviuk, Petr; Moser, Johannes (Hrsg.): Probleme und Perspektiven der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Fachgeschichtsschreibung, Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde 7, Dresden 2005, 103–116.

[70] Seit 1955 wurde von einer Fachkommission der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde ein Jahrbuch herausgegeben, das zunächst „Jahrbuch zur Volkskunde der Heimatvertriebenen" (1955–1962), dann „Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde" (1962–1994), seit 1994 „Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde" heißt. Siehe ebd., 103.

[71] Moser, Johannes: Die Gründung des Münchner Instituts für deutsche und vergleichende Volkskunde. Ein wissenschaftsgeschichtlicher Blick in die 1950er und 1960er Jahre, in: Moser, Johannes; Götz, Irene; Ege, Moritz (Hrsg.): Zur Situation der Volkskunde 1945–1970. Orientierungen einer Wissenschaft zur Zeit des Kalten Krieges, Münchner Beiträge zur Volkskunde 43, Göttingen 2015, 69–92, hier 84.

[72] Fendl, Elisabeth: Von der Heimatvertriebenenvolkskunde zur Migrationsforschung. Volkskundliche Sichtweisen auf die Integration von Heimatvertriebenen und Flüchtlingen, in: Bendel, Rainer; Janker, Stephan M. (Hrsg.): Vertriebene Katholiken – Impulse für Umbrüche in Kirche und Gesellschaft?, Münster 2005, 49–62, hier 53.

[73] Weger: Volkskundliche Vertriebenenforschung 2005, 104.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Deutschen in Ungarn“ erschienen ist, blieb in vielen Bereichen linearen und einseitigen Darstellungsmustern verhaftet.[74]

Die traditionellen Forschungsinhalte der Vertriebenenvolkskunde wurden mit der zunehmenden Integration der Vertriebenen in die bundesdeutsche Gesellschaft mehr und mehr in Frage gestellt und schienen auch fachlich überholt. Seit den 1970er Jahren wurden daher neue Fragestellungen an die Vertriebenenvolkskunde herangetragen.[75] Dies ging einher mit einem Generationswechsel. Hermann Bausinger, Herbert Schwedt und andere[76] postulierten eine gegenwartsorientierte Volkskunde, die soziale, kulturelle und gesellschaftliche Aspekte der Vertriebenenaufnahme in den Vordergrund ihrer Forschungen stellte. Fragen zur Interethnik und des Kulturtransfers gewannen in der Folge ebenso an Bedeutung wie Regional- und Lokalstudien über den Verlauf des Integrationsprozesses der Heimatvertriebenen in die bundesdeutsche Gesellschaft.[77] Seit den 1980er Jahren entstanden vermehrt Studien mit biographischen Quellen und Ego-Dokumenten als Grundlage.[78]

Die gegenwärtige empirisch-kulturwissenschaftliche Beschäftigung mit dem Komplex Heimatvertreibung stellt die Formen der Erinnerung, der Vergangenheitsbewältigung und der Traditionsbildung in den Mittelpunkt der Betrachtung.[79] Die „Heimatvertriebenen-

---

74 Vgl. dazu Beer, Mathias: Die Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa (1953–1962). Ein Seismograph bundesdeutscher Erinnerungskultur, in: Gauger, Jörg-Dieter; Kittel, Manfred (Hrsg.): Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten in der Erinnerungskultur, Kolloquium der Konrad-Adenauer-Stiftung und des Instituts für Zeitgeschichte am 25. November 2004 in Berlin, St. Augustin 2005, 17–36. Außerdem Kaltenecker, Krisztina: Solidarität und legalisierte Willkür. Die Darstellung der Vertreibung der Deutschen aus Ungarn in der Bonner Dokumentation, in: Fata, Márta (Hg.): Das Ungarnbild der deutschen Historiographie, Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Stuttgart 2004, 168–191.

75 Röder: Deutsche, Schwaben, Donauschwaben 1998, 15.

76 Als paradigmatisch gilt ein Beitrag von Herbert Schwedt aus dem Jahr 1974, der die Frage aufwarf, ob die Vertriebenenvolkskunde vor dem Hintergrund der Integrationsentwicklung überflüssig geworden sei. Vgl. Schwedt, Herbert: Ist eine Volkskunde der Heimatvertriebenen überflüssig geworden?, in: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 17/1974, 20–26. Vgl. auch Bausinger, Hermann: Das Problem der Flüchtlinge und Vertriebenen in den Forschungen zur Kultur der unteren Schichten, in: Schulze, Rainer; von der Brelie-Lewien, Doris; Grebing, Helga; (Hrsg.): Flüchtlinge und Vertriebene in der westdeutschen Nachkriegsgeschichte. Bilanzierung der Forschung und Perspektiven für die künftige Forschungsarbeit, Quellen und Untersuchungen zur Geschichte Niedersachsens nach 1945, Hildesheim 1987, 180–195.

77 Weger: Volkskundliche Vertriebenenforschung 2005, 104.

78 Fendl: Von der Heimatvertriebenenvolkskunde zur Migrationsforschung 2005, 57.

79 Ebd., 59.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Volkskunde wurde jetzt meist in den weiteren Zusammenhang der Migrationsforschung gestellt“ und „richtete sich dabei vor allem auf die subjektive Seite der Erfahrung des 'Wegmüssens'“, so Elisabeth Fendl.[80] Seit Mitte der 1990er Jahre sind in der BRD einige Kultureinrichtungen entstanden, die sich der Vertriebenenproblematik und der Geschichte der deutschen Bevölkerung Ostmitteleuropas widmen. Nach §96 Bundesvertriebenengesetzes verpflichtet sich die Bundesregierung zur „Pflege des Kulturgutes der Vertriebenen und Flüchtlinge“ und zur „Förderung der wissenschaftlichen Forschung“.[81]

Anders als in der BRD wurde in der SBZ und der späteren DDR eine wissenschaftliche Beschäftigung mit den Heimatvertriebenen als revisionistisch eingestuft. Eine Vertriebenenvolkskunde, wie sie sich im Westen zu etablieren begann, wurde in der DDR von Beginn an als Bedrohung für eine „demokratische“ Entwicklung des Fachs betrachtet. Die „Volkskunde des Neubeginns" stand – wie auch andere Wissenschaftsbereiche in der neuen Republik – unter leninistisch-marxistischen Vorzeichen.[82] Als paradigmatisch für diesen Kurs gilt ein Vortrag, den der Volkskundler Wolfgang Steinitz 1953 vor der Akademie der Wissenschaften in Berlin hielt. In dem Vortrag formulierte Steinitz einige positionelle Bestimmungen einer „demokratischen“ Volkskunde für die DDR. Die Vertriebenenvolkskunde lehnte als solche strikt ab. Zwar sei es von wissenschaftlicher Relevanz, Mundarten, Brauchtum und Tradition der „Umsiedler“ zu dokumentieren und den „Prozeß ihrer Eingliederung in die neue Umgebung zu beobachten.“[83] Gleichzeitig ging Steinitz aber davon aus, dass die Vertriebenen in der SBZ/DDR „als völlig gleichberechtigte Mitbürger in das geordnete soziale und Wirtschaftsleben eingegliedert“ seien und daher eine

[80] Ebd., 60.

[81] Weger: Volkskundliche Vertriebenenforschung 2005, 103

[82] Mohrmann, Ute: Volkskunde in der DDR während der fünfziger und sechziger Jahre, in: Jacobeit, Wolfgang (Hg.): Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Wien/Köln/Weimar 1994, 375–402, hier 376–377. Siehe auch Dow, James; Lixfeld, Hannjost: Nationalsozialistische Volkskunde und Vergangenheitsbewältigung, in: Jacobeit, Wolfgang (Hg.): Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Wien/Köln/Weimar 1994, 341–367, hier 350.

[83] Steinitz, Wolfgang: Die volkskundliche Arbeit in der Deutschen Demokratischen Republik, Vortrag auf der Volkskundetagung der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom 4. bis 6. September 1953, Leipzig 1955, 33.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Vertriebenenvolkskunde, wie sie sich im Westen zu etablieren begann, schlichtweg irrelevant sei. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Heimatvertriebenen hetze zum „Revisionismus, d.h. zur Rückeroberung ihrer ehemaligen Heimatgebiete, zum Krieg gegen Polen und die Tschechoslowakei" auf und missbrauche die „Anhänglichkeit an ihre alte Heimat".[84] Erst im Laufe der 1980er Jahre öffnete sich die DDR der „Umsiedlerfrage". Relevante wissenschaftliche Studien über den Eingliederungsprozess der „Umsiedler" in der SBZ/DDR entstanden aber erst nach der politischen Wende 1989/1990.[85] Gruppenspezifische Aspekte der Umsiedlerintegration in der SBZ sind dennoch bislang nur wenig erforscht. Dies betrifft auch die Frage der Eingliederung der deutschen Umsielder aus Ungarn in der SBZ/DDR.[86]

Eine ähnliche Entwicklung ist für den wissenschaftlichen Diskurs in Ungarn zu beobachten, der ebenso unter sozialistischen Vorzeichen stand. Bis in die 1960er Jahre wurde die Aussiedlung der Deutschen in Ungarn weitgehend tabuisiert.[87] Erst ab Mitte der 1970er Jahre entstanden quellenbasierte Abhandlungen zum Thema, die allerdings weiterhin ideologisch überformt waren. Sie beschrieben die Vertreibungen zwar dokumentarisch, blieben dabei aber weitgehend positivistischen Darstellungsmustern verhaftet und arbeiteten linear-ereignishistorisch.[88] Als Grund für die Aussiedlung der Deutschen aus Ungarn wurden in erster Linie außenpolitische Umstände herangezogen,

---

84 Die westdeutsche Volkskunde leiste dabei „objektive Hilfsdienste", vor allem, weil die „entsetzlichen Schandtaten der Nazis, die ja eben diese für die Betroffenen tragische Aussiedlung hervorriefen, völlig verschwiegen, ja sogar mit einer Rechtfertigungsglorie umwoben werden." Steinitz: Die volkskundliche Arbeit in der DDR, 32.

85 Fendl: Von der Heimatvertriebenenvolkskunde zur Migrationsforschung 2005, 60. Auch Amos, Heike: Die Vertriebenenpolitik der SED 1949 bis 1990, Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, München 2009, 9–11. An dieser Stelle sei auf Arbeiten von Alexander von Plato, Wolfgang Meinicke, Michael Schwartz, Dierk Hoffmann, Damian von Melis, Manfred Wille u.a. hingewiesen. Weitere Angaben hierzu finden sich unter den Autorennamen im Anhang dieser Arbeit.

86 Eine der wenigen Abhandlungen zum Verlauf der Eingliederung der Deutschen aus Ungarn in der SBZ/DDR stammt von Nora Rutsch. Siehe dazu Rutsch, Nóra: Die Vertreibung von Ungarndeutschen und ihre Integration in der sowjetisch besetzten Zone, in: Hausleitner, Mariana (Hrsg.): Vom Faschismus zum Stalinismus. Deutsche und andere Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa 1941–1953, München 2008, 121–135.

87 Seewann, Gerhard: Zur ungarischen Geschichtsschreibung über die Vertreibung der Ungarndeutschen 1980–1996, in: Tóth, Ágnes (Hg.): Migrationen in Ungarn 1945–1948. Vertreibung der Ungarndeutschen, Binnenwanderung und slowakisch-ungarischer Bevölkerungsaustausch, München 2001, 7–15, hier 7f.

88 Tóth, Ágnes: Wo sind noch Lücken? Vertreibung der Ungarndeutschen in der heimischen Geschichtsschreibung. Thematische weiße Flecken, methodische Mängel, in: Grosz, András (Hg.): Jogfosztások Budaörsön 1944–1948 (Entrechtungen in Budaörs), Budaörs 2010, 31–46, hier 37.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

wonach die Vertreibungen eine schlichte Folge internationaler Verpflichtungen gewesen seien. Dieser Argumentation folgend hätten die alliierten Abkommen in den Potsdamer Protokollen der ungarischen Regierung keine andere Option gelassen, als die deutsche Bevölkerung des Landes zu verweisen („Potsdam-Legende"). Darüber hinaus wurde die Teilhabe der ungarndeutschen Minderheit am Faschismus und explizit die breite Mitwirkung der deutschen Bevölkerung im Volksbund der Deutschen in Ungarn (VDU) im offiziellen wissenschaftlichen Diskurs in einen kausalen Zusammenhang mit den erfolgten Vertreibungen gestellt.[89] Vor diesem Hintergrund ist davon auszugehen, dass die *kitelepítés* in der ungarischen Geschichtsschreibung und Volkskunde bis in die 1980er Jahre hinein kaum aufgearbeitet werden konnte. Erst nach der politischen Wende 1989, in Folge dessen der Themenkomplex „Flucht und Vertreibung" Eingang in die politische und gesellschaftliche Debatte gelangte, entwickelte sich auch in Ungarn eine offene wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Ursachen der *kitelepítés*.[90] Seither konnten einige Arbeiten erscheinen, die sich in unterschiedlicher Schwerpunktstellung mit der Vertreibung, den Bevölkerungstransfers, der Binnenmigration in Ungarn auseinandersetzten.[91]

2.5. Forschungsstand: „hazatértek"

Die Ursachen, der Verlauf und die Folgen der Heimkehr von Deutschen aus Ungarn in Folge der Vertreibungen nach dem Zweiten Weltkrieg wurden lange Zeit weder in kultur- noch in geschichtswissenschaftlichen Darstellungen eingehender beschrieben. Das mag einerseits daran liegen, dass nur eine vergleichsweise kleine Zahl der aus Ungarn vertriebenen Deutschen tatsächlich nach Ungarn remigriert ist und das Phänomen ihrer Heimkehr deshalb kaum bekannt war. Zum anderen behinderte, wie im vorangegangenen bereits ausgeführt, die politische und ideologische Blockadehaltung des sozialistischen

89 Seewann: Zur ungarischen Geschichtsschreibung über die Vertreibung 2001, 7.

90 Tóth: Vertreibung der Ungarndeutschen in der heimischen Geschichtsschreibung 2010, 38.

91 Ein Überblick über den aktuellen Stand der Forschungen zur jüngeren Geschichte der Deutschen in Ungarn ist auch bei Juliane Brandt zu finden. Siehe Brandt, Juliane: Forschungsstand zum Volksbund und die publizistische Wahrnehmung in der Fachpresse der vergangenen zehn Jahre, in: Jakob Bleyer Gemeinschaft (Hrsg.): Akten der Historikerkonferenz zum Volksbund der Deutschen in Ungarn (1938—1945), Budapest 2007, 58–72.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Systems die Erforschung der Vertreibung und so analog auch die Erforschung der Heimkehr.[92] Erst in jüngster Zeit wurde der spezifische Migrationsvorgang der Vertriebenenheimkehr nach Ungarn eingehender untersucht. Maßgeblich hierfür sind die Arbeiten der ungarischen Historikerin Ágnes Tóth, die sich in dem 2012 in deutscher Sprache erschienen Band „Rückkehr nach Ungarn" den Rückwanderungsprozessen auf individueller und historischer Ebene näherte.[93]

Erstmals in der deutschsprachigen wissenschaftlichen Literatur beschrieb Theodor Schieder die Rückkehrbewegungen nach Ungarn in seiner Arbeit „Das Schicksal der Deutschen in Ungarn", die in der mehrbändigen „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa" 1956 erschienen ist.[94] In einem kurzen Beitrag schilderte Schieder[95] auch das „Schicksal der zurückgekehrten und der in Ungarn verbliebenen Deutschen."[96] Aufgrund der schlechten Quellenlage – schriftliche Quellen über die Vertreibungsprozesse waren entweder nicht vorhanden, nicht zugänglich oder zerstört – waren für seine Ausführungen Zeitzeugengespräche, „Gedächtnisprotokolle" und andere Egodokumente wie Tagebuchaufzeichnungen und Briefe von besonderer Bedeutung. Die zur Bearbeitung der Dokumentation herangezogenen Quellen wurden vor allem von Fritz Valjavec, dem damaligen Leiter des in München ansässigen Südost-Instituts,[97] und Ludwig Leber, zu jener Zeit Vorsitzender

---

92 Vgl. Seewann: Zur ungarischen Geschichtsschreibung über die Vertreibung 2001.

93 Vgl. Tóth: Rückkehr nach Ungarn 2012.

94 Kaltenecker: Die Darstellung der Vertreibung der Deutschen aus Ungarn in der Bonner Dokumentation 2004, 168ff. Zu Konzeption und Rezeption der „Dokumentation der Vertreibung" vgl. Beer, Mathias: Im Spannungsfeld von Politik und Zeitgeschichte. Das Großforschungsprojekt „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa", in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 46/1998, 345–389.

95 Zu Person und Wirken Theodor Schieders siehe Lausberg, Michael: Die „Irrungen" eines „Fehlgeleiteten". Der Historiker Theodor Schieder und der Nationalsozialismus, in: DISS-Journal, Zeitung des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung 19/2010, 10–13, online abrufbar unter http://www.diss-duisburg.de/download/dissjournal-dl/DISS-Journal-19-2010.pdf, zuletzt am 5. August 2015. Vgl. auch Nonn, Christoph: Theodor Schieder. Ein bürgerlicher Historiker im 20. Jahrhundert, Düsseldorf 2013.

96 Schieder, Theodor: Schicksal der Deutschen in Ungarn, Bonn 1956, 67E–70E.

97 Siehe Seewann, Gerhard: Das Südost-Institut 1930–1960, in: Beer, Mathias; Seewann, Gerhard (Hrsg.): Südostforschung im Schatten des Dritten Reiches. Institutionen, Inhalte, Personen, München 2004, 49–92, hier 56–64. Vgl. außerdem Spannenberger, Norbert: Vom volksdeutschen Nachwuchswissenschaftler zum Protagonisten nationalsozialistischer Südosteuropapolitik. Fritz Valjavec im Spiegel seiner Korrespondenz 1934–1939, in: Beer, Mathias; Seewann, Gerhard (Hrsg.):

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

der Landsmannschaft der Deutschen aus Ungarn,[98] an die Forschergruppe um Schieder herangetragen.[99]

Nach Schieder habe es schon unmittelbar nach der Vertreibung der Deutschen aus Ungarn einen „schwachen Rückstrom“ gegeben, der vielfältige Formen angenommen habe. Es habe sowohl legale als auch illegale Formen der Rückkehr gegeben: „Seit 1945 sind Rückkehrer, einzeln oder in Gruppen, freiwillig und auf eigene Faust oder in geschlossenen Transporten wieder nach Ungarn eingeströmt“.[100] Dabei unterscheidet er grundsätzlich zwischen zwei Gruppen von Rückkehrern. Demnach handelte es sich bei den Heimgekehrten zum einen um „evakuierte und geflohene Volksdeutsche, bei denen die Evakuierung nicht als eine endgültige Lösung betrachtet wurde“ und zum anderen um „entlassene Kriegsgefangene, die zu ihren Familien heimkehren wollten“.[101] Schieders Ausführungen entsprechend wurde die private Rückkehr meist illegal vollzogen und durch die rigide Grenzpolitik Ungarns behindert. Heimkehrer wurden an den Grenzen zurückgewiesen oder gar inhaftiert. Mit „viel Glück“ gelangten dennoch einige Rückkehrer in ihre Herkunftsorte zurück. Nach ihrer Ankunft in der „alten Heimat“ aber mussten viele feststellen, dass ein dauerhafter Verbleib in Ungarn kaum möglich war. Als „politisch Belastete“ wurden Deutsche in Ungarn verfolgt und mussten damit rechnen inhaftiert oder sogar ausgewiesen zu werden. Zudem war ihnen durch die Evakuierung aus ihren Häusern und Höfen und wegen der Beschlagnahme von Besitz und Eigentum jedwede „Lebensgrundlage“ genommen worden. Absolute Zahlen über den Umfang des Rückstroms konnte Schieder aufgrund der schlechten Quellenlage keine liefern. Auf Grundlage der ihm vorliegenden Berichte aber nahm er an, dass es nur eine vergleichsweise geringe Zahl von Rückkehrern gegeben haben könne. Vor diesem

Südostforschung im Schatten des Dritten Reiches, Institutionen, Inhalte, Personen, München 2004, 215–235.

98 Zur Person Ludwig Leber siehe den Nachruf von Kronfuß, Wilhelm: Dr. Ludwig Leber 1903–1974, in: Ungarn-Jahrbuch. Zeitschrift für die Kunde Ungarns und verwandte Gebiete 6/1975, 314–315, online abrufbar unter http://epa.oszk.hu/01500/01536/00006/pdf/UJ_1974_1975_314-315.pdf, zuletzt am 13. August 2015.

99 Siehe dazu Schieder: Schicksal der Deutschen in Ungarn 1956, Vorbemerkungen III.

100 Ebd., 67E.

101 Ebd., 67E.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Hintergrund betrachtete auch Schieder die dauerhafte Rückkehr nach Ungarn als Sonderfall der Nachkriegsmigrationen.[102]

In der deutschsprachigen Literatur wurde das Phänomen der Heimkehr nach Ungarn außerdem von Ingeborg Weber-Kellermann in dem 1978 erschienenen Band „Zur Interethnik. Donauschwaben, Siebenbürger Sachsen und ihre Nachbarn“ aufgegriffen. In ihrem Beitrag „Zur Frage der interethnischen Beziehungen in der 'Sprachinselvolkskunde'“ bezieht sich Weber-Kellermann auf die Rücksiedlungsbewegungen nach Ungarn und führt einzelne „Erfolgsgeschichten“ an, um die Heimatbindung der in der Region lebenden Deutschen zu unterstreichen. Am Beispiel der Migrationsgeschichte einer nach ihrer Aussiedlung aus der Gemeinde Mözs eben dorthin remigrierten Ungarndeutschen kommt Weber-Kellermann in dem Beitrag zu dem Schluss, dass für die deutsche Bevölkerung der Region „Heimat“ nur *das Land* sein könne, „das sie als ethnische Gruppe geprägt hat“. Das Beispiel zeige, dass von den Vertriebenen trotz der Repressionen, Anfeindungen und Entrechtungen, die sie im Zuge ihrer Vertreibung erfahren hatten, allein die „Herkunftslandschaft“ als eigentliche Heimat begriffen wird.[103]

Die Rückwanderungen von deutschen Vertriebenen aus Ungarn in ihre Heimat werden auch in der Lokalstudie „Leben und Zusammenleben in einer ungarndeutschen Gemeinde“, die von einer Mainzer Forschergruppe um Herbert Schwedt Ende der 1980er Jahre in der ungarndeutschen Ortschaft Nemesnádudvar durchgeführt wurde, erwähnt. Die Studie sollte die sozialen und kulturellen Wandlungsprozesse erfassen, die sich innerhalb einer deutschen Minderheitengemeinde in Ungarn im Laufe des 20. Jahrhunderts vollzogen haben.[104] Herbert und Elke Schwedt weisen in ihrem Beitrag „Feiern in Nadwar. 'Zur Veränderungsgeschichte dörflicher Geselligkeit'“ darauf hin,

---

[102] Schieder: Schicksal der Deutschen in Ungarn 1956, 68E.

[103] Weber-Kellermann, Ingeborg: Zur Frage der interethnischen Beziehungen in der „Sprachinselvolkskunde“ (1959), in: Weber-Kellermann, Ingeborg (Hg.): Zur Interethnik. Donauschwaben, Siebenbürger Sachsen und ihre Nachbarn, Frankfurt am Main 1978, 125–149, hier 144–145. Außerdem Eisch, Katharina: Interethnik und interkulturelle Forschung. Methodische Zugangsweisen der Europäischen Ethnologie, in: Göttsch, Silke; Lehmann, Albrecht (Hrsg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie, Berlin 2007, 141–167, hier das Kapitel „Perspektivenwechsel zur interethnischen und interkulturellen Forschung 144–146.

[104] Röder, Annemarie: Deutsche, Ungarn, Donauschwaben 1998, 14f.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

dass die Rücksiedlungen wahrscheinlich hauptsächlich die SBZ bzw. DDR als Ausgangspunkte hatten. Es zeigte sich darüber hinaus, dass neben der traumatischen Erfahrung der Aussiedlung von den Betroffenen insbesondere die Heimkehr als biographisch-lebensgeschichtlicher Wendepunkt verstanden wird. Deutlich werde dies darin, dass von den Heimgekehrten nicht nur das exakte Datum der Enteignungen und Vertreibung erinnert wird, sondern auch der eigentliche Tag der Rückkehr in den Herkunftsort.[105]

Auch Györgyi Bindorffer berichtet in ihren Lokalstudien über die ungarndeutsche Gemeinde in Dunabogdány von Rücksiedlungen vertriebener Deutscher. Bindorffer betont, dass gerade die Rückkehrer aufgrund der Erfahrungen im Exil und der faktischen Abwesenheit von Heimat in der „Fremde“ eine starke emotionale Bindung zu ihrer eigentlichen Heimat entwickelt hatten. Die Fremdheitserfahrungen, das Gefühl der Nichtzugehörigkeit und ein Mangel an Integration in den Aufnahmegebieten haben eine Identitätskrise verursacht, die die Heimatbindung der Betroffenen letztendlich verstärkte.[106]

Im Prozess des Systemwechsels und der demokratischen Transformation Ungarns nach 1989/1990 öffnete sich Ungarn der Themen Aussiedlung, Flucht und Vertreibung. Die Öffnung der Archive in den Jahren nach 1990 ermöglichte schließlich auch das Arbeiten mit bis zu diesem Zeitpunkt kaum zugängigen Quellen. In diese Entwicklung fällt auch die intensivere Beschäftigung mit dem Phänomen der Rückkehrmigration von Vertriebenen nach Ungarn. Ágnes Tóth berichtete in „Migrationen in Ungarn 1945–1948“ erstmals auf Grundlage von archivalischen Quellen von den Rücksiedlungsbewegungen. In dem Kapitel „Die wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen der Migrationen aus und nach Ungarn nach dem Zweiten Weltkrieg“ führt Tóth aus, dass es seit 1950 auch legale Formen der Rückkehr gegeben habe. Nachdem die 1950 herausgegebene Verordnung 84/1950 M.E. der in Ungarn lebenden deutschen Bevölkerung ein Recht auf staatsbürgerliche Anerkennung garantiert hatte, konnten auch

[105] Schwedt, Elke; Schwedt, Herbert: Feiern in Nadwar. 'Zur Veränderungsgeschichte dörflicher Geselligkeit', in: Schwedt, Herbert (Hg.): Nemesnádudvar – Nadwar. Leben und Zusammenleben in einer ungarndeutschen Gemeinde, Marburg 1990, 11–44, hier 28–29.

[106] Siehe das Kapitel „Vertreibung und Rückkehr“, in Bindorffer: „Wir Schwaben waren immer gute Ungarn“ 2005, 95–96.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

vertriebene Ungarndeutsche, die im Ausland lebten, wieder die ungarische Staatsbürgerschaft beantragen. Bei den Behörden gingen in der Folge zahlreiche Rücksiedlungsanträge ein. Bis Oktober 1950 hatten insgesamt 1184 Rücksiedlungswillige aus Österreich einen entsprechenden Antrag an die Behörden gerichtet. Gleichzeitig reichten auch in Ungarn lebende Angehörige von in den Westen vertriebenen Deutschen Anträge bei den zuständigen Stellen des ungarischen Innenministeriums ein, um die Rückkehr ihrer Verwandten und Bekannte zu erwirken. Insgesamt gab es bis Oktober 1950 8.369 derartige Gesuche. In den Anträgen mussten neben allgemeinen persönlichen Informationen offenbar auch Angaben über den Verlauf der Vertreibung und der Emigration, über bestehende Verwandtschafts- und Kontaktverhältnisse in Ungarn, über Qualifikation und Berufserfahrung und über Vermögens- und Besitzverhältnisse gemacht werden. Auf Grundlage dieser Informationen zeigt sich, dass 90 Prozent der Rücksiedlungswilligen zuvor aus Ungarn vertrieben worden waren. Weitere zehn Prozent waren noch während des Krieges oder kurz nach Kriegsende aus Ungarn geflüchtet. Ein Großteil der Antragssteller hatte verwandtschaftliche Kontakte in Ungarn und war über 50 Jahre alt.[107]

Außerdem gab es ab 1951 auch eine behördlich forcierte Rücksiedlung. Sowohl aus der BRD als auch aus der DDR waren vertriebene Deutsche aus Ungarn auf offiziellem Weg nach Ungarn zurückgekehrt. Die ungarische Regierung hatte im Rahmen der organisierten Rückführungen die Bewilligung der Rücksiedlungsanträge nach bestimmten Kriterien vorgenommen. Vertriebene, die nach der Vertreibung keine Vermögensverluste angemeldet hatten sowie Fachkräfte wurden bei den Genehmigungsverfahren offensichtlich bevorzugt behandelt. Dies betraf vor allem Fachkräfte aus dem Bereich des Bergbaus, Schwerstarbeiter und Facharbeiter, die zum Zeitpunkt des Antrags jünger als 50 Jahre waren.[108]

Im Jahr 2008 veröffentlichte Tóth unter dem Titel „Hazatértek: a németországi kitelepítésből visszatért magyarországi németek megpróbáltatásainak emlékezete“ die erste und bis dato einzige umfassende monographische Darstellung über die Rückkehr

[107] Siehe das Kapitel „Die wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen der Migrationen aus und nach Ungarn nach dem Zweiten Weltkrieg“ in Tóth: Migrationen in Ungarn 2001, 217–221, hier 219.

[108] Tóth: Migrationen in Ungarn 2001, 217–221.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

deutscher Vertriebener nach Ungarn. Ihre Arbeit wurde in einer Übersetzung von Andreas Schmidt-Schweizer auch in deutscher Sprache veröffentlicht und erschien 2012 unter dem Titel „Rückkehr nach Ungarn 1946–1950. Erlebnisberichte ungarndeutscher Vertriebener“.[109] In der Studie näherte sich die Forschergruppe um Ágnes Tóth[110] dem Phänomen der Vertriebenenheimkehr sowohl aus historischer als auch aus kulturanalytischer Perspektive. Die Grundlagen der Studie bildeten nicht nur Archivmaterialien und Presseberichte, sondern auch lebensgeschichtliche Quellen. Dementsprechend gliedert sich die Arbeit in einen historischen und einen analytischen Teil. Abschließend sind Transkriptionen von 19 der insgesamt 54 erhobenen lebensgeschichtlichen Interviews angeführt. Für die historische Darstellung des Rückwanderungsprozesses in dem Kapitel „Vertriebene – 'Zurückgeflüchtete' – Rückkehrer“ wurden hauptsächlich Dokumente und Akten aus den Landes-, Komitats- und Lokalarchiven Ungarns sowie Presseberichte und Gerichtsakten herangezogen. Polizeiberichte und Berichte der ungarischen Grenzbehörden geben einen tiefen Einblick in den behördlich-staatlichen Umgang mit den zurückgekehrten *svábok*. Der zeitliche Fokus der Untersuchung umfasst die Jahre zwischen 1946, dem Beginn der systematischen Vertreibung der deutschen Bevölkerung Ungarns, und 1950, dem Jahr der politischen Wiederanerkennung von Staatsbürgerschaften für die im Land lebenden Deutschen.[111]

Da die politischen und rechtlichen Regelungen rund um die Rückkehr im historischen Teil der vorliegenden Arbeit erneut aufgegriffen werden, sollen an dieser Stelle nur die wesentlichsten Befunde Tóths über den staatlichen und politischen Umgang mit den deutschen Rücksiedlern aufgeführt werden. In den abschließenden Bemerkungen des historischen Teils über die *hazatértek* bestimmte Tóth sieben zentrale Charakteristika des Rücksiedlungsprozesses:

1. Die Rückkehrbewegungen hatten ihre Ausgangspunkte sowohl in der sowjetischen als auch in der amerikanischen und britischen Besatzungszone, wenngleich

[109] Vgl. Tóth: Rückkehr nach Ungarn 2012.

[110] Die statistische Auswertung des gesammelten Materials entstand unter Mitarbeit des Statistikers János Vékas.

[111] Vgl. hierzu das Kapitel „Vertriebene – „Zurückgeflüchtete“ – Rückkehrer“ in Tóth: Rückkehr nach Ungarn 2012, 11–68.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

hauptsächlich die Rückkehrbewegungen aus der SBZ erfasst werden konnten. Außerdem ist festzustellen, dass sich ein Großteil der Heimkehrenden nicht auf einen dauerhaften Verbleib in der „neuen Heimat“ einrichtete. Die Rückkehrer waren meist schon wenige Wochen und Monate nach ihrer Vertreibung aus Ungarn wieder in ihre Heimatorte zurückgekehrt.

2. Die Rückwanderungsbewegungen waren zeitlich und zahlenmäßig unterschiedlich intensiv. In den späten 1940er Jahren hat die Zahl der Rücksiedler nachgelassen. Diese Entwicklung ist womöglich auch darauf zurückzuführen, dass die Erfassung der Heimkehrbewegung wegen der schlechten inneren Verfassung der ungarischen Behörden in den späten 1940er Jahren kaum koordiniert vonstattenging.

3. Die Motive und Gründe für eine Heimkehr sind individuell sehr komplex und nur für den Einzelfall zu bestimmen. Neben der erfahrenen „Lebenssituation“ spielte auch das subjektive „Lebensgefühl“ eine große Rolle bei der individuell vollzogenen Entscheidung für die Heimkehr. In diesem Zusammenhang betont Tóth, dass das Bewusstwerden der kulturellen Herkunft und Zugehörigkeit in Folge des erlebten Heimatverlustes wesentlich für die tatsächliche Rücksiedlung war. Nicht zuvorderst die Erfahrung von Armut oder gesellschaftlicher Marginalisierung, sondern die Anhänglichkeit zur ungarischen Heimat war für viele Heimkehrer der wichtigste Entscheidungsmoment für eine Rücksiedlung.

4. Die Rückkehrer galten aus Sicht des ungarischen Staates als Bedrohung für die innere und öffentliche Sicherheit des Landes. Heimkehrende Vertriebene wurden bis Anfang der 1950er Jahre stigmatisiert, kriminalisiert und verfolgt.

5. Die verschiedenen behördlichen und polizeilichen Instanzen in Ungarn entwickelten keine einheitliche Vorgehensweise um gegen die Heimkehr, die politisch als staatsgefährdend betrachtet wurde, vorzugehen. Lokale, regionale und nationale Behörden reagierten auf die Heimkehr mit sehr unterschiedlichen, häufig auch willkürlich vollzogenen Maßnahmen. Während Grenzbehörden oft rigoros gegen die Heimgekehrten vorgingen, waren die Heimkehrer auf lokaler Ebene häufig geduldet.

6. Unterdrückende Maßnahmen und Repressionen gegenüber den Heimkehrern wurden seitens der ungarischen Behörden nicht öffentlich ausgetragen, sondern verborgen.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

7. Ein Großteil der Heimkehrer war auf illegalem Weg nach Ungarn zurückgekehrt. Bei späteren auch offiziell betriebenen Rücksiedlungen wurde von den Behörden individuell über Bewilligung oder Ablehnung der Rücksiedlung entschieden. Im Zuge legaler Rückführungen gelangten aber vergleichsweise wenige Heimatvertriebene zurück nach Ungarn.[112] Tóth schätzt, dass 8.000 bis 10.000 Menschen nach ihrer Vertreibung aus Ungarn wieder dorthin remigrierten. Dies entspricht einem Anteil von fünf bis sechs Prozent aller aus Ungarn vertriebenen Deutschen.[113]

Für die im Rahmen dieser Arbeit zu untersuchenden Forschungsfragen von besonderer Relevanz sind die von dem Forscherteam um Tóth durchgeführten und ausgewerteten lebensgeschichtlichen Interviews mit den *hazatértek*. In den Jahren 2005 und 2006 wurden insgesamt 54 Gespräche mit Zeitzeugen durchgeführt.[114] Die inhaltliche Auswertung der gesammelten lebensgeschichtlichen Erzählungen ergab nicht nur soziographische Daten über die Heimkehrer, sondern gab auch einen Einblick in die individuellen und sozialen Umstände der Heimkehr. Die Untersuchung war teil-standardisiert angelegt. Hierfür wurde ein Fragekatalog mit mehreren thematisch-inhaltlichen Gruppen ausgearbeitet, die sich an den zentralen biographischen Ereignissen und Wendepunkten im Leben der *hazatértek* orientierten. Die Erfahrungen während des Krieges, die Aussiedlung aus Ungarn, die Aufnahme und Integration in den Besatzungsgebieten, die praktisch vollzogene Rücksiedlung und die „Stationen der Reintegration in Ungarn“ wurden als thematische Desiderate in den Fragekatalog aufgenommen. Darüber hinaus wurden Fragen rund um Identität, Zugehörigkeit und Selbstverständnis der Heimkehrer im Interviewleitfaden berücksichtigt. Dieser Untersuchungsaspekt sollte insbesondere Identitätsmerkmale wie ethnisches, kulturelles und nationales Zugehörigkeitsempfinden, Sprache und Sprachverwendung, Feste und Feiern, Rituale, Alltag sowie Formen interkultureller Beziehungen erfassen. Weiterhin

[112] Tóth: Rückkehr nach Ungarn 2012, 66–67.

[113] Tóth: Rückkehr nach Ungarn 2012, 20.

[114] In die Auswertung wurden 46 von den 54 Interviews aufgenommen. Es wurden 22 Frauen und 24 Männer befragt. Der älteste Gesprächspartner ist 1917 geboren, der jüngste 1942. Siehe ebd., 74.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

behandelten die Interviews die Frage nach dem Grad der Integration der Heimkehrer in verschiedenen Lebensphasen.[115]

Die eigentliche Interviewführung gliederte sich theoretisch in eine narrative Phase, in der die Befragten offen über die Ereignisse sprechen sollten, sowie in eine reflexive Phase, in der bestimmte Erzählinhalte genauer beleuchtet wurden. In der Praxis zeigte sich hier allerdings, dass reflexive und narrative Verfahren und Zugänge kaum voneinander zu isolieren sind. Im Anschluss an die eigentlichen Gespräche wurde den Gesprächsteilnehmern außerdem ein Fragebogen vorgelegt, anhand dessen soziale und persönliche Grunddaten erfasst wurden. Hierzu zählten grundsätzliche Aspekte wie Geburtsdatum und Geburtsort, Schul- und Ausbildung, Heirat, Kinder, Beruf sowie Vermögens- und Besitzverhältnisse. Auch biographische Muster innerhalb der Familien wurden in dem abschließenden Fragebogen berücksichtigt und etwa das Migrationsverhalten innerhalb der Familie hinterfragt.

Die durchgeführten Interviews wurden transkribiert und im Anschluss daran einer soziographischen Analyse unterzogen. Hierzu wurden die Datenbestände mit Hilfe eines Subjekt-Inhalt-Schematas kategorisiert. In die Codierung „Subjekt" wurden diejenigen Datenbestände aufgenommen, die sich „auf das Subjekt des Interviews und auf die allgemeinen Umstände der Interviewführung" beziehen. In die inhaltliche Analyse durch die Codierung „Inhalt" all jene Bestände, die sich an der zuvor getroffenen Kategorisierung orientierten. Insgesamt wurden so 81 Analysekategorien gebildet.[116]

Die statistische Auswertung der Interviews ergab, dass die absolute Mehrzahl der Heimkehrer wieder in die Herkunftsgemeinden zurückgesiedelt ist. 39 der 46 in die Analyse einbezogenen Gesprächspartner gaben an, dass sie heute wieder in ihrem Geburts- bzw. Herkunftsort leben. Sofern heimgekehrte Vertriebene nicht wieder in der Herkunftsgemeinde Fuß fassen konnten, lebten sie oft in nur wenige Kilometer davon entfernten Gemeinden, in den gleichen Verwaltungsbezirken und Komitaten. Die

[115] Die Untersuchungskategorien „Identität, Integration, Krieg, Vertreibung, Aufenthalt in Deutschland, Rückkehr und Stationen der Reintegration in Ungarn" wurden in sich in weitere Kategorien aufgeschlüsselt. Siehe Tóth: Rückkehr nach Ungarn 2012, 73.

[116] Ebd., 74–76.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Statistik zeigt auch, dass die meisten der Gesprächspartner aus der Region Baranya stammten und auch heute wieder hier ansässig sind.[117]

Die in der Studie vorgenommene Auswertung von Eheverbindungsdaten ist dahingehend interessant, als dass in der kulturanthropologischen Forschung ein interethnisches Heiratsverhalten als ein wesentlicher Indikator für den Grad von Anpassung und Akkulturation gilt.[118] Die Analyse der Eheverbindungen ergab, dass in den Reihen der *hazatértek* insgesamt nur wenige Mischehen (ung. vegyes hazasság) zustande gekommen waren. Dies weist darauf hin, dass das Empfinden kultureller Herkunft und ethnischer Zugehörigkeit auch nach der Rückkehr weiterhin eine wichtige Rolle spielte. Gleichzeitig wurden zustande gekommene Mischehen im familiären Umfeld von den Gesprächspartnern aber als positiv und konfliktfrei beschrieben.[119]

Da Sprache nicht nur ein Mittel der Verständigung und Kommunikation ist, sondern gleichsam auch ein wesentliches Merkmal von individueller und kollektiver Identität, liefert die im thematisch-inhaltlichen Teil der Arbeit vollzogene Analyse des Sprachgebrauchs in den Heimkehrer-Familien wesentliche Befunde über das kulturelle Selbstverständnis der *hazatértek*. Die Auswertung ergab, dass sich bei den *hazatértek* kaum ein Sprachverlust eingestellt hatte, obwohl die ungarische Regierung bis in die 1950er Jahre hin restriktiv auf die öffentliche Verwendung der deutschen Sprache reagierte. Im Gegenteil – vor allem innerhalb der Heimkehrer-Familien wurde auch weiterhin deutsch und die lokal spezifische schwäbische Mundart gesprochen.[120]

Im Weiteren wertete die Studie Lebensalter, Schulabschluss, Berufsstruktur, Vermögenssituation, Namensänderungen und das Migrationsverhalten von Angehörigen aus.[121] Die besondere Relevanz dieses Teilaspekts der Untersuchung ergibt sich dadurch, dass die erhobenen soziographischen Daten nicht nur einen Querschnitt der

---

[117] Siehe hierzu die statistische Erfassung „Geburts- und Wohnort“ in: Tóth: Rückkehr nach Ungarn 2012, 78–79.

[118] Vgl. Thode-Arora, Hilke: Interethnische Ehen. Theoretische und methodische Grundlagen ihrer Erforschung, Lebensformen. Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Hamburg 12, Berlin 1999.

[119] Tóth: Rückkehr nach Ungarn 2012, 88–89.

[120] Ebd., 105f.

[121] Ebd., 77–92.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Gesprächsteilnehmer selbst darstellen, sondern auch charakteristische und repräsentative Merkmale der Rückkehr als Ganzes aufzeigen.

Einer der wesentlichsten Befunde der inhaltlich-thematischen Auswertung der Gespräche ist, dass für die Entscheidung für eine Heimkehr im Einzelfall mehrere miteinander in Beziehung stehende Gründe und Motivlagen eine Rolle spielten. Als wesentlichstes Rücksiedlungsmotiv gilt „Heimweh". „Heimweh" bzw. „die noch bestehende Anhänglichkeit zur Heimat" wurden in den Interviews am häufigsten als Rückkehrmotiv erwähnt (ung. „Honvágy, ragaszkodás a szülöföldhöz"). Insgesamt 22 Prozent der befragten Rückkehrer gaben dies als Hauptgrund für eine spätere vollzogene Rücksiedlung an. Das Anliegen der Familienzusammenführung (ung. „családegyesítés") war ein weiterer häufig genannter Grund für den Entschluss für die Rückkehr nach Ungarn. Weitere 19 Prozent der Befragten erwähnten die schlechten Lebensbedingungen in Deutschland, insbesondere den Mangel an Nahrungsmitteln (ung. „A rossz életkörülmények, különösen az élelemhiány") als wesentliches Rücksiedlungsmotiv. Die Erwartung, in Ungarn bessere Lebensbedingungen vorfinden zu können, das Gefühl unschuldig bzw. unrechtmäßig vertrieben worden zu sein sowie das Erfahren von Fremdheit, waren weitere wichtige Gründe für die Remigration. Auch über familiäre Beziehungen hinaus bestehende Kontaktverhältnisse in der Heimat bekräftigten viele Vertriebene bei ihrer Entscheidung nach Ungarn zurückzukehren. Vor allem diejenigen Vertriebenen, die in der SBZ zur Arbeit in Minen und Gruben eingesetzt waren, sahen in den schlechten Arbeitsverhältnissen vor Ort einen wesentlichen Grund ihrer Rücksiedlung. Insgesamt zeigte sich also, dass die Entscheidung für die Heimkehr aus einer Vielzahl sehr unterschiedlicher Gründe vollzogen wurde und stark von der individuellen Lebenssituation der Betroffenen und dem im Laufe der Migrationsgeschichte persönlich Erfahrenen abhängig gemacht werden muss.[122]

Die soziographische Analyse der erhobenen Daten wurde durch eine thematisch-inhaltliche Analyse ergänzt, wodurch u.a. das subjektive Zugehörigkeitsempfinden, persönliche Motivationen für die Heimkehr, Reaktionen der ungarischen Bevölkerung auf die Heimkehr und die individuell wahrgenommene Integration in den

[122] Siehe hierzu die statistische Erfassung der Motive für die Rückkehr nach Ungarn in Tóth: Hazatértek 2008, 136.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Besatzungsgebieten Deutschlands und in Ungarn auf qualitativer Ebene untersucht werden konnten. Die historischen und politischen Entwicklungen werden dabei korreliert mit den persönlichen Erfahrungen der Betroffenen und durch Auszüge aus den lebensgeschichtlichen Interviews veranschaulicht. Dadurch, dass subjektive Sichtweisen, Vorstellungen und Perspektiven in den Mittelpunkt der Darstellung gerückt wurden, konnte ein „lebensnahes" Bild der Heimkehr und ihrer komplexen inneren Zusammenhänge entstehen.[123]

In der historischen oder kulturwissenschaftlichen Literatur über die Deutschen in Ungarn wurden die Ergebnisse der Rückkehrer-Studie breit rezipiert. So stellt Michael Prosser-Schell in dem Aufsatz „Volkskunde/Europäische Ethnologie und die 'Donauschwaben'-Forschung" heraus, dass die von Tóth vorgelegte Studie über die *hazatértek* für die ethnographische und volkskundliche Forschung – gerade aufgrund der eingehenden Bezugnahme auf persönliche Erinnerungen und Lebensgeschichten – wesentliche Befunde über die Formen und Empfindungen ethnischer und kultureller Zugehörigkeit im Prozess von Migrationen liefert.[124] Gerhard Seewann weist in seiner zweibändigen „Geschichte der Deutschen in Ungarn" zudem eingehend auf die Singularität des Rückkehrprozesses hin[125] und betont darüber hinaus, dass die Arbeit Tóths einen wesentlichen Beitrag zum Erinnerungsdiskurs über die Vertreibung der Deutschen aus Ungarn leiste. Das Phänomen der Rückkehrmigration nach Ungarn stelle zudem „den landläufigen Mythos der Vertreibung als einen irreversiblen Vorgang in Frage".[126]

[123] Es sei an dieser Stelle auf die Arbeiten John C. Swansons hingewiesen, der in jüngster Zeit Forschungen zum Thema Vertriebenenheimkehr nach Ungarn anstellte. Der Schwerpunkt der Untersuchungen Swansons liegt auf der Erforschung gegenwärtiger Heimkehr und dem Phänomen der Zwischenheimat. Siehe hierzu die filmische Dokumentation „About a Village" über eine Ausfahrt von in Deutschland lebenden Vertriebenen in ihre Herkunftsgemeinde Máriakéménd: „About a Village", Deutschland/Ungarn 2010.

[124] Prosser-Schell: Volkskunde/Europäische Ethnologie und die „Donauschwaben"-Forschung 2013, 211–212.

[125] Siehe die Kapitel „Die nach Ungarn 'zurückgeflüchteten' Vertriebenen – Vertriebene und Heimkehrer. Diskurs und Erinnerung" und „Die Rückkehr ungarndeutscher Vertriebener 1946–1956" in Seewann: Geschichte der Deutschen in Ungarn II 2012, 357–364 und 364–368. Vgl. ders.: Die ungarischen Schwaben 2013.

[126] Seewann: Geschichte der Deutschen in Ungarn II 2012, 364.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

3. Mittler und Methode

3.1. Lebensgeschichtliche Erinnerung als Quellenbasis kulturwissenschaftlicher Forschung

Zentrales Anliegen der vorliegenden Untersuchung ist, die Formen und Ausprägungen personaler Identität im Prozess einer mehrfachen Migration zu untersuchen. Dementsprechend stand nicht die Rekonstruktion von faktisch Geschehenem im Vordergrund der Erhebung, sondern vielmehr die Frage, wie die jeweils individuell erfahrene Migrationsgeschichte in ihrer gegenwärtigen Wirklichkeit von den Betroffenen subjektiv „gedacht" und wahrgenommen wird.[127] Wie Gabriele Rosenthal in „Erlebte und Erzählte Lebensgeschichte" herausstellt, eignen sich für die Untersuchung dieser subjektiven Empfindungen vor allem lebensgeschichtliche Quellen, denn in „der 'biographischen Selbstpräsentation' finden wir nicht nur Zugang zum lebensgeschichtlichen Prozeß der Internalisierung der sozialen Welt im Laufe der Sozialisation, sondern auch zur Einordnung der biographischen Erfahrung in den Wissensvorrat und damit zur Konstitution von Erfahrungsmustern, die zur gegenwärtigen und zukünftigen Orientierung in der Sozialwelt dienen."[128]

Die *Lebensgeschichte* konstituiert sich nach einer Definition Albrecht Lehmanns aus der „Summe unserer Erfahrungen".[129] Auf der Vermittlungsebene bilden sich in der

[127] „Für unser Erkenntnisinteresse einer Rekonstruktion narrativer Identität geht es (–) nicht darum, ob die vom Erzähler angeführten Argumente tatsächlich kollektiv gelten oder 'objektiv' wahr sind. Entscheidend ist vielmehr, welche Argumente der Erzähler selbst als gültig veranschlagt, auf welche allgemeinen Deutungsmuster (Selbst- und Wertverständnisse) sie verweisen und welchen sozialen Gruppen und Positionsvertretern der Erzähler welche argumentativen Positionen zurechnet." Siehe Lucius-Hoene, Gabriele: Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews, Wiesbaden 2002, 165. Außerdem Krämer, Sybille: Zum Paradoxon von Zeugenschaft im Spannungsfeld von Personalität und Depersonalisierung. Ein Kommentar über Authentizität in fünf Thesen in: Michael, Rössner; Uhl, Heidemarie (Hrsg.): Renaissance der Authentizität? Über die neue Sehnsucht nach dem Ursprünglichen, Bielefeld 2012, 15–26, hier 21 ff.

[128] Siehe Rosenthal: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte 1995, 12–13.

[129] Lehmann: Reden über Erfahrung 2007, 11. Zur „Erzählforschung als Bewußtseinsforschung" siehe auch Brednich, Rolf Wilhelm: Methoden der Erzählforschung. Bedeutung und Stellung der Erzählforschung im Wissensgefüge der Volkskunde, in: Göttsch, Silke; Lehmann, Albrecht (Hrsg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie, Berlin 2007, 57–78, hier 72–74. Zur Kritik am Begriff „Lebensgeschichte" und zur lebensgeschichtlichen Rekonstruktion als „biographische Illusion" siehe Bourdieu, Pierre: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt am Main 1998, 75 ff.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Lebensgeschichte die von einem Einzelnen als bedeutend erachteten Erfahrungen und Erinnerungen eines Lebens ab. Jede Form „biographischer Selbstpräsentation“[130] ist deshalb eine nach einem subjektiven Muster geschaffene Rekonstruktion und so gleichzeitig auch eine inhaltliche Reduktion von in der Vergangenheit Erlebtem, Erfahrenem oder Gedachtem.[131] Gleichzeitig findet die Vermittlung der *Lebensgeschichte* immer aus der Perspektive der Gegenwart statt, wie der Soziologe Hans Paul Bahrdt herausstellt. Die in einer biographischen Erzählung kommunizierten Ereignisse, Erfahrungen und Erlebnisse können deshalb keineswegs deckungsgleich mit dem tatsächlich Geschehenen sein: „Die historische Situation, in der ein Erzähler eine zurückliegende Erfahrung zur Veranschaulichung für seine Gesprächspartner rekonstruiert, ist seine Gegenwart. Er vergegenwärtigt sich einer zurückliegenden Situation, die stets unter dem Eindruck lebensgeschichtlicher Erfahrung und historischer Deutungen zu einer anderen geworden ist.“[132]

Die autobiographische Erinnerung steht nicht für sich alleine, sondern ist stets auch das Produkt eines sozial vollzogenen Aushandlungsprozesses.[133] Die subjektive Interpretation von Geschehenem und Erlebtem in der Vergangenheit ist stets in einen überindividuellen Diskurs eingebunden und an kulturelle, normative und politische Vorstellungen und Werte, an das „kulturelle Gedächtnis“, gekoppelt. Gerade historisches Geschehen und dessen Bewertung ist in der Erinnerung gesellschaftlich tradiert.[134] Darüber hinaus hat

[130] Rosenthal verwendet hier den Begriff „biographische Selbstpräsentation“, um zu unterstreichen, dass mit Lebensgeschichte nicht allein die rein biographische Erinnerungserzählung gemeint ist, sondern sich die Lebensgeschichte auch in dinglichen Erinnerungen (Tagebüchern, Dokumenten, Fotografien usw.) spiegelt. Siehe Rosenthal: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte 1995, 12–13.

[131] Assmann, Aleida: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik, München 2006, 134 ff. Vgl. auch Bruner, Jerome S.: Vergangenheit und Gegenwart als narrative Konstruktion, in: Straub, Jürgen (Hg.): Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte, Erinnerung, Geschichte, Identität 1, Frankurt am Main 1998, 46–80.

[132] Bahrdt, Hans Paul: Grundformen sozialer Situationen, München 1996, 52f. Hier zit.n. Lehmann: Reden über Erfahrung 2007, 12. Siehe zudem Rosenthal: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte 1995, 21.

[133] Die „biographische Gesamtsicht“ ist nach Rosenthal „sozial konstituiert“, „vollzieht sich in der Interaktion mit anderen und orientiert sich an sozialen Vorgaben, an 'Rezepten' dafür, 'wie was wo' einzuordnen ist.“. Siehe dazu Rosenthal: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte 1995, 12.

[134] Jan Assmann prägte in Anlehnung an die von Maurice Halbwachs bereits in den 1920er Jahren getroffene Unterscheidung zwischen „kollektivem“ und „individuellem“ Gedächtnis den Begriff „kulturelles Gedächtnis“. Siehe Assmann, Jan: Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: Assmann, Jan; Hölscher, Tonio (Hrsg.): Kultur und Gedächtnis, Frankfurt 1988, 9–19, hier 10–11. Vgl.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

auch die Alltagskommunikation Einfluss auf die Formen und Inhalte von Erinnerung. Durch die „Gemeinsamkeiten des sozialen Erlebens“ – in der Familie, mit Freunden oder innerhalb eines Dorfes – entstehen „Erzählgemeinschaften“, in denen bestimmte Vorstellungswelten diskursiv ausgehandelt und verfestigt werden.[135] Dieses „kommunikative Gedächtnis“ beschreibt nach Jan Assmann alle Formen von Erinnerung, die mündlich überliefert werden und sich in einem zeitlichen Rahmen von drei bis vier Generationen wiederfinden lassen. Sobald die Möglichkeiten der mündlichen Überlieferung historischer Erfahrungen nicht weiter von der Erlebnisgeneration selbst bzw. deren unmittelbaren Nachfolgegenerationen gewährleistet ist, geht das „kommunikative“ in das „kulturelle Gedächtnis“ über.[136] Gegenwärtig betrifft dies die Erinnerung an den Komplex „Flucht und Vertreibung“[137] und so auch die Erinnerung an die hier zu beschreibenden Rückkehrprozesse.

Das autobiographische Erinnern ist ein Prozess, der in vielerlei Hinsicht unvollständig und fragmentarisch ist, denn in der subjektiven lebensgeschichtlichen Wahrnehmung – im „individuellen Gedächtnis“ – werden Erfahrungen gefiltert, vorsortiert und strukturiert. Auch das Vergessen ist ein elementarer Bestandteil des Erinnerns. Während von den Akteuren manche, im Laufe eines Lebens gemachten Erfahrungen als erinnerungswürdig gehalten und so unter Umständen auch weitervermittelt werden, erscheinen andere schlichtweg nicht erinnernswert oder werden durch andere Lebenserinnerungen überlagert. Gerade mental belastende und krisenhafte Erfahrungen

außerdem Assmann, Aleida: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München 2006.

135 Lehmann: Reden über Erfahrung 2007, 49. Ders.: Homo narrans – Individuelle und kollektive Dimension des Erzählens, in: Brednich, Rolf Wilhelm (Hg.): Erzählkultur. Beiträge zur kulturwissenschaftlichen Erzählforschung. Hans-Jörg Uther zum 65. Geburtstag, Berlin/New York 2009, 59–70, hier 65–66.

136 Assmann, Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität 1988, 10–11. Siehe von Plato, Alexander: Zeitzeugen und die historische Zunft. Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft – ein Problemaufriss, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 13/2000 I, 5–29, hier 9. Außerdem Lenz, Claudia; Welzer, Harald: Zweiter Weltkrieg, Holocaust und Kollaboration im Europäischen Gedächtnis. Ein Werkstattbericht aus einer vergleichenden Studie zu Tradierung von Geschichtsbewusstsein, in: Handlung, Kultur, Interpretationen, Zeitschrift für Kultur- und Sozialwissenschaften 2/2005, 1–24, hier 6.

137 Bedingt durch die Altersstruktur der Erlebnisgeneration, geht die Erinnerung an Flucht und Vertreibung allmählich vom „kommunikativen ins kulturelle Gedächtnis“ über. In dieser gegenwärtigen Übergangsphase wird das Thema in der Öffentlichkeit zunehmend präsent und wird medial aufgearbeitet. Siehe dazu Weger: Volkskundliche Vertriebenenforschung 2005, 103.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

sind Erinnerungsmomente, die häufig nicht artikuliert und von den Betroffenen unter Umständen verdrängt oder verschwiegen werden.[138] Zudem können Erinnerungen auch verklärt werden. So bewegt sich die Erinnerungskultur von Vertriebenen häufig zwischen der positiven Erinnerung an eine intakte Heimat, mit funktionierenden Strukturen und Beziehungsräumen, und dem „punktuellen Bruch" des Heimatverlustes, der die lebensweltliche Gültigkeit Heimat zerstörte.[139] Nicht zuletzt der zeitliche Abstand zu bestimmten Lebensereignissen hat Einfluss auf das Erinnern. Was weit zurückliegt, wird eher Vergessen als zeitlich nahe Ereignisse, Empfindungen und Erfahrungen. Dieser Aspekt des Erinnerns muss auch in dieser Studie berücksichtigt werden, denn die hier fokussiert behandelten Lebensereignisse Vertreibung und Heimkehr liegen mehr als ein halbes Jahrhundert in der Vergangenheit. Die individuellen Erinnerungen an diese Lebenserfahrungen sind eventuell verblasst oder wurden im Laufe der Zeit schlichtweg vergessen.[140] Der lebensgeschichtliche Ansatz kann auch deshalb nicht zum Ziel haben, faktische Wirklichkeiten zu erforschen oder zu rekonstruieren, sondern hinterfragt vielmehr, nach welchen Mustern und Modellen die Erinnerung auf das Gedächtnis zugreift und wie sich die Aufbereitung von Gedächtnisinhalten in biographischen Erzählungen widerspiegelt. Aufbauend auf den hier dargestellten theoretischen Annahmen galt es deshalb das Erzählte im Kontext möglicher sozialer und kultureller Erfahrungen zu interpretieren.

3.2. Das narrative Interview

Ziel dieser Erhebung ist, biographische Handlungsmuster zu bestimmen und subjektive Empfindungen und Wirklichkeiten zu erfassen. Als geeignete methodische Herangehensweise zur Erhebung untersuchungsrelevanter Informationen wurde deshalb

[138] Es kann zwischen aktiven und passiven Formen des Vergessens unterschieden werden. Siehe dazu Hinderk, Emrich M.: Trauer in der Psychoanalyse, in: Liebsch, Burkhard; Rüsen, Jörn (Hrsg.): Trauer und Geschichte, Köln/Weimar/Wien, 147–159, hier 154–156.

[139] Messerschmidt, Rolf: Erinnerungskultur und gelungene Eingliederung – ein unlösbares Spannungsverhältnis? Regionalhistorische Integrationsbilanzen für Hessen und Rheinland-Pfalz, in: Krauss, Marita (Hg.): Integrationen. Vertriebene in den deutschen Ländern nach 1945, Göttingen 2008, 48–69, hier 64.

[140] Siehe dazu auch Welzer, Harald: Das Interview als Artefakt: zur Kritik der Zeitzeugenforschung, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 13/2000 I, 51–63, hier 51–52. Vgl. auch von Plato: Zeitzeugen und die historische Zunft 2000.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

das autobiographisch-narrative Interview betrachtet, denn dieses Verfahren ermöglicht, bestimmte Lebenszusammenhänge und -inhalte 'von innen heraus' zu bestimmen.[141] Fritz Schütze hat diese Form der Gesprächsführung in den 1970er und 1980er Jahren in die sozial- und kulturwissenschaftliche Forschung eingeführt. Kennzeichnend für die Methode „narratives Interview“ ist, dass den Gesprächspartnern im Erhebungsprozess keine bzw. nur wenige inhaltliche und thematische Vorgaben gemacht werden. Dementsprechend verfolgt diese Form der Interviewführung kein starr standardisiertes Konzept im Sinne eines einfachen Frage-Antwort-Spiels, sondern zielt auf eine offene Gesprächsführung ab. Die Gesprächspartner sollen diejenigen Themen, Erlebnisse, Geschichten, Anekdoten, Lebensereignisse und Inhalte kommunizieren, die sie selbst für wesentlich in ihrer Biographie halten.[142]

Schütze entwickelte das methodische Verfahren des narrativen Interviews aufbauend auf der grundlagentheoretischen Annahme, dass die „Gesellschaft von Individuen in symbolischen Interaktionen hervorgebracht und verändert wird“.[143] Verständigung, Interaktion und Austausch werden im symbolischen Interaktionismus als konstitutive Elemente von Gemeinschaft betrachtet. Schütze plädierte deshalb dafür, dass sich auch die soziologische Forschung und ihre Methodik selbst „kommunikativer Verfahren“ bedienen müsse.[144] Der Erhebungsprozess wird im narrative Interview deshalb als soziale Situation begriffen, in der Forscher und Erforschter interaktionistisch miteinander kommunizieren.[145]

---

[141] Küsters, Ivonne: Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen, Hagner Studientexte zur Soziologie, Wiesbaden 2009, 19. Siehe auch Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Inke: Was ist qualitative Forschung. Einleitung und Überblick, in: dies. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Hamburg 2000, 13–29, hier 14.

[142] Mayring: Qualitative Sozialforschung 2002, 72–76.

[143] Siehe Przyborski, Aglaja; Wohlrab-Sahr, Monika: Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch, München 2014, 79.

[144] Ebd., 79.

[145] Grundlegend für die theoretischen Annahmen Fritz Schützes ist, dass Kommunikation stets bestimmten Regeln folgt, den sogenannten „Basisregeln“ (Reziprozität, Einheit, Handlungsfigur). Jede Form der Verständigung beruhe zunächst auf Reziprozität, d.h. auf der Gegen- und Wechselseitigkeit und hat dieser Annahme folgend immer eine soziale Dimension. Weiterhin konstituiere sich Kommunikation stets durch die Bildung bestimmter Einheiten, die sich auf Vermittlungsebene in der Herstellung bestimmter Kohärenzen und Identitätsmuster widerspiegeln. Nicht zuletzt beinhalte jede Form der Kommunikation eine vorherbestimmte Ordnung, indem von dem Vermittelnden subjektive Handlungsfiguren festgelegt werden. Ebd., 79–87.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Autobiographische Informationen und Erinnerungen werden im narrativen Interview in Form der Erzählung vermittelt. Diese folgt nach Schütze stets bestimmten Mustern, die Einfluss auf die Art und Weise sowie die Inhalte des Erzählens haben. Schütze bestimmte hierzu die sogenannten „Zugzwänge" bzw. „Strukturierungszwänge" des Erzählens:
„-Um eine überschaubare Darstellung zu zustande zu bringen, muß angesichts der theoretischen unendlichen Menge der kontingenten Phänomene vieles weggelassen und anderes global zusammengefaßt werden (Kondensierungszwang);
- um die intendierte Sachverhaltsstruktur erkennbar zu machen, müssen die konstitutiven Elemente und ihre Beziehungen zueinander manifestiert werden – mit anderen Worten die Darstellung muß so weit ins Einzelne gehen wie notwendig (Detaillierungszwang)
- und der intendierte Sachverhalt muß gegen andere Sachverhalte abgegrenzt und in sich geschlossen werden (Gestaltschließungszwang)"[146]
Insbesondere in jüngeren erzähl-theoretischen Arbeiten wird betont, dass die Inhalte von Erzählungen auch durch die momentane soziale Situation während eines Gesprächs beeinflusst werden.[147] Wer ein Erlebnis, ein Lebensereignis oder eine Erfahrung schildert, spricht so, wie der Gesprächspartner es von ihm erwartet. Der Sprecher antizipiert somit die Reaktionen des Zuhörers unterbewusst. Der Interviewer ist deshalb zwangsläufig selbst Teil des Interviews.[148] Durch sein Verhalten, seine Mimik und Gestik sowie durch seine Offenheit beeinflusst der Interviewer, wenn auch nicht gewollt, zwangsläufig die Gesprächssituation und so auch die Inhalte der Erzählung.[149] Darüber hinaus ist davon auszugehen, dass in der sozialen Situation des Gesprächs Atmosphäre, Emotionalität, Sympathie und Stimmungen eine große Rolle spielen.[150] Die Wiedergabe exakter oder „echter Erinnerung" ist auch vor diesem Hintergrund nie gegeben. Deswegen ist das

[146] Küsters: Narrative Interviews 2000, 27. Zit. n. Kallmeyer, Werner; Schütze, Fritz: Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung, in: Wegner, Dirk (Hg.): Gesprächsanalysen, Hamburg 1977, 159–274, hier 162.

[147] Welzer: Das Interview als Artefakt 2000, 61.

[148] Ebd., 52–53.

[149] Lehmann: Reden über Erfahrung 2007, 84.

[150] Ebd., 69–71.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Interview zwar als Quelle zu verstehen, die vermitteln kann, wie etwas erinnert wird, aber es ist keinesfalls ein Zeugnis dafür, was faktisch geschehen oder gewesen ist.[151]
Durch die Methode „narratives Interview" erreicht der Forschende einen Zugang zu den Lebenswelten der Erzählenden, der durch standardisierte Formen der Erhebung und Interviewführung nicht zu erreichen wäre. Das „autobiographische narrative Interview erzeugt Datentexte, welche die Ereignisverstrickungen und die lebensgeschichtliche Erfahrungsaufschichtung des Biographieträgers so lückenlos reproduzieren, wie das im Rahmen systematischer sozialwissenschaftlicher Forschung überhaupt nur möglich ist. (-) Das Ergebnis ist ein Erzähltext, der den sozialen Prozeß der Entwicklung und Wandlung einer biographischen Identität kontinuierlich, d.h. ohne exmanente, aus dem Methodenzugriff oder den theoretischen Voraussetzungen des Forschers motivierte Interventionen und Ausblendungen, darstellt und expliziert."[152]

3.3. Als Forscher im Feld: Die teilnehmende Beobachtung

Die Erhebung stützte sich nicht nur auf Erzähltes, sondern auch auf „teilnehmende Beobachtungen". Aus vielen sozialwissenschaftlichen Disziplinen und so auch aus der kulturanthropologischen und ethnographischen Forschung ist diese Form der Materialerhebung mittlerweile kaum mehr auszuklammern. Durch die Beobachtung und Dokumentation des Gesprächsumfeldes, der Gesprächssituationen und der im Rahmen von Gesprächen auftretenden Situative soll der Forschende Eindrücke, Atmosphären und Stimmungen einfangen, die über den eigentlichen narrativen Rahmen des Gesprächs hinausgehen. Dieses Vorgehen gründet sich auf die Annahme, dass der Forscher ohnehin immer auch aktiver Teil des Forschungsfeldes ist, in dem er sich bewegt – er ist nicht nur „passiv-registrierend" in den Erhebungsprozess eingebunden, sondern stets auch „teilhabend". Durch das bewusste „Teilhaben" kann sich der Forschende dem Gegenstand der Untersuchung auf einer lebensweltlichen Ebene annähern.[153] „Durch das

[151] Welzer: Das Interview als Artefakt 2000, 51–52.

[152] Schütze, Fritz: Biographieforschung und narratives Interview, in: Neue Praxis 13 (1983), 283–293, hier 285–286, online abrufbar unter: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-53147, zuletzt am 8. August 2015.

[153] Mayring: Einführung in die qualitative Sozialforschung 2002, 80–81. Siehe zudem Lammnek, Siegfried: Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch, 575 ff.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Miterleben soll eine sinnverstehende Deutung und Interpretation sozialen Handelns erlangt werden, das in einen überindividuellen kulturellen Sinnzusammenhang eingeordnet wird. Ziel ist es, Einblick in und Verständnis für die Komplexität des gelebten Alltags zu erhalten und sich der 'Innensicht' der Untersuchten anzunähern, also einen emischen Zugang zur Realität zu erlangen", so Brigitta Schmidt-Lauber. [154]

Methodische Konzepte oder Systematisierungen für „teilnehmende Beobachtungen" sind kaum praktikabel, da Feldaufenthalte und Gesprächssituationen von Zufällen, unvorhersehbaren Ereignissen und spontanen Entwicklungen bestimmt werden. Was die teilnehmenden Beobachtungen betrifft wurde im Rahmen der vorliegenden Studie nicht nach einem standardisierten Verfahren vorgegangen. All das, was für die Untersuchung in irgendeiner Form relevant erschien, um die „Innenperspektive" zu erschließen, wurde dokumentiert.[155] Diese Dokumentation erfolgte gelegentlich fotografisch, manchmal sogar filmisch, meist aber schriftlich in Form von Notizen in ein Forschungstagebuch. Hierin wurden zum einen allgemeine Beobachtungen rund um die Gesprächssituation festgehalten. Eindrücke zu der Wohnsituation oder den Lebensverhältnissen der Gesprächspartner wurden ebenso aufgezeichnet wie die Eindrücke zur Kontaktaufnahme und zum allgemeinen Verlauf des Gesprächs. Auch Auffälligkeiten rund um die soziale Situation des Gesprächs dokumentiert, wie etwa Reaktionen auf bestimmte Fragen, Handlungsweisen bei bestimmten Vorgängen usw. wurden in das Skript aufgenommen. Die im Rahmen der teilnehmenden Beobachtung in Form von Kontextprotokollen erhobenen Daten wurden teilweise in der Zusammenstellung der biographischen Skizzen übernommen, aber keiner systematischen Analyse unterzogen. Die teilnehmenden Beobachtungen dienten als Ergänzung des Forschungsprozesses.[156]

[154] Schmidt-Lauber, Brigitta: Feldforschung. Kulturanalyse durch teilnehmende Beobachtung, in: Göttsch, Silke; Lehmann, Albrecht (Hrsg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie, Berlin 2007, 219–260, hier 220–221.

[155] Siehe Mayring: Einführung in die qualitative Sozialforschung 2002, 81.

[156] Vgl. ebd., 80–84.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

3.4. Auswahl der Befragungspersonen und Kontaktaufnahme

Neben den Interviews mit den *hazatértek* ergaben sich im Rahmen der Feldaufenthalte weitere Gespräche mit nahen Angehörigen von heimgekehrten Deutschen, mit Minderheitenvertretern in den lokalen Selbstverwaltungen, mit Historikern und Archivaren und auch mit vertriebenen Deutschen aus Ungarn, die nach ihrer Aussiedlung aus Ungarn in den Besatzungszonen Deutschlands verblieben waren und heute noch dort leben. Auch die Ergebnisse dieser Gespräche fließen in die Studie ein, wurden allerdings abschließend keiner systematischen Analyse unterzogen. Insgesamt handelte es sich um 30 Gespräche, wovon 21 in die thematische und inhaltliche Untersuchung aufgenommen wurden. Diese Gespräche erfüllten die Kriterien für eine biographisch-lebensgeschichtliche Analyse der Heimkehr. Die entsprechenden Gesprächspartner erinnerten sich an die Vertreibung aus Ungarn, die Aufnahme in den besetzten Gebieten Deutschlands, die eigentliche Heimkehr und die Wiederaufnahme in Ungarn und konnten über diese Erfahrungsmomente sprechen.

Die Kontakte zu den Gesprächspartnern entstanden größtenteils durch die Vermittlung von Ágnes Tóth, die bereits eingehend zu den *hazatértek* geforscht hatte und daher viele Kontakte zu heimgekehrten Deutschen hat.[157] Bei den übermittelten Kontaktinformationen handelte es sich zum einen um Kontaktadressen, Emailadressen und Telefonnummern, die direkt oder über das direkte familiäre Umfeld zu den Gesprächspartnern führten, zum anderen um institutionelle Kontakte, wie etwa zu lokalen Minderheitenselbstverwaltungen, die mich zu den Gesprächspartnern weitervermitteln konnten. Da seit den Feldforschungen des Teams um Ágnes Tóth bereits einige Jahre verstrichen sind – die Erhebungen fanden in den Jahren 2005 und 2006 statt –, waren die Kontaktdaten allerdings teilweise nicht mehr gültig. Wegen Wegzugs, Anschlussänderung oder auch weil Kontaktpartner in der Zwischenzeit krank geworden oder verstorben sind, waren einige der Kontakte für mich nicht mehr bzw. nur schwer erreichbar. Dennoch konnten mittels des Kontaktblattes einige Zeitzeugen ausfindig gemacht werden, die eingehend über die Heimkehr und deren Umstände berichteten.

[157] Vgl. hierzu das Kapitel 2.5. „Forschungsstand: 'hazatértek'".

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Weitere Kontakte stellte András Grósz (Budörs Német Nemzetiségi Önkormányzata, BNNÖ) her, der selbst zur ungarndeutschen Geschichte forscht und sich insbesondere mit dem ungarndeutschen Politiker Jakob Bleyer beschäftigt. Grósz konnte mich vor allem im Budapester Raum vermitteln. Ein von mir im November 2009 aufgesetzter Aufruf in der *Neuen Zeitung*, einer ungarndeutschen Wochenzeitung in Budapest, blieb ohne Reaktion. Indem mich Befragte an Verwandte oder Bekannte aus ihrem näheren Umfeld weitervermittelten, konnten weitere Kontakte hergestellt werden. Erwähnenswert ist, dass ich während eines mehrtägigen Aufenthaltes in den südungarischen Gemeinden Villany und Villanykövesd, aufgrund meiner Funktion als „Sammler" von Geschichten über die Rücksiedlung nach Ungarn auch selbst ausfindig gemacht wurde. Eine ältere Dame, die über Dritte mitbekommen hatte, dass ich über die Rücksiedlungen forschte, passte mich vor meiner Unterkunft in Villanykövesd ab, um mir ihre Lebensgeschichte und die Umstände ihrer Vertreibung und Heimkehr zu erzählen.[158] Auch hieran zeigte sich, dass viele Betroffene ein großes Bedürfnis haben, das Geschehene zu erzählen und nicht „vergessen" werden zu lassen.[159]

Die Durchführung der Interviews erstreckte sich über einen Zeitraum von drei Jahren. Die ersten Gespräche fanden im ersten Halbjahr 2010 statt, die letzten im Frühjahr 2013. Feldaufenthalte führten mich vor allem in Dörfer und Gemeinden in den Süden Ungarns, in die ungarischen Komitate Baranya, Bács-Kiskun und Somogy. In der Region wurden insbesondere seit den habsburgischen Ansiedlungsbemühungen im 18. Jahrhundert viele Deutsche ansässig. In Folge von Vertreibung und Aussiedlung nach dem Zweiten Weltkrieg waren wiederum viele deutschstämmige Familien aus der Region in die besetzten Gebiete Deutschlands geflohen oder vertrieben worden. Mit Blick auf jüngere Forschungen über die Heimkehr von vertriebenen Deutschen aus Ungarn ist anzunehmen, dass die Rücksiedlungsbewegungen vor allem diese, von Deutschen dicht besiedelten Regionen im Süden Ungarns zum Ziel hatten. Aus dieser Tatsache ergibt sich auch der regionale Fokus der Studie auf die „Schwäbische Türkei", vor allem auf den Raum

[158] Zur Person siehe das Interview O.E. im Kapitel 3.8. „Kurzbiographien".

[159] Vgl. hierzu etwa Siegfried Beckers Beitrag über die Erinnungskultur des Holocaust in Rolf Wilhelm Brednichs Sammelband zur „Erzählkultur": Becker, Siegfried: Vom Erzählen des Nicht-Erzählbaren, in: Brednich, Rolf Wilhelm (Hg.): Erzählkultur. Beiträge zur kulturwissenschaftlichen Erzählforschung. Hans-Jörg Uther zum 65. Geburtstag, Berlin/New York 2009, 71–85.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

zwischen den Städten Pécs und Mohács. Feldaufenthalte fanden in den Orten Lippó (dt. Lippwar), Feked, Nagynárád (dt.Großnaarad), Véménd (dt. Wemend), Palkonya (dt. Palkan), Budaörs (dt. Wudersch), Baja (dt. Frankenstadt), Szigetbecse (dt. Wetsch), Újpetre (dt. Ratzpeter), Villány (dt. Wieland), Villánykövesd (dt. Gowisch), Mecseknádasd (dt. Nadasch) und Nemesnádudvar (dt. Nadwar) statt.[160]

Die Interviewpartner sind in dem Zeitraum zwischen 1927 und 1946 geboren. Die betreffenden Personen waren zum Zeitpunkt der Rückkehr also entweder Kinder, Jugendliche oder junge Erwachsene. Es wurden sowohl Männer als auch Frauen interviewt, die aus ihrer eigenen Erinnerung die Aussiedlung, die Verhältnisse in Deutschland nach der Aussiedlung und die Rückkehr nach Ungarn schildern konnten. Bei der Auswahl der Gesprächspartner konnte keine Rücksicht auf soziale Stratifikationen oder Milieuzugehörigkeit genommen werden, da der Kreis der Heimgekehrten insgesamt sehr klein ist und nur noch wenige Kontakte herstellbar sind. Die Kontaktaufnahme zu den Gesprächspartnern erfolgte nach Möglichkeit im Vorfeld der eigentlichen Gespräche. Dabei wurde auch in das Vorhaben und die Zielsetzung des Projekts eingeführt, so dass sich die Gesprächspartner auf mein Kommen vorbereiten konnten. In der Praxis aber wurde die Mehrzahl der Gesprächspartner spontan aufgesucht, da sich bis auf Adressen keine weiteren Kontaktinformationen ausfindig machen ließen.

3.5. Leitfaden

Obwohl eine offene Gesprächsführung avisiert wurde, bestand im Sinne der Forschungsfragen besonderes Interesse an bestimmten Lebensabschnitten und Vorgängen, weshalb ich als Interviewer immer wieder in die Erzählungen eingriff und die Unterredungen auf bestimmte Fragestellungen und Themen fokussierte.[161] So waren Fragen nach den Motivationen und Umständen der Heimkehr, der Aussiedlung, der Aufnahme und der Reintegration ebenso wichtig wie Fragen nach dem subjektiven Empfinden von Zugehörigkeit. Um sicherzustellen, dass diese Themenfelder in den

[160] Siehe hierzu auch die Übersichtskarte im Anhang.

[161] Es handelte sich um eine Anpassung des narrativen Interviews im Sinne eines „fokussierten“ oder „problemzentrierten“ Interviews. Siehe dazu Mayring: Einführung in die qualitative Sozialforschung 2002, 68.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Interviews angesprochen und expliziert werden, wurde im Vorfeld ein Gesprächsleitfaden erstellt, der mir im Rahmen der eigentlichen Interviewarbeit als „Gedächtnisstütze“ dienen sollte.[162] Der Leitfaden basiert auf einem Modell von Michael Schönhuth zur Erklärung von Remigration. Schönhuth begreift die Rückkehr als einen mehrgliedrigen Prozess. Neben biographischen Inklusions- und Exklusionserfahrungen im hier und dort, dem persönlich-biographischen Status und strukturellen Bedingungen im Herkunfts-, Aufnahme- und Zielland spielen auch subjektive Muster von Zugehörigkeit – im Sinne von Heimat, Nation, Ethnizität, Identität usw. – als Entscheidungskriterien eine Rolle bei der Remigration. Ob eine Remigration zustande kommt oder nicht, hängt zudem auch davon ab, inwiefern der Einzelne auf kulturelle und soziale Ressourcen – nach Bourdieu im Sinne von kulturellem und sozialem Kapital – zurückgreifen kann.[163] Diese Annahmen Schönhuths wurden in den Leitfaden aufgenommen und mit konkreten lebensgeschichtlichen Ereignissen und Lebensphasen verknüpft. So orientierten sich die im Leitfaden aufgeführten Themata und Desiderate zunächst an der Chronologie der Ereignisse. In einem weiteren Schritt wurden die einzelnen Lebensabschnitte mit Fragen nach subjektiven Wertvorstellungen korreliert.[164] Im Wesentlichen ergaben sich folgende inhaltliche Desiderate: die „alte Heimat“, die „Enteignung und Aussiedlung“, die „Aufnahme im besetzten Deutschland“, die „Heimkehr“, die „Ankunft in Ungarn und der Neubeginn“, das „Wiedereinfinden bzw. Zurückfinden in das sozialistische Ungarn“, die „retrospektive Bewertung der Heimkehr“ und das „subjektive Empfinden von Zugehörigkeit“. Für diese, nach thematischen Gesichtspunkten arrangierten Kategorien wurden ein Fragekatalog formuliert, um etwa die Qualität der Beziehungen zum sozialen oder familiären Umfeld, den Grad der Integration im hier und dort sowie die Aufgabe oder Aufrechterhaltung

[162] Brednich, Rolf Wilhelm: Quellen und Methoden, in: ders. (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie, Berlin 2001, 87–93, hier 89-90. Zweck des Leitfadens ist, dem Interviewer die Übersicht über das Thema zu garantieren und davor zu bewahren, wichtige Interessensbereiche und Themenblöcke auszulassen. Die Fragen werden in Themengruppen gebündelt und deren Reihenfolge im Leitfaden festgelegt. Siehe Mayring: Qualitative Sozialforschung 2002, 70.

[163] Siehe das Modell zur Remigrationsentscheidung bei Schönhuth: Remigration 2008, 73. Vgl. auch Bourdieu, Pierre: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Kreckel, Reinhard (Hg.): Soziale Ungleichheiten, Göttingen 1983, 183–198.

[164] Es wurde darauf geachtet, dass sich der Leitfaden an einer „kommunikativen und systematischen Ordnung“ orientiert. Siehe Przyborski; Wohlrab-Sahr: Qualitative Sozialforschung 2009, 144.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

kultureller Muster in verschiedenen Lebensphasen zu bestimmen. Im Sinne einer narrativ-offenen Gesprächsführung aber wurde darauf geachtet, möglichst wenige dieser Aspekte in der eigentlichen Gesprächssituation heranzuziehen und nach Möglichkeit Antworten „abzuwarten".[165] Auch der Leitfaden war Teil des Forschungsprozesses. So wurden einige thematische Überlegungen, die noch zu Beginn der Forschungen als relevant eingestuft wurden, später aus dem Leitfaden entnommen, da sie sich in Bezug auf die Forschungsfragen als nicht ergiebig erwiesen, Gespräche zu sehr lenkten oder bei den Befragten schlicht für Verwirrung sorgten. Wieder andere Themata wurden erst nachträglich aufgenommen, da ich mir hiervon inhaltliche Neuerungen oder Vertiefungen versprach.

3.6. Die Gespräche

Auch wenn die Untersuchung nicht beanspruchen kann repräsentativ zu sein – zu klein ist der Kreis der Informanten, als dass hierdurch ein repräsentatives Bild von Aussiedlung und Heimkehr entstehen könnte – so war es mir doch ein Anliegen, dass die Vergleichbarkeit der mir zugetragenen Informationen gewährleistet ist. Aus diesem Grund wurde der Ablauf der Gespräche im Vorfeld methodisch systematisiert. Hierzu wurde eine Empfehlung Phillip Mayrings herangezogen, wonach sich narrative Interviews idealerweise in mehrere Gesprächsphasen untergliedern lassen. So wurden auch meine Interviews mit allgemein gehaltenen Einstiegsfragen und impulsgebenden Aufforderung eingeleitet.[166] In einem nächsten Schritt wurden die zuvor bestimmten Leitfadenfragen in den Gesprächsverlauf einbezogen und die wesentlichen Forschungsdesiderate hinterfragt, sofern diese in den vorangegangenen Erzählungen noch nicht erwähnt waren. Gleichzeitig wurden während der Interviews immer wieder sogenannte „Ad-hoc"-Fragen gestellt, die im Leitfaden nicht konkret verzeichnet waren.

[165] Siehe dazu auch Schmidt-Lauber, Brigitta: Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens, in: Göttsch, Silke; Lehmann, Albrecht (Hrsg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie, Berlin 2007, 169–188, hier 178–180.

[166] Siehe Mayring: Qualitative Sozialforschung 2002, 70.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Diese wurden im Gesprächsverlauf spontan herangezogen, um aktuelle Themen zu vertiefen oder diese um potentiell neue Aspekte zu erweitern.[167]

Jede Form der sozialen Kommunikation, so auch das Interview, ist einzigartig und eine singuläre soziale Situation. So können über die Abläufe der Kontaktaufnahme und der Gespräche nur schwer verallgemeinernde Aussagen getroffen werden. Der soziale Kontext, in dem die Gespräche stattfanden, war von Fall zu Fall unterschiedlich. Auch der Verlauf der Gespräche gestaltete sich jedes Mal anders. So war auch eine geordnete oder chronologische Abhandlung der Gesprächsinhalte in den seltensten Fällen gewährleistet. Das für den Erzähler Wichtigste wurde von diesem auch zuerst genannt.[168] Die betrifft auch die Gewichtung der einzelnen Lebensereignisse in den Erinnerungen. Besonders dann, wenn es um die Umstände der Rückkehr ging, erinnerten sich die Gesprächspartner sehr ausführlich. Die Erinnerung an die Zeit in Deutschland hingegen war in vielen Fällen lückenhaft und wurde von den Befragten oft stereotypisiert. Sätze wie „da war es sehr schlimm" oder „wir hatten doch eh nichts" waren immer wieder zu hören. Diese Stereotypisierung der Nachkriegs-Verhältnisse in Deutschland ist ein Phänomen, das sich auch in anderen oral-history-Studien zur Geschichte von Flucht und Vertreibung wiederfinden lässt.[169]

Ein genereller Eindruck der Interviewarbeit ist, dass die Erzählbereitschaft der Befragten sehr groß war und die Gesprächspartner mir gegenüber sehr aufgeschlossen waren. Diejenigen Gesprächspartner, die ich im Vorfeld unseres Treffens kontaktieren konnte, hatten sich schon auf das Interview vorbereitet. Viele hatten Erinnerungsstücke und Dokumente aus den Nachkriegsjahren herausgesucht und diese während unseres Gespächs präsentiert. Die Gespräche die bis zu drei Stunden dauern konnten, mussten, wenn möglich aufgezeichnet werden. Nur so konnten auch nachträglich Inhalte sortiert werden. Das Einholen der Erlaubnis, das Gespräch mit einem Aufnahmegerät zu dokumentieren, stellte sich allerdings als schwierig heraus. Einige Gesprächspartner

[167] Ebd., 70. Siehe auch das Kapitel „Die Technik des autobiographisch-narrativen Interviews und Schritte der Auswertung autobiographischer Stehgreiferzählungen" in Schütze: Biographieforschung und narratives Interview 1983, 285f.

[168] Tóth: „Wir waren noch nicht einmal fort, da waren schon andere hier" 2009, 20.

[169] Jacobi, Theresia: „Wir gehören jetzt schon hierher": Flüchlinge aus Perbál/Ungarn in hessischen Gemeinden 1946—1956, Schriftenreihe der Kommission für deutsche und osteuropäische Volkskunde in der deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V. 72, Marburg 1996, 20–21.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

standen einer Aufnahme skeptisch gegenüberstanden. In zwei Fällen musste eine Mitschrift angefertigt werden, wodurch die Gespräche inhaltlich nur bruchstückhaft dokumentiert werden konnte und der Gesprächsfluss dadurch gestört war. Die Gespräche fanden in der Regel in einer häuslichen Umgebung statt, meist in den Wohnstuben der Befragten. In einem Fall wurde das Gespräch in einem örtlichen Café durchgeführt, wiederum ein anderes Mal fand es in einem Seniorenstift statt. Die Gesprächspartner sprachen mit mir auf Deutsch in ihrem jeweiligen lokalen Dialekt. Auffällig ist, dass die Gesprächspartner immer wieder auch Lehn- und Füllwörter aus dem Ungarischen verwendeten. Für die meisten Heimgekehrten ist Ungarisch heute Alltagssprache, wenngleich die deutsche Sprache für viele der *hazatértek* in ihrem engeren familiären Umfeld auch weiterhin eine wichtige Rolle einnimmt.[170]

3.7. Die Auswertung des gesammelten Materials

Die Gespräche und die Gesprächssituationen wurden im Anschluss an die Interviews nachgearbeitet und für eine inhaltliche Analyse aufbereitet. Dieser Schritt beinhaltete die Abfassung von Transkriptionen, die Aufarbeitung der im Rahmen teilnehmender Beobachtung angefertigten Kontextprotokolle sowie die Anfertigungen von Kurzbiographien. In dieser Nachbearbeitungsphase wurden in einem ersten Schritt die angefertigten Kontextprotokolle vervollständigt. Die, während der Gespräche nicht textlich festgehaltenen „Beobachtungen“ wurden nachträglich in das Forschungstagebuch eingetragen. Oft handelte es sich dabei schlicht um persönliche Empfindungen rund um die allgemeine Stimmung oder die Atmosphäre des Gesprächs oder um auffällig erscheinende Situationen und Handlungsweisen sowie um Informationen rund um den sozialen Rahmen des Gesprächs.[171] In einem zweiten Schritt erfolgte die Transkription des erhobenen Materials. Die Transkription war der wesentlichste Schritt der Nacharbeitung, da der transkribierte Text als Grundlage der Inhaltsanalyse herangezogen wurde. Die Abschriften wurden selbst angefertigt, da

[170] Wie Csaba Földes herausstellt, ist das Deutsche als Minderheitensprache für viele Ungarndeutsche heute „weder 'Muttersprache' noch 'Fremdsprache' im herkömmlichen Sinne“, sondern viel eher als „hybridisiertes Alltagsdeutsch“ zu kennzeichnen. Siehe Földes, Csaba: Kontaktdeutsch. Zur Theorie eines Varietätentyps unter transkulturellen Bedingungen von Mehrsprachigkeit, Tübingen 2005, 22.

[171] Vgl. Lehmann: Reden über Erfahrung 2002.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

angenommen wurde, dass so eventuell 'Überhörtes' oder im eigentlichen Gesprächsverlauf nicht Erfasstes nachträglich in die Betrachtung aufgenommen werden konnte.[172] Da im Vordergrund der eigentlichen Untersuchung die inhaltlich-qualitative Analyse der Gespräche stand und nicht linguistische oder sprachwissenschaftliche Aspekte, wurden die Erzählungen in ein leserliches Format gebracht. Die Übertragung der Interviews erfolgte dabei in Standardorthographie in Schriftdeutsch. In den Transkriptionen wurden deshalb auch keine dialektalen oder mundartlichen Besonderheiten berücksichtigt. Gegebenenfalls wurden auch grammatikalische Fehler ausgebessert. Formulierungsbrücken und Diskurspartikel wurden nur an erkenntnisrelevanten Stellen in die Transkription aufgenommen. Zudem wurden Satzbaufehler behoben, sofern diese nicht sinngebend waren.[173] Die Abschriften der Interviews wurden, sofern dies zeitlich möglich war, noch am Tag des Gesprächs bzw. nur wenige Tage nach den eigentlichen Interviews angefertigt. Zwar wurde eine möglichst detailgenaue Abschrift der Erzähltexte angepeilt, dennoch ist davon auszugehen, dass Transkriptionen immer auch eine inhaltliche Reduktion mit sich bringen. Transkriptionen sind „nicht nur Aufbereitung, sondern zugleich Veränderung der Quelle“, denn durch „die Übertragung mündlich gesprochener Sprache in einen schriftlichen Text und mithin in eine andere Darstellungsform wird ein neues Artefakt geschaffen, zumal die Schriftsprache anderen Ausdrucksregeln und -formen, einer anderen Ästhetik sowie differenten Modi der Plausibilisierung unterliegt als die mündliche Rede“, so Brigitta Schmidt-Lauber.[174]

Nach Fertigstellung der Transkriptionen wurden auf Grundlage der Erzählungen, der allgemeinen Erhebungsfragen und der Kontextprotokolle kurze Biographien der Befragungspersonen zusammengestellt. In diese biographischen Skizzen wurde neben grundsätzlichen biographischen Informationen wie Geburt, Herkunftsort etc. die

[172] Die digitalen Aufnahmen können beim Autor erfragt werden. Zur Abschrift der Gespräche wurde die freie Transkriptionssoftware „Express Scribe“ verwendet.

[173] Mayring: Qualitative Sozialforschung 2002, 90–91. Vgl. außerdem das Kapitel zur Technik der Transkription in Flick, Uwe: Qualitative Sozialforschung, Reinbek 2002, 252–554.

[174] Siehe Schmidt-Lauber: Das qualitative Interview 2007, 181.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

zentralen, in den Erinnerungserzählungen formulierten lebensgeschichtlichen Zusammenhänge aufgenommen.[175]

Anschließend wurde mit der eigentlichen Analyse der Interviews begonnen. Hierbei ist anzumerken, dass kein einheitliches Verfahren zur Auswertung autobiographisch-narrativen Materials existiert. Der hierfür zu wählende methodische Ansatz bzw. dessen konkrete Explizierung orientiert sich an der Forschungsfrage. In den Sozial- und Kulturwissenschaften angewandte Analyseverfahren sind die sozialwissenschaftliche Hermeneutik, die phänomenologische Analyse, die typologische Analyse, die hermeneutische Paraphrase oder die qualitative Inhaltsanalyse. Im Rahmen dieser Arbeit findet eine auf die Fragestellung zugeschnittene Anpassung der qualitativen Inhaltsanalyse Anwendung. Dieses offene methodische Verfahren ermöglicht eine „systematische" und „regelgeleitete" Analyse von größeren Textkorpi.[176] Charakteristisch für die qualitative Inhaltsanalyse ist, dass diese kein starres Programm oder Konzept verfolgt, sondern an spezifische Forschungsdesiderate angepasst werden kann. Als zentrales methodisches Moment gilt dabei die Anwendung von Kategorisierungsmodellen, die eine inhaltliche Strukturierung des gesammelten Materials erlauben.[177]

In dieser Arbeit wurde für die vertikale Analyse, die 'Querschnittsanalyse'", der Interviews eine „induktive Kategorienbildung" vorgenommen. Dieser Schritt ermöglichte, die Interviews auf inhaltlicher Ebene gegenüberzustellen. Hierfür wurden insgesamt sieben thematische Gruppen gebildet, die auch für die allgemeine Struktur der Arbeit als Bezugspunkte herangezogen wurden. Die Kategorisierungen wurden schon im Vorfeld der eigentlichen Auswertung – auf der Grundlage meines im Rahmen der Recherchen gewonnenen Vorwissens über die Rücksiedlungsprozesse – in das vorliegende Material induziert. Die Gruppen orientieren sich an der Chronologie der eigentlichen Ereignisse. In der Regel folgten die Erzählungen auch diesen Erzählschritten. Zudem wurden Fragen nach der individuellen Bewertung der Heimkehr sowie nach Identitätskonstruktionen und nationalem, kulturellem, ethnischem und

[175] Siehe hierzu das Kapitel 3.8. „Kurzbiographien".

[176] Zur qualitativen Inhaltsanalyse siehe Mayring: Qualitative Sozialforschung 2002, 114–120.

[177] Mayring: Qualitative Sozialforschung 2002, 49.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

sozialen Selbstverständnis der *hazatértek* bei der Kodierung berücksichtigt. So wurde das Erzählte inhaltlich nach Folgendem Schema strukturiert: (1) Erzählungen über die „alte Heimat“, (2) Erzählungen über die Erfahrung von Enteignung und Aussiedlung, (3) Erzählungen über die Aufnahme im besetzten Deutschland, (4) Erzählungen über die Heimkehr, (5) Erzählungen über die Ankunft in Ungarn und über den Neubeginn, (6) Erzählungen über das Wiedereinfinden in das nunmehr sozialistische Ungarn und (7) Identität und Selbstverständnis. In einem deduktiven Verfahren wurden im Rahmen der inhaltlichen Strukturierung weitere Unterkategorien gebildet. Diese Unterkategorien ergaben sich aus dem Erzählten selbst. Spezifische, in den Erzählungen gehäuft auftauchende Bilder, Motive und Topoi wurden in diese Substrukturierung integriert.[178] Die oben genannten Grundkategorien werden im Folgenden weiter konkretisiert:

1. Die „alte Heimat“: In diese Kategorie wurden all jene Erzählmotive über die „alte Heimat“ eingebunden, also insbesondere Darstellungen des Alltags in Kindheit und Jugend sowie Erinnerungen an die lebensweltlichen Entwicklungen vor der Vertreibung.
2. Die Erfahrung von Enteignung und Aussiedlung: In dieser zweiten Kategorie wurden all jene Erzählstränge zusammengefasst, in denen die Gesprächspartner die Vertreibungserfahrung reflektierten. Hier werden nicht nur die spezifischen Handlungsabläufe von Evakuierung und Aussiedlung, sondern auch die inneren Konflikte und Auseinandersetzung mit Fragen nach Schuld und Unschuld thematisiert.
3. Die Aufnahme im besetzten Deutschland: In dieser Analysekategorie sind Erinnerungen an die Erstaufnahme, das Lagerleben, an die Arbeitsaufnahme im besetzten Deutschland, an die Wohnsituation bei den aufnehmenden Familien usw. zusammengefasst. Auch Fragen rund um das Alltagsleben im besetzten Deutschland – Fremdheitserfahrungen, Inklusions- und Exklusionserfahrungen, Empfinden der Lebenssituation, soziale Integration – wurden in diese Kategorie eingebunden.

[178] Die Kategorisierung des Materials wurde computergestützt durchgeführt und hierfür das Programm F4-Analyse verwendet. Das Programm ermöglicht es, inhaltsanalytische Kategorisierungen zu erstellen, die sowohl für horizontale (einzelne Fallgeschichten) als auch für vertikale (Gegenüberstellung von einzelnen Fallgeschichten) Textbetrachtungen herangezogen werden können. Auch Textstrukturen und Häufigkeitsverteilungen können mit Hilfe dieser Analysesoftware offengelegt werden.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

4. Heimkehr: Neben Erzählinhalten rund um die Ursachen der Heimkehr wurden hier Erinnerungen an den eigentlichen Prozess der Rücksiedlung zusammengefasst: über die Vorbereitung, die Organisation und die Durchführung der Heimkehr (z.B. Wege, Grenzübertritte, Proviant und Gepäck, notwendige Kontakte, notwendiges Wissen, Strategien und Perspektiven).
5. Die Ankunft und Neubeginn in Ungarn: In dieser Kategorie wird besonderer Augenmerk auf die noch bestehenden Kontakte in der alten Heimat gelegt, eine Grundvoraussetzung für den Erfolg der Heimkehr.
6. Wiedereinfinden: Erzählungen rund um den Verlauf der Reintegration der Heimgekehrten in das nunmehr sozialistische Ungarn werden hier in den Mittelpunkt gestellt und die individuellen, gesellschaftlichen, politischen und sozialen Rahmenbedingungen nach der Rücksiedlung thematisiert.
7. Identität und Selbstverständnis: Hier wurden all jene Erzählungen und Aussagen gesammelt, die sich im engeren und weiteren Sinne mit kulturellem, sozialem und nationalem Selbstverständnis auseinandersetzten. Reflektionen über Ethnizität, Zugehörigkeit und Heimat wurden in diese Kategorie eingeordnet.[179]

3.8. Kurzbiographien

A.Sch.: „Ich hab gesagt: 'Ich will zurück nach Ungarn.'"[180]

Herr A.Sch., geb. 1930, wurde in der, nur wenige Kilometer weiter südlich von Baja gelegenen Gemeinde Vaskút geboren. Seine Eltern und er waren nicht von den Aussiedlungskomissionen erfasst, aber seine Großeltern. Er begleitete sie daher freiwillig und wurde im August 1947 in die SBZ ausgesiedelt. Nach einem mehrwöchigen Lageraufenthalt in Pirna wurde er zusammen mit ihnen in einer Wohnung im sächsischen Rathmannsdorf untergebracht. Nach Feststellung der Arbeitstauglichkeit durch die Besatzer setzte man ihn auf einem Bahnhofsgelände zu Demontagearbeiten ein. Im November 1947 beschloss er auf eigene Faust, in seinen Heimatort zurückzukehren. Auf seiner Rückreise wurde er zunächst an der sowjetisch-amerikanischen Besatzungsgrenze und später auch an der ungarischen Grenze festgehalten. Für mehrere Wochen war er in

[179] Die konkrete Aufschlüsselung ist im Anhang unter dem Punkt 7.4. „Kodierung" aufgeführt.

[180] Interview A.Sch., 5/12.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

einem Internierungslager in Budapest inhaftiert, bis er wieder in das besetzte Österreich abgeschoben wurde. Ein weiterer Versuch, illegal nach Ungarn einzureisen, gelang. Er gelangte zurück nach Vaskút, kam bei Verwandten unter und arbeitete dort zunächst als Erntehelfer. Die Wiederanerkennung seiner ungarischen Staatsbürgerschaft erfolgte nach dem Amnestiegesetz 1950. Später wurde er in die ungarische Armee eingezogen. Als Elektriker ließ sich mit seiner Familie im nahegelegenen Baja nieder.

E.M.: „Na gut, wir gehen schon dorthin, aber wir kommen wieder heim.“[181]

Frau E.M., geb. 1926, wurde 1947 zusammen mit ihrer Familie aus dem südungarischen Ort Nemesnádudvar ausgesiedelt und kam zunächst in das Durchgangslager „Graue Kaserne“ im sächsischen Pirna in der SBZ. Anschließend wurde die Familie in der Gemeinde Ebersdorf in Sachsen untergebracht. Zusammen mit einer Bekannten und ihrer zum Zeitpunkt der Rückkehr achtjährigen Tochter sowie ihrer älteren Schwester trat sie schon im Winter 1947 die Rückreise in ihren Heimatort an. In Nemesnádudvar kam sie zunächst bei einem Verwandten unter. Später arbeitete sie in der Verwaltung einer lokalen Genossenschaft.

E.Z.: „… das waren fleißige Leute die Schwaben.“[182]

Frau E.Z., geb. 1927, wurde zusammen mit ihrer Familie im September 1947 aus Véménd in die SBZ ausgesiedelt. Nach einem dreiwöchigen Lageraufenthalt im Lager Pirna wurde sie mit der Familie in eine Wohnung in Lichtentanne bei Zwickau einquartiert. In Deutschland wurde sie schwanger. Zusammen mit ihren Eltern, ihrem ebenfalls aus Vémend stammenden Mann und ihrem damals einjährigen Kind kehrte sie im Januar 1949 auf illegalem Weg nach Ungarn zurück. Zunächst kam die junge Familie bei Bekannten in ihrem Heimatort unter. Später kaufte sie einen Hof in der Nähe ihres Geburtshauses, in dem sie heute noch lebt.

[181] Interview E.M., 13/21.

[182] Interview E.Z., 39/5.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

F.A.: „Wir haben uns immer als Ungarn bekennt.“[183]

Herr F.A., geb. 1928, wurde Ende August 1947 zusammen mit seinem Bruder, seinen Eltern und seiner Großmutter aus seinem Heimatort Újpetre in die SBZ ausgesiedelt. Nach einem einwöchigen Lageraufenthalt in Hoyerswerda lebte er in der sächsischen Gemeinde Kesselsdorf auf einem Bauernhof. Hier arbeitete er als Erntehelfer. Seine Familie lebte ebenfalls in Kesselsdorf. Im Spätsommer 1948 siedelte er zusammen mit ihr und einigen Bekannten zurück in den Heimatort. In Újpetre kam die Familie bei Verwandten unter, die nicht ausgesiedelt worden waren. Später arbeitete er als Busfahrer und zog mit seiner Frau in die Nachbargemeinde Palkonya.

A.E.: „Aber von uns haben die gar keine Ahnung gehabt. Von uns Ungarn.“[184]

Frau A.E., geb. 1936, wurde im August 1947 aus ihrer Heimatgemeinde Nagynyárád ausgesiedelt. Wie viele südungarische Familien wurde auch ihre Familie zunächst in das Durchgangslager Pirna in Sachsen in der SBZ evakuiert. Nach einem weiteren Lageraufenthalt in Prossen bei Bad Schandau wurde Frau A.E. mit ihren Eltern und ihrem Bruder nach Zwickau umgesiedelt. Zusammen mit ihrer Familie und zwei Bekannten trat sie elf Monate nach der Aussiedlung die Rückkehr nach Ungarn an. Die Familie für einige Zeit in Pécs bei einem Verwandten unter. Später lebte Frau A.E. bei einem anderen Verwandten in einer Nachbargemeinde ihres Heimatortes. In den 1950er Jahren wurde sie wieder in Nagynyárád wohnhaft und lebt seither in unmittelbarer Nähe ihres Elternhauses.

A.F.: „… das Herz sehnt sich noch immer nach Ungarnland zurück.“[185]

Frau A.F., geb. 1930, wurde zusammen mit ihrer Familie Anfang September 1947 aus Nagynyárád ausgesiedelt. Zusammen mit weiteren Familien aus dem Ort wurden sie in das Durchgangslager Prossen bei Bad Schandau in der SBZ gebracht. Dort waren sie zwei Wochen einquartiert, bis die Familie in den Ort Reinsdorf bei Zwickau in eine Wohnung umquartiert wurde. Ihr Vater arbeitete in einer Erzgrube, ihre Mutter diente bei einem

[183] Interview F.A., 41/23.

[184] Interview A.E., 47/31.

[185] Interview A.F., 54/29.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Bauern. Frau A.F selbst hatte Arbeit in einer nahegelegenen Porzellanfabrik. Im September 1948 trat die Familie geschlossen die Rückreise nach Ungarn an. Heute lebt Frau A.F. wieder nahe ihres Elternhauses in Nagynyárád.

J.E.: „Ja, die Heimat hat uns gezogen. Das können sie sich nicht vorstellen.“[186]
Herr J.E., geb. 1928, stammt aus der Gemeinde Lippó im Süden des Komitats Baranya, nahe der heutigen kroatischen Grenze. Während des Krieges diente er, wie viele andere junge Ungarndeutsche, war er zwangsweise zum Dienst in der SS eingezogen worden und wurde an verschiedenen Kriegsschauplätzen eingesetzt. Nach Entlassung aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft konnte er im Oktober 1946 in seinen Heimatort Lippó zurückkehren. Nicht ganz ein Jahr danach wurden er im September 1947 aus Lippó ausgesiedelt. Er kam zunächst in das Durchgangslager Pirna und wurde dann in Hainichen bei Zwickau in eine frei gewordene Wohnung eingesiedelt. Herr J.E. wurde zur Arbeit in der Demontage eingeteilt. Zusammen mit seinem Schwager beschloss er im November 1947 die Rückkehr nach Ungarn. An der ungarisch-österreichischen Grenze wurde er aufgegriffen. Nachdem er für einige Wochen in einem Auffanglager in Budapest interniert war, schob man ihn in das besetzte Österreich ab. Nach einem mehrmonatigen Aufenthalt in Österreich glückte ein zweiter Einreiseversuch im August 1948. Zunächst lebte er bei seinem Großvater, der nicht ausgesiedelt worden war. Später war er als Handwerker tätig und konnte sein Elternhaus zurückerwerben, in dem er heute lebt.

A.St.: „Ich hab immer gesagt, ich bin ein ungarndeutscher Schwab'.“[187]
Herr A.St., geb. 1933, wurde mit seiner Familie 1947 aus der nahe Paks gelegenen Gemeinde Györköny (dt. Jerkin) im Komitat Tolna in die SBZ ausgesiedelt. Nach einem mehrmonatigen Lageraufenthalt wurde die Familie in der Gemeinde Nordhausen untergebracht. Seine Eltern sahen eine weitere Emigration nach Kanada vor, welche für sie allerdings nie zustande kam. Im Januar 1949 siedelte er mit seiner Schwester, deren Freund und dessen Vater zurück nach Ungarn. In einem Nachbarort von Györköny kam er für einige Monate unentdeckt bei Verwandten unter. Später studierte er in Budapest

[186] Interview J.E., 26/22–26/23.

[187] Interview A.St., 72/18.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Wirtschaftslehre und wurde Finanzverwalter. Er ist mit einer Ungarin verheiratet und lebt in Szekszárd.

M.B.T.: „Németországban nem lehet magyarul tanulni“[188]

Frau M.B.T., geb. 1946, wurde zusammen mit ihrer Familie mit einem der ersten Aussiedlungstransporte aus dem nahe Budapests gelegenen Ort Budaörs in die amerikanische Besatzungszone ausgesiedelt. Sie war zum Zeitpunkt der Aussiedlung noch ein Kleinkind und kennt die eigentlichen Geschehnisse deshalb nur aus den Erzählungen und Erinnerungen ihrer Eltern. Mit ihren ihren Eltern und ihrer Schwester wurde sie in der Nähe von Creglingen in Württemberg auf einem Bauernhof untergebracht. Der Vater arbeitete als Land- und Aushilfsarbeiter, sie ging in Bad Mergentheim zur Schule. Im Jahr 1956 beschloss die Familie die Rückkehr nach Ungarn. Die Rücksiedlung war zu diesem Zeitpunkt legal durchführbar. Später kaufte die Familie das Haus zurück, das sie verlassen mussten. Frau M.B.T besuchte eine ungarische Schule und studierte später in Budapest. Sie lebt auch heute noch in Budaörs und arbeitete bis vor einigen Jahren als Lektorin in einem Schulbuchverlag.

J.G: „Da hab ich noch mal Ungarisch lernen müssen.“[189]

Herr J.G., geb. 1936, wurde 1947 zusammen mit seinem Vater, der zuvor in einem Arbeitslager zur Zwangsarbeit verpflichtet worden war, und seiner Mutter aus Szigetbecse nach Chemnitz in die SBZ ausgesiedelt. Der Vater arbeitete zunächst als Schlosser in einem örtlichen Betrieb und später in Schlema als Schlossermeister in der Werkstatt einer Erzgrube. Die Familie kehrte 1951 auf legalem Weg zurück nach Szigetbecse und kam dort bei Verwandten unter. Nach nur wenigen Monaten konnte die Familie wieder in ihr Haus einziehen das bis zu diesem Zeitpunkt von einer ihnen unbekannten ungarndeutschen Familie bewohnt war. Herr J.G. lebt auch heute noch in seinem Elternhaus. Er hatte nach seiner Rückkehr nur schlechte ungarische Sprachkenntnisse, konnte aber dennoch eine Ausbildung zum Kfz-Schlosser abschließen.

[188] Dt. „In Deutschland kann man kein Ungarisch lernen“. Interview M.B.T., 82/17.

[189] Interview J.G., 89/25.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

1956 wurde er in das ungarische Militär eingezogen. Später arbeitete er als Werkstattchef in einem Staatsgut.

S.T.: „Einen Bündel um den Buckl' und weiter hatten wir nichts.“[190]

Herr S.T., geb. 1927, stammt aus dem südungarischen Ort Feked. In der zwischen Bátászék und Pécsvárad gelegenen Gemeinde, lebten bis zu den Aussiedlungen viele deutschstämmige Familien. Im Spätsommer 1947 wurde er in die Nähe von Zwickau/SBZ ausgewiesen. Hier sollte er zur Arbeit in einem Bergwerk verpflichtet werden, er verweigerte dies aber und versuchte nach Ungarn zurückzukehren. Es folgten ein Lageraufenthalt in der amerikanischen Zone und eine erneute Abschiebung aus Ungarn, nachdem er versucht hatte, dort einzureisen. 1949 gelang es ihm wieder nach Feked zurückzukehren. Er lebte dort zunächst bei Verwandten und Bekannten, die nicht ausgewiesen waren. Nach seiner Rückkehr fand er Arbeit in einer Kohlegrube. 1952 konnte seine Familie den Hof, in dem nach der Ausweisung ungarische Flüchtlinge angesiedelt wurden, zurückkaufen.

B.P.: „… mit wenig sind wir raus und mit gar nichts sind wir zurückgekommen.“[191]

Frau B.P., geb. 1937, wurde zusammen mit ihrer Familie aus der südungarischen Gemeinde Nagynyárád ausgewiesen. Vor dem eigentlichen Abtransport in die SBZ wurde ihr Transport in Mohács aufgehalten. Über das Ziel der Transporte wurden sie im Ungewissen gelassen. In der SBZ wurde die Familie zunächst in ein Durchgangslager bei Bad Schandau gebracht und später in einer Gemeinde in der Nähe von Pirna angesiedelt, wo sie auch zur Schule ging. Im Frühjahr 1949 kam die Familie zurück nach Ungarn. Später arbeitete sie in der Landwirtschaft und lebt heute in ihrem Elternhaus.

G.A.: „… da müsst man viel mehr erzählen – eine Woche.“[192]

Herr G.A., geb. 1932, wurde mit seiner Familie 1947 aus Lippó an der heutigen kroatischen Grenze in die SBZ ausgesiedelt. Die Familie, die seit jeher in der

[190] Interview S.T., 100/24.

[191] Interview B.P., 117/1.

[192] Interview G.A., 127/22.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Landwirtschaft tätig war, wurde in das Durchgangslager im sächsischen Bad Schandau gebracht und dann in einer umliegenden Gemeinde angesiedelt, wo er bei einem Bauern als Hilfsarbeiter unterkam. Nur ein Jahr später siedelte die Familie zurück nach Lippó. Auf ihrem Rückweg legten sie weite Strecken zu Fuß zurück. Er arbeitete später in leitender Position als Handwerker in einer Genossenschaft. Es gelang der Familie schon bald das Haus zurückzukaufen. Er selbst lebt heute mit seiner Familie in der Nachbarschaft seines Elternhauses in Lippó.

F.L.: „Weil es in Ungarn besser war..."[193]

Herr F.L., geb. 1938, wurde 1947 zusammen mit seiner Mutter und seinen Großeltern aus Szigetbecse in die SBZ ausgesiedelt. Die Familie wurde nach einem kurzen Aufenthalt in einem Durchgangslager in die Nähe von Dresden umquartiert. Sein Vater kam 1951 aus russischer Kriegsgefangenschaft zurück in den Heimatort und musste hier feststellen, dass seine Familie ausgesiedelt war. Er bemühte sich von dort aus um die Wiederzusammenführung der Familie. 1953 konnten er und seine Mutter auf legalem Weg nach Szigetbecse zurückkehren. Herr F.L. lebt mit seiner Familie in seinem Elternhaus.

H.F.: „Alles haben sie uns weggenommen."[194]

Frau H.F., geb. 1922, wurde im Spätsommer 1947 aus der Ortschaft Vémend ausgesiedelt. Die zur Ausweisung vorgesehenen Personen mussten eine Woche am Bahnhof in Vémend auf den Weitertransport warten. Sie, ihre Eltern, ihr Mann und ihre Tochter wurden zunächst in das Lager „Graue Kaserne" in Pirna gebracht und dann in der Gemeinde Lichtentanne nahe Zwickau einquartiert. 1949 kehrte die Familie geschlossen in einem Treck nach Ungarn zurück. Frau H.F. arbeitete im Landbau und lebt heute noch Vémend.

[193] Interview F.L., 194/2.

[194] Interview H.F., 137,4.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

S.L.: „… das ist unser Heimatland, darum gehen wir zurück.“[195]

Herr S.L., geb. 1942, wurde zusammen mit seiner Mutter und seinen Großeltern 1947 aus dem südungarischen Dorf Villánykövesd in die SBZ ausgesiedelt. Sein Vater war zur selben Zeit noch in sowjetischer Kriegsgefangenschaft, kam bald aber zurück nach Ungarn. Nach nur sieben Wochen des Aufenthalts in der SBZ entschloss sich die Familie nach Ungarn zurückzukehren. Bei einem Einreiseversuch wurde sie an der österreichisch-ungarischen Grenze aufgehalten und von den Behörden in ein Internierungslager in Budapest überführt. Nach einigen Wochen konnte die Familie das Lager verlassen und kehrte zurück nach Villánykövesd. Er lebt auch heute noch mit seiner Familie in seinem Heimatort.

O.E.: „… die haben sich alle ihr Heim wieder gesucht und gemacht.“[196]

Frau O.E., geb. 1923, stammt aus dem ehemals jugoslawischen Ernestinovo (dt. Ernestinenhof). Ihre Familie wurde von Partisanen 1944 aus Ernestinovo vertrieben. Mit einem Vertriebenentreck gelangte sie zusammen mit ihrer Familie schließlich in ein Auffanglager im österreichischen Judenburg, wo sie als Näherin arbeitete. Sie lebte mit ihrer Familie einige Zeit in einer provisorisch eingerichteten Wohnung in der Nähe von Judenburg. Nach einem halben Jahr in Österreich entschieden sie sich zusammen mit weiteren Familien aus Ernestinovo für eine Rückkehr. Die Trecks kamen zwar über die jugoslawische Grenze, wurden dann von jugoslawischen Milizen wieder zurück nach Ungarn geschickt, wo ungarische Behörden die Flüchtlinge sammeln ließen. Nach Auflösung des Sammelpunktes 1946 siedelte die Familie in den südungarischen Villánykövesd, wo sie auch heute noch lebt.

A.A.: „… wir waren deutsche Leut' – Deutsche, Schwaben, Schwabenleut'.“[197]

Herr A.A., geb. 1942, stammt aus dem Ort Mecseknádasd. Kurz nachdem sein Vater aus dem Krieg zurück nach Ungarn gekommen war, sollte er und seine Familie ausgewiesen werden. 1946 sollte die Familie in einem Vertriebenentransport in das besetzte

[195] Interview S.L., 144/14.

[196] Interview O.E., 154/15.

[197] Interview A.A., 160/6–160/7.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Deutschland ausgesiedelt werden. Die amerikanischen Besatzer lehnten den Transport noch vor der Einreise in das besetzte Deutschland ab und ihr Transport wurde nach Ungarn zurückgeführt. Sie wurden nach der Rückführung zunächst auf dem Bahnhofsgelände in Hajós festgehalten, bis der Transport nach einigen Wochen schließlich aufgelöst. Später siedelte er zurück nach Mecseknádasd.

J.R.: „Das war eine andere Welt noch... eine andere Welt.“[198]

Herr J.R., geb. 1942, wurde im August 1947 aus seinem Heimatort Villanykövesd ausgewiesen. Die Familie kam in die SBZ und wurde in einer Wohnung im Kreis Meißen untergebracht. Nach acht Monaten wagte die Familie die Rückkehr nach Ungarn. Ein Neuanfang gestaltete sich für die Familie allerdings schwierig, da in dem Haus, in dem die Familie zuvor gelebt hatte, ungarische Flüchtlinge angesiedelt waren. Selbst kamen sie zwischenzeitlich bei Bekannten und Freunden unter. Herr J.R. konnte das Haus später zurückkaufen und lebt heute in einem Neubau auf dem Gelände des Familienhofes.

L.H.:„Das waren böse Zeiten...“[199]

Herr L.H., geb. 1928, stammt aus der südungarischen Gemeinde Feked. Er wurde 1947 aus Feked ausgesiedelt und wurde im Ort Mosel in der SBZ angesiedelt. Mit einigen Bekannten aus dem Heimatort sollte er zur Bergwerksarbeit nach Aue geschickt werden. Er verweigerte die Zuweisung und entschloss sich zur Heimkehr nach Ungarn. Auf dem Rückweg wurde er mehrmals festgehalten und inhaftiert. Heute lebt er mit seiner Frau auf dem elterlichen Hof in Feked.

G.J.: „Sie hatten nichts und wir hatten nichts.“[200]

Frau G.J., geb. 1942, wurde im Spätsommer 1947 als junges Mädchen aus der Gemeinde Vémend ausgesiedelt. Die zur Ausweisung vorgesehenen Familien wurden auf dem Bahnhofsgelände in Vémend festgehalten und mussten dort mehrere Tage auf den Weitertransport warten. Sie wurde mit ihrer Familie zunächst in das Lager „Graue

198 Interview J.R., 171/31.

199 Interview L.H., 182/10.

200 Interview G.J., 188/6.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Kaserne“ in Pirna gebracht und dann in eine Wohnung in die sächsischen Gemeinde Lichtentanne umquartiert. 1949 kehrte die Familie in einem Treck nach Ungarn zurück. Sie lebt mit ihrer Familie heute in der Nähe ihres Elternhauses.

3.9. Lebensgeschichtliche und soziographische Merkmale

In folgender Überblicksdarstellung sind einige allgemeine lebensgeschichtliche und soziographische Merkmale zusammengefasst, wie sie in den Erinnerungserzählungen erscheinen. Die Zusammenfassung dient zum einen als allgemeiner Überblick über die Soziographie der Gewährspersonen. Zum anderen soll sie Aufschluss über die soziale Herkunft der *hazatértek* und über gruppenspezifische lebensgeschichtliche Muster geben. Wie im bereits angedeutet, handelt es sich dabei nicht um eine repräsentative Gesamtschau, sondern lediglich um einen Querschnitt der im Rahmen dieser Studie analysierten Lebensgeschichten. In einigen Punkten kann dennoch von einer allgemeinen Gültigkeit ausgegangen werden, zumal sich viele der hier im Kleinen erhobenen Informationen durch die Rückkehrer-Studie von Ágnes Tóth bestätigen lassen.[201]

Tabelle: Übersicht zur Soziographie der Heimkehr

NAME (M/W) JAHRGANG	HERKUNFTSORT/ AKTUELLER WOHNORT/ AUFNAHMEORT	ZEITPUNKT DER AUSSIEDLUNG/ ZEITPUNKT DER RÜCKKEHR	SOZIOÖKONOMISCHE HERKUNFT/ BERUF NACH DER RÜCKKEHR	GEGENWÄRTIGE SPRACHVERWENDUNG
A.Sch. M 1930	Vaskút/ Baja/ Rathmannsdorf (SBZ)	August 1947/ November 1947	Landwirtschaft/ Handwerk	Deutsch ist Zweitsprache, findet keine alltägliche Anwendung.
E.M. W 1926	Nemesnádudvar/ Nemesnádudvar/ Elbersdorf (SBZ)	Spätsommer 1947/ Januar 1948	Landwirtschaft/ Verwaltung	Deutsch ist Zweitsprache, findet keine alltägliche Anwendung.
E.Z. W 1927	Vémend/ Vémend/ Lichtentanne (SBZ)	September 1947/ Januar 1949	Landwirtschaft/ Landwirtschaft	Deutsch findet im Umfeld der Familie täglich Anwendung.

[201] Vgl. hierzu Tóth: Rückkehr nach Ungarn 2012, 77–92.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

F.A. M 1928	Újpetre/ Palkonya/ Kesselsdorf (SBZ)	August 1947/ Spätsommer 1948	Landwirtschaft/ Transportwesen	Deutsch ist Zweitsprache, findet keine alltägliche Anwendung.
A.E. W 1936	Nagynyárád/ Nagynyárád/ Zwickau (SBZ)	August 1947/ Sommer 1948	Landwirtschaft/ Verwaltung	Deutsch findet im Umfeld der Familie täglich Anwendung.
A.F. W 1930	Nagynyárád/ Nagynyárád/ Reinsdorf bei Zwickau (SBZ)	September 1947/ September 1948	Landwirtschaft/ Landwirtschaft	Deutsch findet im Umfeld der Familie täglich Anwendung.
J.E. M 1925	Lippó/ Lippó/ Hainichen bei Zwickau (SBZ)	Sommer 1947/ Sommer 1948	Landwirtschaft/ Handwerk	Deutsch findet im Umfeld der Familie täglich Anwendung.
A.S. M 1933	Györköny/ Székszard/ Nordhausen (SBZ)	Sommer 1947/ Januar 1949	Landwirtschaft/ Verwaltung	Ungarisch dominant, Deutsch kaum mehr präsent.
M.B.T. W 1946	Budörs/ Budaörs/ Creglingen (ABZ/ BRD)	1946/ 1956	Handwerk/ Verlagswesen	Deutsch findet im Umfeld der Familie täglich Anwendung.
J.G. M 1936	Szigetbecse/ Szigetbecse/ Chemnitz (SBZ/DDR)	1947/ 1951	Landwirtschaft/ Handwerk	Deutsch findet im Umfeld der Familie täglich Anwendung.
S.T. M Feked	Feked/ Feked/ Zwickau (SBZ)	1947/ 1949	Landwirtschaft/ Industrie	Deutsch ist Zweitsprache, findet aber im Umfeld der Familie täglich Anwendung.
B.P. W 1937	Nagynyárád/ Nagynyárád/ Pirna (SBZ)	1947/ 1949	Landwirtschaft/ Landwirtschaft	Deutsch findet im Umfeld der Familie und der Gemeinde täglich häufig Anwendung.
G.A. M 1932	Lippó/ Lippó/ Bad Schandau (SBZ)	Spätsommer 1947/ 1948	Landwirtschaft/ Handwerk	Ungarisch dominant, Deutsch kaum mehr präsent.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

F.L. M 1938	Szigetbecse/ Szigetbecse/ Dresden (SBZ)	1947/ 1953	Landwirtschaft/ Handwerk	Deutsch ist Zweitsprache, findet keine alltägliche Anwendung.
H.F. M 1922	Vémend/ Vémend/ Lichtentanne (SBZ)	1947/ 1949	Landwirtschaft/ Landwirtschaft	Deutsch findet im Umfeld der Familie täglich Anwendung.
S.L. M 1942	Villánykövesd/ Villánykövesd/ k.A. (SBZ)	1947/ 1947	Landwirtschaft/ Handwerk	Deutsch findet im Umfeld der Familie täglich Anwendung.
O.E. W 1923	Ernestinovo/ Villánykövesd/ Judenburg (AU)	1944/ 1946	Landwirtschaft/ Landwirtschaft	Deutsch ist Zweitsprache, findet keine alltägliche Anwendung.
A.A. W 1942	Mecseknádasd/ Mecseknádasd/ k.A.	1946/ 1946	Landwirtschaft/ Handwerk	Ungarisch dominant, Deutsch kaum mehr präsent.
J.R. M 1942	Villanykövesd/ Villanykövesd/ Meißen (SBZ)	1947/ 1948	Landwirtschaft/ Handwerk	Deutsch findet im Umfeld der Familie täglich Anwendung.
L.H. M 1928	Feked/ Feked/ Mosel (SBZ)	1947/ 1949	Landwirtschaft/ Handwerk	Deutsch findet im Umfeld der Familie täglich Anwendung.
G.J. W 1942	Vémend/ Vémend/ Lichtentanne (SBZ)	1947/ 1949	Landwirtschaft/ Haushalt	Deutsch findet im Umfeld der Familie täglich Anwendung.

Alter und Geschlecht

Die befragten Gesprächspartner sind in den Jahren zwischen 1922 und 1946 geboren. Zum Zeitpunkt der Vertreibungen 1946 und 1947 war ein Großteil der Gesprächspartner zwischen zehn und 18 Jahren alt. Sechs Personen waren zum Zeitpunkt der *kitelepítés* älter als 18 Jahre, wiederum fünf Gesprächspartner waren jünger als zehn Jahre. Es wurden neun Frauen und zwölf Männer befragt.

Herkunft und sozioökonomischer Hintergrund

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Die Gewährspersonen stammen meist aus Landgemeinden im Süden Ungarns, aus den Komitaten Baranya, Bács-Kiskún, Tolna und Somogy. Eine Gesprächspartnerin stammt aus dem jugoslawischen Verwaltungsbezirk Osijek, eine andere aus dem Komitat Pest. Ein Großteil der Gewährspersonen erklärte, dass die Familien aus einem kleinbäuerlich-landwirtschaftlich geprägten Milieu mit subsistenzwirtschaftlichem Charakter stammten. Nur eine Befragungsperson gab an, dass die Eltern als Handwerker das Einkommen der Familie sicherten und somit nicht hauptberuflich in der Landwirtschaft tätig waren. 15 befragte Personen hatten in Ungarn bereits vor den Vertreibungen in einer Bürgerschule einen grundlegenden Schulabschluss erworben bzw. befanden sie sich zum Zeitpunkt der Vertreibungen noch in einer weiterführenden schulischen Ausbildung (Mittelschule), die dann durch die *kitelepítés* zunächst unterbrochen worden war.

Sprachverwendung im Umfeld der Herkunftsgemeinden

Die deutsche Sprache war für alle Befragungspersonen in den Jahren bis zu den Vertreibungen Alltagssprache. Deutsch fand sowohl im familiären als auch im schulisch-beruflichen Umfeld Anwendung. Die Ungarische Sprache war nur als Zweitsprache von Relevanz. Zehn Gesprächspartner gaben an, dass sie zum Zeitpunkt der Aussiedlung keine bzw. kaum ungarische Sprachkenntnisse hatten und Ungarisch erst nach ihrer Rücksiedlung nach Ungarn gelernt hatten. Wiederum elf Gesprächspartner gaben an zweisprachig aufgewachsen zu sein, im Umfeld der Familie aber stets deutsch gesprochen zu haben.

Konfession

Die Gesprächspartner bekannten sich ausnahmslos zum katholischen Glauben.

Aussiedlungen

Die *kitelepítés* vollzog sich lokal zu unterschiedlichen Zeitpunkten und hatte verschiedene Ziele. Ein Großteil der in dieser Studie befragten Gewährspersonen wurde im Rahmen der zweiten Welle der Vertreibungen ausgesiedelt. 18 befragte Personen gaben an, im Laufe der zweiten Jahreshälfte 1947 in die SBZ ausgesiedelt worden zu sein. Die Betroffenen wurden hauptsächlich im Land Sachsen angesiedelt. Eine

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Gewährsperson war 1944 nach Österreich geflüchtet, eine andere wurde 1946 im Rahmen der ersten Vertreibungswelle aus Ungarn in amerikanische Besatzungsgebiete ausgewiesen. Eine Person schilderte, im Zuge der ersten Welle der Vertreibungen ausgesiedelt, aber direkt zurückgeführt worden zu sein.

Zeitpunkt der Rückkehr

Die Rückkehr wurde individuell zu unterschiedlichen Zeitpunkten vollzogen. Es kam dabei sowohl zu illegalen als auch legalen Rücksiedlungen, wobei die Rückkehrenden hauptsächlich irregulär nach Ungarn remigrierten. Ein Großteil der Gewährspersonen war meist schon wenige Wochen und Monate nach der Vertreibung nach Ungarn zurückgesiedelt. Zwei Personen waren bereits 1947 nur wenige Wochen nach der *kitelepítés* wieder nach Ungarn zurückgekehrt. Jeweils sieben Personen gaben an 1948 bzw. 1949 noch vor Gründung der beiden deutschen Staaten illegal remigriert zu sein. Der Aufenthalt in den Besatzungsgebieten dauerte in diesen Fällen nicht länger als eineinhalb Jahre. Legal wurde die Rückkehr in drei Fällen vollzogen, wobei die legale Rücksiedlung als Ausgangspunkt in zwei Fällen die DDR und in einem Fall die BRD hatte.

Rückkehrorientierung

Die *hazatértek* versuchten, nach Möglichkeit wieder in ihren Herkunftsorten Fuß zu fassen. Von den 21 Befragten leben heute 17 wieder in ihren Herkunftsgemeinden. Diejenigen *hazatértek*, die nicht in ihre Herkunftsgemeinden zurückkehren konnten, wohnen heute meist nur wenige Kilometer von ihrem Herkunftsort entfernt in nahe gelegenen Gemeinden. Hiervon gelang es neun Personen, wieder in ihre Elternhäuser zurückzuziehen.

Berufliche Reintegration

Die *hazatértek* konnten nach ihrer Rückkehr meist nicht wieder dauerhaft in die elterlichen Berufe bzw. in die Berufe, die sie vor den Aussiedlungen ausgeübt hatten, einsteigen. Von den 21 Befragten waren lediglich vier Personen in landwirtschaftliche Berufe zurückgekehrt. Zehn Befragte arbeiteten später im Handwerk als Elektriker, Schreiner oder Schneider. Eine Person fand dauerhaft Beschäftigung in der Industrie, eine

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Person arbeitete im Transportwesen. Drei Interviewte arbeiteten später im Verwaltungswesen, davon zwei in einer lokalen LPG und eine Person in der kommunalen Finanzverwaltung. Zwei Befragte hatten ein Hochschulstudium abgeschlossen.

Gegenwärtige Sprachverwendung

Deutsch hat in den Reihen der *hazatértek* zwar an Bedeutung verloren, wird aber nach wie vor im Sinne einer Zweitsprache täglich gesprochen. 13 Befragte gaben an, Deutsch heute im Umfeld der Familie zu verwenden. Für eine Person ist Deutsch auch im Umfeld der Gemeinde die dominante Sprache und Ungarisch wird nur in Verwaltungsangelegenheiten verwendet. Für zwei Personen ist wiederum Ungarisch die Erstsprache, die sowohl in der Familie als auch in anderen alltäglichen Situationen gesprochen wird. Deutsch ist ihnen deshalb kaum mehr präsent. Für weitere sechs Personen ist Deutsch lediglich eine Zweitsprache, die für sie keine alltägliche Anwendung findet.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

4. Kontexte

4.1. Ungarn und die Deutschen in Ungarn im Vorfeld der Vertreibungen

Das Verständnis über die Ursachen und den Verlauf der im Rahmen dieser Darstellung zu beschreibenden Migrationsvorgänge setzt das Wissen über die politische und soziale Situation der Deutschen in Ungarn im Vorfeld der *kitelepítes* voraus. Das Ende des Ersten Weltkrieges markiert dabei einen umfassenden Wendepunkt, denn der Krieg und dessen Folgeentwicklungen stellten auch die deutsche Bevölkerung Ungarns vor eine vollkommen neue Situation. Die habsburgische Herrschaft als „letzter Garant" „einer über den Nationen und den gesellschaftlichen Gruppen stehenden, imperialen Einheit",[202] die für die darin lebenden Nationalitätengruppen und Minderheiten auch eine gewisse integrative Funktion innehatte, war mit der Abdankung Karls IV. am 11. November 1918 zerbrochen. Hinzu kam, dass die deutschen Siedlungsgebiete in Mittel- und Ostmitteleuropa im Zuge der neuen europäischen Grenzziehung durch die Bestimmungen der Pariser Vorortverträge „durchschnitten" wurden. Die in diesem multinationalen Gebilde lebenden Minderheitengruppen fanden sich in der Folge auf den Territorien verschiedener, teilweise neu geschaffener Nationalstaaten wieder. Nicht zuletzt hatten die gesellschaftlichen und sozialen Umbrüche der Nachkriegsjahre eine politische Mobilisierung zur Folge, die „ganz deutlich entlang den nationalen und ethnischen Trennungslinien verlief" und so auch die Lebenswelten der Deutschen in Ungarn – als Minderheitengruppe in einem „neuen" Ungarn – entscheidend beeinflussten.[203]

Für die politische und soziokulturelle Entwicklung Ungarns war die Unterzeichnung des Friedensvertrags von Trianon vom 4. Juni 1920 von entscheidender Bedeutung.[204] Im

[202] Siehe dazu den Punkt „Zeitenwende" in Seewann: Geschichte der Deutschen in Ungarn II 2012, 167–169, hier 167 und 168. Außerdem Swanson, John C.: Nation, Volk, Minderheit, Volksgruppe. Die deutsche Minderheit in Ungarn in den Begriffskämpfen der Zwischenkriegsära, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 55/2006, 526–547.

[203] Ebd., 167 und 168.

[204] Bis in die Gegenwart hinein spielt das „Trianon-Trauma" eine wichtige Rolle in der ungarischen Erinnerungskultur. Vgl. etwa: Ungváry, Krisztián: Ungarn. Erinnerungskultur und politische Konflikte, in: Südosteuropa-Mitteilungen 53/2013, 3/4, 180–192. von Klimó, Árpád: Trianon und „1956" – öffentliche Erinnerung in Ungarn, in: Ost-West 8/2007, 2, 100–107. Ablonczy, Balázs: Trauma, Tabu, Kult. Trianon und die Auslandsungarn, in: Osteuropa. Quo vadis, Hungaria? Kritik der ungarischen Vernunft 61/2011, 12, 303–315.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Zuge dieses mit Ungarn im Rahmen der Pariser Vorortverträge separat geschlossenen Vertrages wurde das Land völkerrechtlich anerkannt und zu einem souveränen und unabhängigen Staat. Die Restauration der Habsburgermonarchie wurde völkerrechtlich ausgeschlossen. Gleichzeitig unterlag die territoriale Struktur des ehemaligen Königreichs durch die Neuordnungsregelungen einem grundlegenden Wandel. Laut der Vertragsbestimmungen musste Ungarn das Banat, Siebenbürgen, Kroatien, den Hauptteil der Batschka, die Woiwodina, die Slowakei, die Zips, die Karpaten-Ukraine und das Burgenland (außer der Stadt Ödenburg/Sopron) an die nun teilweise neu entstandenen Nachbarstaaten abtreten. Dies hatte zur Konsequenz, dass nun eine große ungarischsprachige Bevölkerungsgruppe nicht weiter in den nationalstaatlichen Grenzen Ungarns lebte, sondern in den nun teilweise neu entstandenen Nachbarstaaten. Vor allem deshalb war die ungarische Politik der Zwischenkriegszeit durch den Kampf um die Revision des vermeintlichen Friedens von Trianon bestimmt.[205]

Die durch den Trianon-Vertrag vollzogenen Gebietsabtretungen hatten zudem gravierende Auswirkungen auf die Bevölkerungsstruktur innerhalb des Landes. Während das Königreich Ungarn noch unterschiedliche Nationalitäten- und Minderheitengruppen inkorporiert hatte, war die ethnische und sprachliche Struktur „Rumpfungarns“ deutlich weniger heterogen. Auch die Zahl der auf ungarischem Staatsgebiet lebenden Deutschen verringerte sich deutlich, denn gerade in den an die Nachfolgestaaten abgetretenen Regionen – etwa in der serbischen Batschka oder im nun rumänischen Siebenbürgen – war eine zahlenmäßig große deutschsprachige Minderheitengruppe ansässig.[206] Während im „alten Königreich Ungarn“ laut Statistik des „Königlich-Ungarischen Statistischen Zentralamtes“ mehr als 2.000.000 muttersprachliche Deutsche lebten,[207] waren es in Ungarn nach den Gebietsabtretungen noch etwa 550.000. Dies entsprach nunmehr rund

[205] Vgl. dazu Romsics, Ignác: Der Friedensvertrag von Trianon, Studien zur Geschichte Ungarns VI, Herne 2005.

[206] Siehe dazu Fata, Márta: „Donauschwaben“ in Südosteuropa seit der Frühen Neuzeit, in: Bade, Klaus (Hg.): Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Paderborn 2007, 535–540, hier 535–536.

[207] Laut Angabe des Königlich-Ungarischen Statistischen Zentralamtes aus dem Statistischen Jahrbuch 1914 lebten 1910 insgesamt 2.037.435 deutsche Muttersprachler auf dem Gebiet des „alten Königreich Ungarn“, was auch die Territorien Kroatien-Slawoniens einschließt. Diese Angaben stammen aus der Tabelle zur „Bevölkerungsstruktur nach der Muttersprache“ in Schieder, Schicksal der Deutschen in Ungarn 2004, 1E. Siehe auch Seewann: Zur Geschichte der „Schwaben an der Donau“ 2012, 27.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

6,9 Prozent der Gesamtbevölkerung.[208] Somit war durch die Trianon-Grenzziehung eine Art 'Homogenisierungseffekt' eingetreten, der die Minderheitensituation der im Land lebenden nationalen, sprachlichen und ethnischen Minoritätengruppen zusätzlich verschärfte.

Zwar war im Trianon-Vertrag die rechtliche Gleichstellung der verschiedenen im Land lebenden Nationalitäten und ethnischen Minderheiten vorgesehen.[209] Aber dennoch ist für die Folgejahre eine deutliche Tendenz zur Magyarisierung zu beobachten. Der Druck auf die deutsche Bevölkerung Ungarns nahm stetig zu. Die Bemühungen deutschstämmiger Nationalitätenpolitiker um eine kulturelle Anerkennung blieben häufig wirkungslos. So wurde unter anderem das 1921 eingerichtete Nationalitätenministerium, das sich auch um die kulturellen Belange der deutschen Bevölkerung bemüht hatte, bereits ein Jahr nach dessen Gründung wieder aufgelöst.[210] Und auch der 1923/1924 gegründete *Ungarländische Deutsche Volksbildungsverein* (ung. *Német Népművelődési Egyesület*), der für den Erhalt deutscher Kultur und Sprache in Ungarn eintrat und laut Gründungssatzung sogar die Bindung der deutschen Minderheitenbevölkerung an die ungarische Heimat („a magyar hazához“) bestärken sollte, wurde in der Vereinsarbeit beschnitten.[211] Immerhin waren im *Volksbildungverein* 1930 10.280 Mitgliedern engagiert, die sich auf 1.979 Gemeinden verteilten.[212]

Eine zentrale Bedeutung für die Minderheitenpolitik im Ungarn der Zwischenkriegszeit hatte der ungarndeutsche Politiker und Sprachwissenschaftler Jakob Bleyer. Die von ihm verfolgten Emanzipationsbemühungen suchten nach einem Kompromiss: die kulturelle Anerkennung des „ungarländischen Deutschtums“ durfte aus Bleyers Sicht unter keinen Umständen im Gegensatz zum ungarischen Staat stehen. Die zentralen

---

[208] Siehe dazu etwa das Kapitel „Die Auswirkungen des Friedensvertrages auf Ungarn“ in Seewann: Geschichte der Deutschen in Ungarn II 2012, 209.

[209] Artikel 54 bis Artikel 60 des Vertrages legten die Minderheitenschutzbestimmungen für Ungarn fest.

[210] Vgl. etwa Spannenberger, Norbert: Der Volksbund der Deutschen in Ungarn 1938 - 1944 unter Horthy und Hitler, München 2005, 36–37.

[211] Siehe Prosser-Schell: Die „Donauschwaben“-Forschung 2013, 202.

[212] Da davon auszugehen ist, dass die Mitgliedschaft im Volksbildungverein in der Regel im Familienverbund geschlossen wurde, ist eine Zahl von 60.000 erreichten Personen realistisch. Siehe dazu Swanson, John C.: The Second World War and Its Aftermath. Ethnic German Communities in the East, in: Ingrao, Charles; Szabo, Franz (Hrsg.): Germans and the East, West Lafayette 2008, 347–361, hier 350.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

minderheitenpolitischen Zielsetzungen Bleyers beschränkten sich deshalb auf „Minimalforderungen“ wie die Durchsetzung minderheitensprachlichen Unterrichts und die Kultur- und Brauchtumspflege.[213] Aber auch diese 'Politik der kleinen Schritte' scheiterte letztendlich an der stetig zunehmenden politischen Radikalisierung in Ungarn in Folge der Weltwirtschaftskrise 1929[214] und der „Unduldsamkeit und Kompromissunfähigkeit der ungarischen Nationalitätenpolitiker“ wie Gerhard Seewann herausstellt.[215]

Im Laufe der 1930er Jahre kam es zu einer außenpolitischen Annäherung Ungarns an das Deutsche Reich,[216] was eine teilweise Revision des Grenzverlaufs ergab. Nachdem das Deutsche Reich durch das *Münchener Abkommen* im September 1938 das „Sudetenland“ annektiert hatte, bekam Ungarn im Rahmen des *Ersten Wiener Schiedsspruches* im November 1938 Teile der südöstlichen Tschechoslowakei zugesprochen und konnte durch Billigung des Deutschen Reiches im März 1939 auch Teile der Karpato-Ukraine annektieren.[217] Durch die Fortführung dieser Politik[218] konnte Ungarn in der Folge die Anerkennung weiterer ehemals ungarischer Gebiete erwirken. So fielen durch den im August 1940 verabschiedeten *Zweiten Wiener Schiedsspruch* Teile des seit 1921 rumänischen Siebenbürgen an Ungarn.[219] Als Gegenleistung für die durch Hilfe des Deutschen Reichs annektierten Gebiete stimmte Ungarn 1940 dem *Wiener Volksgruppenabkommen* zu, wodurch der deutschen Minderheitenbevölkerung ein besonderer rechtlicher Status innerhalb Ungarns eingeräumt worden war.[220] Das *Wiener*

---

213 Spannenberger: Der Volksbund der Deutschen in Ungarn 2005, 69.

214 Siehe das Kapitel „Ethnopolitischer Kurswechsel und offene Konfrontation 1932/33“ in Seewann, Geschichte der Deutschen in Ungarn II 2012, 256 ff.

215 Seewann: Die ungarischen Schwaben 2013, 195.

216 Insbesondere nach dem sogenannten „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich im März 1938 stieg die Einflussnahme des Deutschen Reichs auf die ungarische Politik. Siehe dazu Tóth, Ágnes: Rechtliche Regelungen zur Lage des Ungarndeutschtums 1938–1950, in: Kittel, Manfred; Möller, Horst; Pešek, Jirí; Tuma, Oldrich (Hrsg.): Deutschsprachige Minderheiten 1945. Ein europäischer Vergleich, Oldenbourg 2007, 253–293, hier 254.

217 Schieder: Schicksal der Deutschen in Ungarn 2004, 22E.

218 Im Rahmen der Annäherung war Ungarn aus dem Völkerbund ausgetreten und hatte im November 1940 den Dreimächtepakt, dem die Mittelmächte Deutschland, Italien und Japan angehörten, unterzeichnet.

219 Siehe dazu etwa Hösch, Edgar: Die Wiener Schiedssprüche, in: Hösch, Edgar; Nehring, Karl; Ursinus, Michael (Hrsg.): Lexikon zur Geschichte Südosteuropas, München 2004, 754.

220 Tóth: Lage des Ungarndeutschtums 2007, 254.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Volksgruppenabkommen bestimmte unter anderem, dass „Angehörigen der (deutschen) Volksgruppe auf Grund ihrer Zugehörigkeit und ihres Bekenntnisses zur nationalsozialistischen Weltanschauung kein Nachteil erwachsen“ dürfe. Außerdem sollten fortan Deutsche anteilig in ungarischen Behörden berücksichtigt werden und es wurde die Möglichkeit eingeräumt, dass magyarisierte Namen auf Antrag rückgängig gemacht werden konnten. Auf „kulturellem Gebiet“ wurde in der bilateralen Vereinbarung den Deutschen in Ungarn unter anderem „das Recht zum freien Verkehr mit dem großdeutschen Mutterland“ gewährt.[221]

Die Zugeständnisse des *Volksgruppenabkommens* hatten entscheidenden Einfluss auf die Tätigkeit des *Volksbundes der Deutschen in Ungarn* (VDU), der 1938 von Franz Basch gegründet worden war und aus dem bestehenden, von Jakob Bleyer ins Leben gerufenen, *Volksbildungsverein* hervorging. Der VDU orientierte sich an den Strukturen und Organisationsformen der deutschen Nationalsozialisten[222] und etablierte sich immer mehr als völkisch-nationalistische Organisation, die mit einer offensiven identitätsstiftenden Propaganda großen Zuspruch unter den Deutschen in Ungarn fand.[223] Rund 50.000 bis 60.000 Ungarndeutsche engagierten sich als aktive Mitglieder im VDU. Schätzungen gehen von bis zu 150.000 bis 200.000 - darunter vielen jugendlichen - Mitgliedern aus, die im Umfeld des VDU aktiv waren.[224] Hauptsächlich kamen sie aus dem ärmeren bäuerlichen Milieu. Wie Theodor Schieder herausstellt, rekrutierten die Mitglieder und Sympathisanten sich außerdem aus einem „nicht geringen Prozentsatz des deutschbewußten Teiles des Ungarndeutschtums, der im Volksbund Rückhalt erwartete und die Volkstumsarbeit im Bleyerschen Sinn, jetzt aber unter günstigeren Voraussetzungen fortzusetzen suchte“.[225] Die ungarische Regierung betrachtete die Tätigkeit des VDU skeptisch. Zwar wurde der VDU als Kulturverein anerkannt,

---

[221] Schieder: Schicksal der Deutschen in Ungarn, 22E–23E.

[222] Dies beinhaltete auch die Gründung von verschiedenen dem VDU unterstellten Suborganisationen, wie etwa einer sich an der „Hitlerjugend“ (HJ) orientierenden Jugendorganisation, der sogenannten „Deutschen Jugend“ (DJ). Weitere vom VDU in Ungarn etablierte Organisationen waren die sogenannte „Frauenschaft“, die „Deutsche Volkshilfe“ und die „Deutsche Mannschaft“. Der VDU betrieb zudem deutschsprachige Bildungseinrichtungen wie Grundschulen, Mittelschulen und Gymnasien sowie Erziehungsanstalten nach dem Vorbild der NS-Erziehungsheime. Siehe ebd., 25E–26E.

[223] Vgl. Spannenberger: Der Volksbund der Deutschen in Ungarn 2005.

[224] Swanson: The Second World War and Its Aftermath 2008, 352.

[225] Schieder: Schicksal der Deutschen in Ungarn, 27E–28E.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

gleichzeitig aber versuchte man von Seiten der ungarischen Regierung die „völkische“ Ausrichtung der Organisation, die starke Orientierung an das Deutsche Reich und die damit einhergehende 'kulturelle Absonderung' der Ungarndeutschen zu verhindern.[226]

Mit Skepsis wurde auch der Beginn der SS-Rekrutierungen beobachtet. Als Ungarn 1941 durch die Besetzung der jugoslawischen Batschka an der Seite des Deutschen Reichs in den Zweiten Weltkrieg eingetreten war und wenig später die Kriegserklärungen an die Sowjetunion und die USA erfolgten, begann in Ungarn die Anwerbung ungarndeutscher Männer für die nationalsozialistische Schutzstaffel (SS). Die Rekrutierungen, die zunächst illegal durchgeführt wurden, da kein entsprechendes Abkommen zwischen Ungarn und dem Deutschen Reich bestand, waren aus Sicht der SS zunächst nicht erfolgreich. Nur wenige ungarndeutsche Männer meldeten sich in dieser Rekrutierungsphase freiwillig zur Mitwirkung in der SS. Durch eine bilaterale Vereinbarung zwischen dem Deutschen Reich und Ungarn vom 1. Februar 1942 wurden die SS-Rekrutierungen dann auf eine legale Grundlage gestellt. Zur Musterung vorgesehen waren Männer der Jahrgänge 1912 bis 1925. Durch eine weitere Vereinbarung aus dem Jahr 1943 wurde die Alterspanne auf Freiwillige bis 35 Jahre ausgebaut und im April 1944 auf 60 Jahre angehoben.[227] Seit Sommer 1944 wurden die SS-Rekrutierungen schließlich nicht weiter auf freiwilliger Basis durchgeführt, sondern unter Zwang. Es ist davon auszugehen, dass bis September 1944 insgesamt rund 60.000 Männer deutscher Herkunft für Verbände der SS bzw. Waffen-SS rekrutiert wurden.[228] Die Gemusterten wurden an verschiedenen Kriegsschauplätzen in Europa eingesetzt.[229]

Wenige Monate nachdem die letzten SS-Rekrutierungen in Ungarn vollzogen waren, begann die stetig westwärts vorrückende Rote Armee Ungarn schrittweise zu besetzten. Seit Herbst 1944 wurden die deutschen Besatzer, die das Land seit März 1944 okkupiert

---

[226] Tóth: Lage des Ungarndeutschtums 2007, 254.

[227] Schieder: Schicksal der Deutschen in Ungarn, 32E–34E.

[228] Füzes, Miklós: SS-Truppenersatz in Ungarn zwischen 1941–1944, in: Roth, Franz (Hg.): Beiträge zum Geschichtsbild der Donauschwaben. Wissenschaftliches Symposion 22.–23. Oktober 1999, Salzburg 2001, 15–46, hier 20–25.

[229] Balogh, Balázs: Über Zwangsaussiedlung und Kollektivschuld in einer ungarndeutschen Dorfgemeinde, in: Hauschild, Thomas; Warneken, Bernd Jürgen (Hrsg.): Inspecting Germany. Internationale Deutschland-Ethnographie der Gegenwart, Forum Europäische Ethnologie I, Münster/Hamburg/London 2002, 250–266, hier 252.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

hielten, allmählich zurückdrängt. Die letzten im Land verbliebenen deutschen Besatzungstruppen verließen Ungarn im Frühjahr 1945.[230] Aus Angst vor Racheakten und Repressionen waren in unmittelbarer Folge der militärischen Besatzung durch die Rote Armee mehrere zehntausend Deutsche aus Ungarn in den Westen geflohen. Es handelte sich dabei mehrheitlich um ehemals aktive und wortführende Mitglieder der SS, des VDU oder anderer national-faschistischer Organisationen. Gleichzeitig wurden von reichsdeutschen Behörden Evakuierungsmaßnahmen durchgeführt. Diese Phase der „wilden Vertreibungen" setzte in Ungarn lokal bzw. regional zu verschiedenen Zeitpunkten ein und verlief analog zum Voranschreiten der Roten Armee. Während die Fluchtbewegungen und Evakuierungen im Süden des Landes bereits im Herbst und Winter 1944/1945 eingesetzt hatten, sind für die Grenzregion zu Österreich erst für das Frühjahr 1945 derartige Fluchtbewegungen zu verzeichnen. In dieser Phase der Vertreibungen hat nur eine vergleichsweise kleine Zahl der in Ungarn lebenden Deutschen das Land verlassen, auch weil in Ungarn das Vorrücken der Roten Armee weitaus weniger gewaltsam verlief als zur selben Zeit in anderen Regionen Mittel- und Osteuropas.[231] Die Fluchtbewegungen aus Ungarn nahmen nicht das Ausmaß an wie die Flucht aus polnischen oder tschechoslowakischen Gebieten, die sich zeitgleich ereignet hatte.[232]

In unmittelbarer Folge der Besatzung durch die sowjetische Armee kam es darüber hinaus zu Deportationen, von denen auch die deutsche Bevölkerung massiv betroffen war. Rund 600.000 ungarische Zivilisten wurden nach dem Einmarsch der Roten Armee von den

[230] Das Deutsche Reich hatte auf Miklós Hórthys Pläne eines Separatfriedens im März 1944 mit der Okkupation Ungarns reagiert. Unter der eingesetzten Regierung Döme Sztójay begann die Deportation ungarischer Juden nach Auschwitz. Hórthy wurde im Herbst 1944, nachdem dieser in Waffenstillstandsverhandlungen mit Moskau eingetreten war, entmachtet. In der Folge wurde ein nationalfaschistisches Regime, das sogenannte „Pfeilkreuzler"-Regime etabliert, das in einigen Teilen Ungarns bis März 1945 bestand hatte. Siehe dazu Fischer, Holger; Gündisch, Konrad: Eine kleine Geschichte Ungarns, Frankfurt am Main 1999, 196–198.

[231] Gonda, Gábor: Ungarndeutsche Geschichte auf Mikroebene – Im Spannungsfeld von Bodenreform, Zwangsmigration und Ethnopolitik (1944–1948), in: Dácz, Enikő (Hg.): Minderheitenfragen in Ungarn und in den Nachbarländern im 20. und 21. Jahrhundert, Andrássy Studien zur Europaforschung VIII, Baden-Baden 2013, 165–180, hier 170.

[232] Frey, Dóra: Völkerrechtliche Quellen der Zwangsmigration nach dem Zweiten Weltkrieg in Ungarn (1945–1948), In: Dácz, Enikő (Hg.): Minderheitenfragen in Ungarn und in den Nachbarländern im 20. und 21. Jahrhundert, Andrássy Studien zur Europaforschung VIII, Baden-Baden 2013, 147–164, hier 149.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Besatzern in Arbeitslager in Ungarn oder in die SU deportiert.[233] Darunter waren rund 60.000 bis 65.000 Deportierte deutscher Herkunft, hiervon wiederum rund 30.000 deutsche Kriegsgefangene.[234] Die Deportationen, die in Erinnerungserzählungen mit dem Begriffspaar *Málenkij Robot* („ein wenig Arbeit“) bezeichnet werden - angesichts der widrigen Bedingungen des Arbeitseinsatzes in den Lagern ein Euphemismus -, wurden unter der Mitwirkung ungarischer Behörden durchgeführt. Viele Betroffene, darunter auch Frauen und Mädchen, starben aufgrund der schlechten Transportbedingungen, mangelnder Versorgung und wegen der extremen Arbeitsbedingungen an Erschöpfung, Unterernährung oder den daraus resultierenden Krankheiten in den Einsatzgebieten.[235] Die Deportationen, die noch unmittelbar nach dem Einmarsch der Roten Armee weitgehend planlos vonstattengingen, wurden im Zeitraum von Dezember 1944 bis Januar 1945 systematisiert. In einem Dekret des *Sekretariats für Staatssicherheit der SU (KGB)* vom 16. September 1944 waren gezielt bestimmte Personengruppen für eine Deportation vorgesehen. Fortan sollten vornehmlich ethnische Deutsche im arbeitsfähigen Alter aus Rumänien, Ungarn, Jugoslawien, Bulgarien und der Tschechoslowakei für den Arbeitseinsatz „mobilisiert“ werden. Dieses Vorgehen wurde von Ferenc Erdei, dem Innenminister der seit Dezember 1945 bestehenden Provisorischen Ungarischen Nationalregierung, gebilligt.[236] Bereits seit März 1945 konnten viele im Rahmen des *Málenkij Robot* verschleppten Deutschen nach Ungarn zurückkehren.[237] Dennoch machten die von den sowjetischen Besatzern unter Mitwirkung

[233] Siehe Beer, Mathias: „die helfte hir und tie helfte zuhause“. Die Vertreibung der Deutschen aus Ungarn und ihre Eingliederung im geteilten Deutschland, in: Almai, Frank; Fröschle, Ulrich (Hrsg.): Deutsche in Ungarn. Ungarn und Deutsche. Interdisziplinäre Zugänge, Dresden 2004, 37–69, hier 41.

[234] Swanson: The Second World War and Its Aftermath 2008, 356.

[235] Tóth, Ágnes: „Wir waren noch nicht einmal fort, da waren schon andere hier.”, in: Fendl, Elisabeth; Mezger, Werner; Prosser-Schell, Michael; Retterath, Hans-Werner; Volk, Teresa (Hrsg.): Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde 50, Marburg 2009, 19–38, hier 19.

[236] Stark, Tamás: „Malenki Robot“. Hungarian Forced Labourers in the Soviet Union (1944–1955), in: Minorities Research 7/2005, 155–167, hier 155–157, online abrufbar http://www.epa.hu/00400/00463/00007/ pdf/155_stark.pdf, zuletzt am 10. August 2015.

[237] Insgesamt konnten zwischen Januar 1947 und Dezember 1948 7.090 Frauen, 26.232 zivile Männer und 6.965 minderjährige Männer nach Ungarn zurückkehren, wie aus Personenlisten des ungarischen Wohlfahrtsministeriums hervorgeht. Siehe dazu Gajdos-Frank, Katalin: Die Überwachung der Ungarndeutschen durch die Staatssicherheitsdienste zwischen 1945 und 1956, Diss. Budapest 2012, hier 60. Vgl. außerdem Zielbauer, György: A magyarországi németség nehéz évtizede (Das schwere Jahrzehnt der Ungarndeutschen) (1945–1955), Szombathely 1990.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

ungarischer Behörden durchgeführten Verschleppungsaktionen den Betroffenen deutlich, dass sich in Ungarn eine repressive Stimmung gegen die Deutschen etabliert hatte. Im Rahmen des *Málenkij Robot* wurde erstmals das Prinzip der kollektiven Schuld gegen die deutsche Bevölkerung als Ganzes angewandt. Die Aktion war somit ein erster Vorbote der Vertreibungen.[238]

4.2. Kollektivschuldthese, Bodenreform und Aussiedlungspläne

Ungarn hatte schwer an den Folgen des Krieges zu leiden. Infrastrukturen, Wohnraum, die Industrie und die Landwirtschaft waren zum großen Teil zerstört. Hinzu kam, dass sich nach Kriegsende viele Flüchtlinge in Ungarn aufhielten. In den unmittelbaren Jahren nach dem Krieg kamen rund 125.000 ethnisch ungarische Flüchtlinge aus Rumänien, bis zu 120.000 aus der damaligen Tschechoslowakei, 45.000 aus Jugoslawien, und weitere 25.000 Flüchtlinge aus der UdSSR ins Land.[239] Die Unterbringung und Versorgung stellte die ungarischen Behörden und gleichsam auch die ungarische Gesellschaft vor große Probleme. Wohl auch als Reaktion auf die sozialen Missstände der Nachkriegsjahre setzte sich landesweit eine anti-deutsche Stimmung durch. Zunehmend war die deutsche Bevölkerung Ungarns Repressionen, Hetzkampagnen und Anfeindungen ausgesetzt.[240] In weiten Kreisen der ungarischen Öffentlichkeit wurde den Deutschen in einem pauschalen Urteil Schuld und Verantwortung an dem verlorenen Krieg, den Zerstörungen und Kriegsverbrechen zugesprochen. Diese kollektive Schuldzuweisung basierte in Ungarn – wie in allen mittel- und osteuropäischen Staaten, in denen nach 1945 Vertreibungen durchgeführt wurden – auf den völkisch ausgerichteten Vorstellungen der Vorkriegsjahre und der schlichten Gleichsetzung von Deutschtum und Nationalsozialismus.[241]
Das Engagement vieler *svábok* im VDU und in der SS galt als wesentliches Indiz ihrer Täterschaft. Die Auffassung, dass sich die im Land lebenden Deutschen als „fünfte

[238] Siehe dazu Gonda: Ungarndeutsche Geschichte auf Mikroebene 2013, 171.

[239] Gyarmati, György: Aussiedlung der Deutschen aus Ungarn 1945–1947, In: Brandes, Detlef; Ivaničková, Edita; Pešek, Jirí (Hrsg.): Erzwungene Trennung. Vertreibung und Aussiedlung in und aus der Tschechoslowakei 1938–1947 im Vergleich mit Polen, Ungarn und Jugoslawien, Essen 1999, 271–275, hier 271–273.

[240] Gonda: Ungarndeutsche Geschichte auf Mikroebene 2013, 172.

[241] Swanson: The Second World War and Its Aftermath 2008, 358.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Kolonne“ Hitlers kollektiv und vorsätzlich schuldig gemacht hätten, kulminierte letztlich in der Forderung nach Enteignung und Aussiedlung der Deutschen aus Ungarn.[242]

Die Vorboten dieser Entwicklung markiert ein Gesetz zur „Umverteilung von Grund und Boden“, das im Frühjahr 1945 verabschiedet worden war. Vorsätzlich, um dem allgemeinen Mangel an Unterbringungsmöglichkeiten entgegenzuwirken, wurde im März 1945 die Verordnung 600/1945 M.E. durchgesetzt. Das Gesetz wurde sowohl von der Tschechoslowakei als auch von der SU politisch unterstützt[243] und von Ministerpräsident Béla Miklós gezeichnet.[244] Insbesondere die Magyar Kommunista Párt (MKP) hatte das Vorhaben der Durchsetzung einer Bodenreform im Vorfeld der Verabschiedung des Gesetzes – vor allem aus machtpolitischem Interesse – propagiert. Im Zuge der Reform wurden Großgrundbesitzer mit einem Landbesitz über 52 Hektar enteignet und insgesamt rund 3,2 Millionen Hektar Land umverteilt. Viele Flüchtlinge aus den Nachbarländern meldeten sich im Rahmen des Gesetzes zur Ansiedlung in Ungarn. Neben der Enteignung von Großgrundbesitzern sah das Gesetz auch die Enteignung ehemals Angehöriger faschistischer Organisationen und Mitgliedern des VDU vor.[245] Laut Beschluss sollten zudem all diejenigen Deutschen enteignet werden, die die Magyarisierung ihres Namens rückgängig gemacht hatten. Vor diesem Hintergrund kann die Bodenreform nicht als eine rein pragmatische politische Maßnahme verstanden werden, mit Hilfe derer die Unterbringung der Flüchtlingsmassen und der volksungarischen Vertriebenen gewährleistet werden sollte, sondern sie muss auch als eine Art vorgeschobene Strafaktion gelten, die die Lebensgrundlage der deutschstämmigen Minderheitenbevölkerung einschränken sollte.[246]

Zudem wurden im Zuge des Bodenreformgesetztes in vielen, vor allem südungarischen Gemeinden, Deutsche in Lagern zusammengetrieben und dort festgehalten. In der

---

[242] Gyarmati: Aussiedlung der Deutschen aus Ungarn 1999, 271–273. Außerdem Swanson: The Second World War and Its Aftermath 2008, 355–356.

[243] Frey: Völkerrechtliche Quellen der Zwangsmigration 2013, 151.

[244] Verordnung Nr. 600/1945 M. E. der Provisorischen Nationalregierung über die Auflösung des Großgrundbesitzes und über die Neuverteilung des Bodens an die Landbevölkerung, in: Herder-Institut (Hrsg.): Dokumente und Materialien zur ostmitteleuropäischen Geschichte. Themenmodul „Deutsche in Ungarn“, bearb. von Gerhard Seewann, online abrufbar unter: http://www.herder-institut.de/resolve/qid/469.html, zuletzt am 4. August 2015.

[245] Tóth: Migrationen in Ungarn 2001, 48–51. Dies.: Lage des Ungarndeutschtums 2007, 257.

[246] Frey: Völkerrechtliche Quellen der Zwangsmigration 2013, 151.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

ungarndeutschen Erinnerungskultur sind insbesondere die von dem Mitglied des ungarischen Bauernverbandes György Bodor durchgeführten Aktionen im Kreis Bonyhád präsent. Bodor wurde im April 1945 von Komitatsebene mit der Ansiedlung von ungarischen Flüchtlingen aus dem Szekler-Land betraut. In einer beispiellosen Aktion ließ Bodor mehrere ungarndeutsche Gemeinden räumen und internierte deren Bewohner.[247]

Bereits wenige Monate nach dem Waffenstillstandsabkommen mit Moskau im Januar 1945248 fand die Forderung nach Aussiedlung der Deutschen aus Ungarn Eingang in die politischen Debatten. Die Regierungsparteien der im Dezember 1945 in Debrecen gebildeten provisorischen ungarischen Nationalregierung drängten schon im Frühjahr und Sommer 1945 auf die Aussiedlung der deutschstämmigen Bevölkerung Ungarns.[249] Insbesondere die bürgerliche Kleinlandwirtepartei und die Kommunistische Partei sprachen einen Kurs aus, der entschieden gegen die deutsche Minderheit wetterte.[250] So verkündete etwa Innenminister Ferenc Erdei während eines Beratungsgesprächs der Koalitionsparteien am 14. Mai 1945, dass „die Aussiedlung der faschistischen Deutschen als politische Forderung in der ungarischen öffentlichen Meinung (–) allgemein und dringend“ sei. Der ebenfalls in der Kleinlandwirtepartei engagierte Schriftsteller Imre Kovács, forderte im Sommer 1945: „Raus mit der schwäbischen Minderheit!“. Und auch

[247] Siehe dazu Dövény, Zoltán; Szalai, Gábor: Die Auswirkungen der dem Zweiten Weltkrieg folgenden Migrationen auf die lokalen Gemeinschaften Süd-Transdanubiens, in: Gerner, Zsuzsana; Kupa, László: Minderheitendasein in Mittel- und Osteuropa – interdisziplinär betrachtet, Schriftenreihe Socialia 113, Hamburg 2011, 205–219, hier 207.

[248] Am 20. Januar 1945 schloss Budapest mit Moskau ein Waffenstillstandsabkommen. Für Ungarn galten fortan erneut die Grenzen von 1938. Die territoriale Situation Ungarns vor den Wiener Schiedssprüchen wurde so wiederhergestellt. Im Zuge dessen wurde zudem eine Alliierte Kontrollkommission eingesetzt, die maßgeblich in die Regierungsarbeit eingebunden war. Die Kommission unterstützte insbesondere die linke Fraktion. Siehe Tóth: Migrationen in Ungarn 2002, 39.

[249] Siehe Spannenberger, Norbert: Assimilation oder Ausweisung? Optionen für eine nationale Sozialreform in Ungarn nach 1945, in: Beer, Mathias; Beyrau, Dietrich; Rauh, Cornelia (Hrsg.): Deutschsein als Grenzerfahrung. Minderheitenpolitik in Europa zwischen 1914 und 1950, Essen 2009, 305–323, hier 306. Außerdem Tóth: Lage des Ungarndeutschtums 2007, 255.

[250] Die Provisorische Nationalregierung hatte einige rechtsradikale und nationalkonservative Parteien verboten. Die Kleinlandwirtepartei wurde im Zuge dessen zur Anlaufstelle für all jene, die gegen die Errichtung einer kommunistischen Diktatur in Ungarn waren. Im Sommer 1945 wurde die Kleinlandwirtepartei mit 900.000 Mitgliedern zur stärksten politischen Fraktion in Ungarn. Die Kommunistische Partei konnte ihre Machtbasis erst ab Herbst 1945 allmählich ausbauen. Nach der Zerschlagung der Kleinlandwirtepartei hatte die kommunistische Partei ab 1947 eine parlamentarische Mehrheit. In der zweiten Jahreshälfte 1948 konnte sich die Kommunistische Partei als zentrale politische Kraft etablieren. Siehe Tóth: Migrationen in Ungarn 2001, 55–56.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

József Révai, einer der führenden Parteiideologen der kommunistischen Partei, erklärte im August 1945: „Unser Standpunkt zur Schwabenfrage lässt sich in zwei Worten ausdrücken: Raus mit ihnen.“[251]

Die ungarische Öffentlichkeit stand nicht geschlossen hinter der Forderung der Aussiedlung der deutschen Bevölkerung. In den ebenfalls an der Regierung beteiligten Fraktionen der *Sozialdemokratischen Partei Ungarns (MSP)* und in der *Bürgerlich-Demokratischen Partei* wurden die Forderungen nach einer planmäßigen Aussiedlung der deutschen Minderheit abgelehnt, zumindest aber nicht öffentlich artikuliert.[252] So stellte sich etwa István Bibó gegen die Aussiedlungspläne. In einer „Denkschrift über die Situation, die durch die Aussiedlung der Ungarndeutschen entsteht“ vom 15. Dezember 1945 – also schon nach Billigung der 'ordnungsgemäßen Überführung' durch die Alliierten in den Potsdamer Beschlüssen kurz vor dem faktischen Beginn der Aussiedlungen –, schrieb Bibó: „Der gegenwärtige Stand der Pläne zur Vertreibung der Ungarndeutschen gibt in höchstem Maße Anlass zur Sorge, und zwar in der Hinsicht, dass die ganze Aktion in ihren Details – trotz aller entgegengesetzten Absichten – in eine Aktion, die an die Judendeportationen des vorangegangenen Jahres erinnert, ausarten wird.“[253] Auch die Kirchen widersetzten sich den Aussiedlungsplänen und verurteilten die Vertreibungen. Einer ihrer prominentesten Gegner war Kardinal József Mindszenty. In mehreren öffentlichen Stellungnahmen trat Mindszenty gegen die Pläne zur Aussiedlung der Deutschen aus Ungarn ein. Die Tatsache, dass sich Mindszenty und andere Geistliche der Deportation der ungarischen Juden zuvor kaum entgegenstellt hatten, ist eine mehr als nur berechtigte Kritik.[254]

Trotz des Widerstandes war die provisorische ungarische Regierung im Laufe des 1945 immer wieder an den Rat der Alliierten Kontrollkommission mit Umsiedlungsplänen herangetreten. Bereits im Mai 1945 hatte das ungarische Kabinett in einer Verbalnote an

---

251 Siehe dazu Gyarmati: Aussiedlung der Deutschen aus Ungarn 1999, 271–273.

252 Kittel, Manfred; Möller, Horst: Die Benes-Dekrete und die Vertreibung der Deutschen im europäischen Vergleich, in Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 54 (2006), 541–581, hier 571 f.

253 Bibó, István: Denkschrift über die Situation, die durch die Aussiedlung der Ungarndeutschen entsteht, in: Herder-Institut (Hrsg.): Dokumente und Materialien zur ostmitteleuropäischen Geschichte. Themenmodul „Deutsche in Ungarn“, bearb. von Gerhard Seewann, online abrufbar unter: https://www.herder-institut.de/resolve/qid/468.html, zuletzt am 9. Februar 2015.

254 Siehe etwa Douglas, Ray M.: 'Ordnungsgemäße Überführung'. Die Vertreibung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg, München 2012, 264–265.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

die Regierung der SU gebeten, 200.000 bis 250.000 in Ungarn ansässige Deutsche aus Ungarn aussiedeln zu dürfen. Im Juli 1945 begann Ungarn schließlich auch mit der Feststellung des für eine Ausweisung vorgesehenen Personenkreises im Rahmen einer „Überprüfung des politischen Verhaltens der Ungarndeutschen“ (Regierungsverordnung 3820/1945 ME). Im Zuge dieser Verordnung wurde die Sanktionierung und Bestrafung von ehemals national gesinnten Ungarndeutschen beschlossen. Die zu überprüfenden Personen sollten auf Grundlage dieser Anordnung in vier Kategorien aufgeteilt werden: „Führer“, „Mitglieder“, „Unterstützer des Volksbundes“ und „Außenstehende“. Die unterschiedlichen Einordnungen sollten verschiedene Sanktionen zur Folge haben. Wer als „Volksbundführer“ eingestuft wurde, musste mit einer sofortigen Enteignung rechnen.[255] Zwar weckte die Anordnung zur Untersuchung der „nationalen Treue“ bei vielen Deutschen in Ungarn die Hoffnung, dass die pauschale Verurteilung der Deutschen als Kriegsverbrecher politisch nun nicht weiterverfolgt und Sanktionen fortan nur nach eingehender Prüfung des Einzelfalls verhängt würden. Aber spätestens in der Praxis der Vertreibungen ab 1946 wurde deutlich, dass die Sanktionen der gesamten deutschen Bevölkerung gelten sollten.[256]

4.3. Das Potsdamer Abkommen und seine Folgen

Im Spätsommer 1945 wandte sich die provisorische Regierung Ungarns wiederholt an den Rat der Alliierten Kontrollkommission für Ungarn, um die Zustimmung der Siegermächte zur Ausweisung der deutschen Bevölkerung aus Ungarn zu erhalten. Auf der Potsdamer Konferenz berieten die alliierten Hauptmächte – das Vereinigte Königreich, die USA und die SU, vertreten auf der Konferenz durch die jeweiligen Premier- und Außenminister – neben Fragen rund um eine europäische Grenzordnung oder der Frage der Reparationen auch die Frage des Bevölkerungstransfers. Am 2. August 1945 kam es zur Unterzeichnung der Potsdamer Beschlüsse. Durch die Unterzeichnung des Konferenzprotokolls bekam die Aussiedlung der Deutschen aus Ungarn eine von den

[255] Tóth: Lage des Ungarndeutschtums 2007, 260–261.

[256] Gonda: Ungarndeutsche Geschichte auf Mikroebene 2013, 175–176.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Siegermächten legitimierte Grundlage.[257] Maßgeblich für das künftige Schicksal der Deutschen in Ungarn war Artikel XIII des Abkommens, der festlegte, dass „die Überführung der deutschen Bevölkerung oder Bestandteile derselben, die in Polen, Tschechoslowakei und Ungarn zurückgeblieben sind, nach Deutschland durchgeführt werden muss. Die Unterzeichner stimmen darin überein, dass jede derartige Überführung, die stattfinden wird, in ordnungsgemäßer und humaner Weise erfolgen soll."[258] Auf Druck der SU, Ungarn in die Aussiedlungsvereinbarungen aufzunehmen,[259] waren die Siegermächte den Forderungen der ungarischen Regierung nachgekommen.[260] Die Annahme, dass durch die ethnische Entmischung der Region künftig zwischenstaatliche Konflikte vermieden werden könnten, wurde von allen beteiligten Staaten getragen.[261] Bereits bei den alliierten Konferenzen in Teheran (1943) und Jalta (1945) bestand in dieser Frage weitgehend Einigkeit.[262]

Die praktischen Maßnahmen rund um die Durchführung der Aussiedlungsaktionen überließen die Alliierten den jeweiligen Staatsregierungen. Auf Anordnung der Alliierten Kontrollkommission vom 20. November 1945 erhielt die ungarische Regierung den Auftrag 400.000 bis 450.000 Deutsche aus Ungarn auszusiedeln. Dies umfasste in seiner Größenordnung etwa die Zahl derjenigen Ungarndeutschen, die sich bei der 1941 in Ungarn durchgeführten Volkszählung zur deutschen Muttersprache bekannt hatten.[263] An

---

257 Tóth: Migrationen in Ungarn 2001, 85.

258 Der abschließende Vertragstext ist abgedruckt in: Die Potsdamer Beschlüsse, in: Manherz, Karl (Hg.): Texte zur Geschichte der Deutschen in Ungarn, Budapest 1999, 109.

259 Swanson: The Second World War and Its Aftermath 2008, 356.

260 Mit der Forderung, dass künftige „Überführungen" „ordnungsgemäß und human" durchgeführt werden müssten, brachten die Siegermächte – hierbei vor allem die Vereinigten Staaten – die Absicht zum Ausdruck, dass die ungeordneten und oft gewaltsam erwirkten Vertreibungen, die in ganz Mittel- und Osteuropa mit dem Einmarsch der sowjetischen Truppen seit Winter 1944 einsetzten, systematisiert werden sollten. Siehe hierzu Bauerkämper, Arnd: Assimilationspolitik und Integrationsdynamik: Vertriebene in der SBZ/DDR in vergleichender Perspektive, in: Krauss, Marita (Hrsg.): Integrationen. Vertriebene in den deutschen Ländern nach 1945, Göttingen 2008, 22–47, hier 25.

261 Siehe dazu Seewann, Gerhard: Konzepte der Vertreibung: Berlin – London – Prag – Budapest, in: Gerner, Zsuzsana; Kupa, László (Hrsg.): Minderheitendasein in Mittel- und Osteuropa – interdisziplinär betrachtet, Schriftenreihe Socialia 113, Hamburg 2011, 77–87, insbesondere 77– 83.

262 Siehe Oltmer, Jochen: Migration, Staat und Nation: Wechselbezüge im historischen Wandel, in: soFid Migration und ethnische Minderheiten 2/2007, 9–31, hier 24.

263 Siehe auch Tóth: Lage des Ungarndeutschtums 2007, 262–263. Dies.: Enteignung sowie zwangsweise Um- und Aussiedlung der Ungarndeutschen 1945–1946, in: Roth, Franz (Hg.): Beiträge zum Geschichtsbild der Donauschwaben. Wissenschaftliches Symposion 22–23. Oktober 1999, Salzburg 2001, 47–75, hier 52.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

der Volkszählung hatten alle Staatsbürger teilgenommen, die 1941 innerhalb der Grenzen Ungarns lebten, wie sie auf Grundlage des Friedensvertrags von Trianon festgelegt worden waren. Von den insgesamt 9,3 Millionen Staatsbürgern Ungarns gaben bei der Volkszählung 477.000 Personen Deutsch als ihre Muttersprache an, wovon sich wiederum 303.000 Personen auch zur deutschen Nationalität bekannt hatten.[264]

Im Dezember 1945 legte das ungarische Kabinett schließlich konkrete Ausführungspläne vor. Im Zuge der alliierten Anordnung wurde am 22. Dezember 1945 die Aussiedlungsverordnung 12330/1945 M.E. verabschiedet, welche die Aussiedlung all jener ungarischen Staatsbürger vorsah, „die sich bei der letzten Volkszählung zur deutschen Nationalität oder Muttersprache bekannt oder ihren magyarisierten Namen in einen deutsch klingenden geändert hatten, sowie jene, die dem Volksbund oder irgendeiner bewaffneten deutschen Einheit (SS) angehört haben."[265]

Der rechtliche Status des zu einer Aussiedlung vorgesehenen Personenkreises war zunächst nicht geklärt, wurde aber durch die von Innenminister Ferenc Nagy am 12. Juli 1946 gezeichnete Verordnung 7970/1946 M.E. definiert. Die Verordnung legte fest, dass den Betroffenen durch Verlassen des Landes auch die ungarische Staatsbürgerschaft verloren ging. In diese Regelung eingeschlossen wurden auch diejenigen Vertriebenen, die zu diesem Zeitpunkt schon ausgesiedelt worden waren. Mit der Veröffentlichung dieser Verordnung wurde vertriebenen Deutschen aus Ungarn die ungarische Staatsbürgerschaft auch rückwirkend aberkannt. Die bis zu diesem Zeitpunkt ausgesiedelten Deutschen aus Ungarn waren fortan staatenlos, zumal in den

[264] Durch die Wiener Schiedssprüche hatte sich die Zahl der Deutschen in Ungarn schlagartig auf 660.000 Muttersprachler und rund 500.000 Personen, die im Zensus die deutsche Nationalität angaben, erhöht. Siehe Gyarmati: Aussiedlung der Deutschen aus Ungarn 1999, 271–275.

[265] Personen, die zum 15. Dezember 1945 65 Jahre oder älter waren, waren von der Anordnung ausgenommen. Dies galt auch für Ehepartner von „umsiedlungspflichtigen" Personen, die nicht deutscher Herkunft waren, sowie deren Kinder und für Personen, die nachweisen konnten, aufgrund ihres Einsatzes und ihrer „Treue" zu Ungarn Unrecht erlitten zu haben oder sich nachweislich in einer „demokratischen" Partei engagiert hatten. Siehe dazu Tóth: Migrationen in Ungarn 2001, 132. Außerdem Schieder: Das Schicksal der Deutschen in Ungarn 2004, 94E–104E. Im Weiteren heißt es in der von Ministerpräsident Zoltán Tildy erlassenen Verordnung: „Das gesamte unbewegliche und bewegliche Vermögen der umsiedlungspflichtigen Personen ist – ohne Rücksicht darauf, ob sie sich im In- oder Ausland aufhalten – vom Tage des Inkrafttretens dieser Verordnung an als beschlagnahmt zu betrachten, der Eigentümer (Besitzer) kann nichts davon veräußern und kann es auch nicht belasten." Zit. n. Schieder: Schicksal der Deutschen in Ungarn 2004, 92E.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Besatzungszonen Deutschlands eine staatsbürgerliche Anerkennung erst nach Gründung der beiden deutschen Staaten 1949 möglich wurde.[266]

Die Tatsache, dass durch die Potsdamer Beschlüsse die Aussiedlung der Deutschen Bevölkerung Ungarns völkerrechtlich legitimiert wurde, wurde seitens der ungarischen Regierung in der Folge als „Diktat von Potsdam" propagandistisch eingesetzt, um so die Unvermeidlichkeit der Vertreibungsaktionen herauszustellen. In einem Exposé, das im Anschluss an die Ausführungsanordnung veröffentlicht wurde, betonte das ungarische Innenministerium die historische Bedeutung der Ausführungsverordnung und wies gleichzeitig auf die Unumgänglichkeit der Aussiedlung hin, da diese nunmehr auch durch internationale Verträge dazu verpflichtet worden sei.[267]

4.4. Die Aussiedlung der Deutschen aus Ungarn

Auf der Grundlage eines Planes zur Aufnahme der aus ihrer Heimat vertriebenen Deutschen aus Mittel- und Osteuropa, der von der Alliierten Kontrollkommission im Sommer 1945 ausgearbeitet und im November 1945 rechtskräftig wurde, war vorgesehen, dass die vertriebenen Deutschen aus Ungarn in der amerikanischen Besatzungszone aufgenommen werden sollten. Laut Plan waren in der amerikanischen Besatzungszone insgesamt 2.250.000 Deutsche aus der Tschechoslowakei und aus Ungarn zur Aufnahme vorgesehen. Vertriebene Deutsche aus polnischem Gebiet sollten in der SBZ angesiedelt werden. Eine Aufnahme von vertriebenen Deutschen aus Ungarn in der SBZ war nicht vorgesehen.[268]

Im Januar 1946 setzten die Aussiedlungsaktionen in Ungarn ein und folgten fortan einer pragmatischen politischen Strategie. Die Evakuierungs- und Umsiedlungsmaßnahmen

---

[266] Verordnung Nr. 7970/1946 M.E. erweiterte Anordnung Nr. 12330/1945 M.E. Letztere legitimierte die Aussiedlung der deutschen Bevölkerung zwar, der Verlust der ungarischen Staatsbürgerschaft aber war in ihr nicht vorgesehen. Siehe Verordnung Nr. 7970/1946 M.E. der Regierung der Ungarischen Republik über den Verlust der ungarischen Staatsbürgerschaft der nach Deutschland Umgesiedelten, in: Tóth: Rechtliche Regelungen zur Lage des Ungarndeutschtums 2007, 292.

[267] Tóth: Hazatértek 2008, 12. Siehe auch Spannenberger, Norbert: Assimilation oder Ausweisung: Optionen für eine nationale Sozialreform in Ungarn nach 1945, in: Beer, Mathias; Beyrau, Dietrich; Rauh, Cornelia (Hrsg.): Deutschsein als Grenzerfahrung. Minderheitenpolitik in Europa zwischen 1914 und 1950, Essen 2009, 305–322, hier 310 f.

[268] Füzes, Miklós: Valami Magyarországon maradt. Etwas blieb daheim in Ungarn: Eingliederung der vertriebenen Ungarndeutschen in Deutschland, Pécs 1999, 86.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

betrafen zunächst die Regionen des Landes, die für die ungarische Regierung strategische Bedeutung hatten. So wurden die Maßnahmen zunächst in der Region um Budapest – die ersten Transporte wurden in Budaörs/Wudersch im Komitat Pest am 16. Januar 1946 zusammengestellt – und in der Grenzregion zu Österreich umgesetzt.[269] Im Süden Ungarns begannen die Aussiedlungen mit einiger Verzögerung Ende Mai 1946 in den Gemeinden Beremend und Magyarbóly im Komitat Baranya.[270]

Die Aussiedlungen erfolgten in mehreren Schüben.[271] Bis zum Sommer 1946 wurden rund 112.000 Deutsche aus Ungarn in die amerikanische Besatzungszone Deutschlands gebracht. Es folgte dann ein kurzzeitiger Aussiedlungsstop. Die ungarische Regierung wollte Reparationsforderungen durch das konfiszierte Vermögen der vertriebenen Deutschen abgelten, was von den USA nicht gebilligt wurde. In Folge bilateraler Verhandlungen wurde der ungarischen Regierung aber eine Fortführung der Aussiedlungen erreicht.[272] Im Zeitraum von September bis November 1946 erfolgten weitere Aufnahmen von Deutschen aus Ungarn in der amerikanischen Zone.[273] Es ist davon auszugehen, dass im Laufe des Jahres 1946 insgesamt zwischen 125.000 und 168.000 Deutsche aus Ungarn in die amerikanische Besatzungszone umgesiedelt wurden.[274] Jüngste realistische Schätzungen gehen davon aus, dass wahrscheinlich rund 130.000 Deutsche aus Ungarn im Rahmen dieser ersten Aussiedlungswelle in die

269 Schieder: Das Schicksal der Deutschen in Ungarn 2004, 63E.

270 Dövény; Szala: Die Auswirkungen der dem Zweiten Weltkrieg folgenden Migrationen auf die lokalen Gemeinschaften Süd-Transdanubiens 2011, 209. Einen interessanten Überblick zu den Entwicklungen im Vorfeld der Vertreibungen liefert die von Gábor Gonda ausgearbeitete Regionalstudie für das Komitat Tolnau. Siehe Gonda, Gábor: Individuelle Beurteilung statt Kollektivschuld – ein gescheiterter Versuch, Vorbereitungen zur Vertreibung im Komitat Tolnau, Gerlingen 2009. Vgl. außerdem Bank, Barbara; Őze, Sándor: A „német ügy" 1945–1953: a volksbundtól tiszalökig, München 2005.

271 Die Evakuierungs- und Aussiedlungsaktionen sollten nach Beschluss des Alliierten Kontrollrates bis zum 1. August 1946 abgeschlossen sein. Siehe hierzu Tóth: Rückkehr nach Ungarn 2012, 15.

272 Schieder: Das Schicksal der Deutschen in Ungarn 2004, 64E.

273 Beer: Flucht und Vertreibung der Deutschen 2011, 95–96.

274 Die Angaben über den zahlenmäßigen Umfang der Vertreibungen schwanken je nach Quelle stark. Siehe Dövényi, Zoltán: Zeitliche und räumliche Aspekte der Migrationswellen in Ungarn, in: Seewann, Gerhard (Hg.): Migrationen und ihrer Auswirkungen. Das Beispiel Ungarn 1918–1995, München 1997, 7–33, hier 15–16. Nach Angaben von Theodor Schieder wurden in der ersten Phase der Aussiedlungen 170.000 Deutsche aus Ungarn vertrieben. Siehe Schieder: Das Schicksal der Deutschen in Ungarn, 64E.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

amerikanische Besatzungszone gelangt sind.[275] Zeitgleich wurden vielerorts Deutsche in „Vorbereitung der Vertreibung“ in Lagern „zusammengesiedelt“.[276]

Ende 1946 setzten die Transporte auf Initiative der amerikanischen Besatzer, die zuvor mehrfach eine Verminderung der Flüchtlingszahlen gefordert hatten, aus.[277] In der amerikanischen Zone kam es zunehmend zu Problemen bei der Unterbringung und Versorgung der großen Zahl von Flüchtlingen, Vertriebenen und DP's.[278] Außerdem waren die amerikanischen Besatzungsbehörden der Ansicht, dass die ursprünglich im Potsdamer Abkommen vereinbarte Bedingung über eine „ordnungsgemäße“ und „humane“ Art des Umsiedlungsprozesses seitens der verantwortlichen ungarischen Dienststellen nicht eingehalten wurde.[279]

Die provisorische ungarische Regierung bemühte sich in den Folgemonaten wiederholt um die alliierte Zustimmung zur Wiederaufnahme der Aussiedlung der Deutschen aus Ungarn, auch weil sich die Flüchtlingssituation in Ungarn als Folge der Aufnahme ungarischer Flüchtlinge aus der Tschechoslowakei verschärft hatte.[280] Bereits Anfang 1946 hatte die tschechoslowakische Regierung die Forderung eines „Bevölkerungsaustauschs“ in die politische Debatte eingebracht und gefordert, die ungarisch sprechende Bevölkerung der süd-östlichen Tschechoslowakei, die vor allem in der Grenzregion zu Ungarn lebte, nach Ungarn umzusiedeln. Gleichzeitig sollte die slowakische Minderheitenbevölkerung Ungarns in die Tschechoslowakei umgesiedelt werden. Am 27. Februar 1946 kam es schließlich zur Unterzeichnung einer

---

[275] Beer: Flucht und Vertreibung der Deutschen 2011, 96.

[276] Dövény; Szalai: Die Auswirkungen der dem Zweiten Weltkrieg folgenden Migrationen auf die lokalen Gemeinschaften Süd-Transdanubiens 2011, 209.

[277] Tóth: Rückkehr nach Ungarn 2012, 15.

[278] Nach Abschluss der Ansiedlungsaktionen in die amerikanische Besatzungszone waren 147.000 ehemals in Ungarn lebende Deutsche hierhergekommen, so das Ergebnis einer Volkszählung vom 29. Oktober 1946. Nach Angaben einer weiteren Volkszählung vom 13. September 1950 lebten in den Westdeutschen Zonen bereits 178.000 Ungarndeutsche, 98.000 davon in Baden und Württemberg, 49.000 in Bayern, 26.000 in Hessen, 2.000 in Niedersachsen, 2.000 in NRW, 10.000 im Rheinland und der Pfalz. Innerhalb der westlichen Besatzungszonen zogen viele Ungarndeutsche von Bayern nach Württemberg. Insgesamt existierten in der amerikanischen und britischen Zone sechs große Auffanglager in denen ungarndeutsche Vertriebene aufgenommen wurden. Siehe dazu Füzes: Etwas blieb daheim in Ungarn 1999, 90.

[279] Zinner, Tibor: A magyarországi németek kitelepítése (Die Aussiedlung der Ungarndeutschen), Budapest 2004, 221.

[280] Tóth: Migrationen in Ungarn 2001, 57 f.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

tschechoslowakisch-ungarischen Vereinbarung über den „Bevölkerungsaustausch“.[281] In Folge dieses Bevölkerungstransfers waren mehr als 70.000 Slowaken aus Ungarn in der Tschechoslowakei angesiedelt worden. Wiederum rund 90.000 Angehörige der in der Tschechoslowakei lebenden ungarischen Minderheit waren im Laufe des Jahres nach Ungarn gekommen.[282] Hier wurden sie in vielen Fällen in die freistehenden und geräumten Häuser und Wohnungen der ausgesiedelten Deutschen einquartiert.[283]

Im Laufe des Jahres 1947 wandte sich die ungarische Regierung wiederholt an die Alliierte Kontrollkommission.[284] Am 11. Juli 1947 ersuchte Ungarn in einer an den *Alliierten Kontrollrat* gerichteten Anfrage schließlich offiziell, die Aussiedlung der deutschen Bevölkerung fortsetzen zu dürfen. Diese Pläne wurden von der SU unterstützt, die sich zu einer Aufnahme von 50.000 aus Ungarn auszusiedelnden Deutschen in der SBZ bereit erklärte. Am 19. August 1947 setzten die Aussiedlungsaktionen erneut ein.[285] Die Umsiedlungen, die nunmehr hauptsächlich in der Region Südungarn durchgeführt wurden, endeten im Juni 1948.[286] Der letzte registrierte Aussiedlungstransport erreichte

---

[281] Siehe dazu Dövény: Zeitliche und Räumliche Aspekte der Migrationswellen in Ungarn 1997, 13.

[282] Dövény; Szalai: Die Auswirkungen der dem Zweiten Weltkrieg folgenden Migrationen auf die lokalen Gemeinschaften Süd-Transdanubiens 2011, 208. Andere Angaben gehen von 55.487 Menschen ungarischer Herkunft aus, die offiziell im Rahmen des Bevölkerungsautauschs aus der Tschechoslowakei nach Ungarn gekommen sind. Wiederum seien 59.774 Slowaken aus Ungarn in die Tschechoslowakei gesiedelt. Siehe Sutaj, Štefan: Zwangsaustausch bzw. Aussiedlung der Madjaren aus der Slowakei – Pläne und Wirklichkeit, in: Brandes, Detlef; Ivaničková, Edita; Pešek, Jirí (Hrsg.): Erzwungene Trennung. Vertreibung und Aussiedlung in und aus der Tschechoslowakei 1938–1947 im Vergleich mit Polen, Ungarn und Jugoslawien, Essen 1999, 251–270, hier 267.

[283] „Solange, wie die Umsiedlung der ungarndeutschen Bevölkerung nach Deutschland aufgrund des am 20. November 1945 vom Alliierten Kontrollrat getroffenen Beschlusses sowie aufgrund des von der ungarischen Regierung mit der Berliner Militärregierung der Vereinigten Staaten von Amerika am 22. August 1946 geschlossenen Abkommens nicht fortgesetzt werden kann, solange können die im Sinne von Verordnung Nr. 12330/1945 zur Umsiedlung nach Deutschland verpflichteten Ungarndeutschen provisorisch gemeinsam in Wohnungen einquartiert werden, damit die aus der Tschechoslowakei aufgrund des ungarisch-tschechoslowakischen Abkommens über den Bevölkerungsaustausch, das in Gesetz Nr. XV des Jahres 1945 niedergelegt wurde, nach Ungarn umgesiedelten Ungarn angesiedelt werden können“, heißt es in der Verordnung Nr. 4300/1947 der Regierung der Republik Ungarn über die gemeinsame Einquartierung der deutschen Bevölkerung Ungarns vom 31. März 1945. Siehe dazu Verordnung Nr. 4300/1947 der Regierung der Republik Ungarn über die gemeinsame Einquartierung der deutschen Bevölkerung Ungarns, in: Herder-Institut (Hrsg.): Dokumente und Materialien zur ostmitteleuropäischen Geschichte. Themenmodul „Deutsche in Ungarn“, bearb. von Gerhard Seewann, online abrufbar unter https://www.herder-institut.de/resolve/qid/464.html, zuletzt am 9. Februar 2015.

[284] Beer: „die helfte hir und tie helfte zuhause“ 2004, 49–50.

[285] Tóth: Migrationen in Ungarn 2001, 140–145.

[286] Beer: „die helfte hir und tie helfte zuhause“ 2004, 50–52.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

die SBZ am 15. Juni 1948. Insgesamt wurden in dieser zweiten Aussiedlungswelle in 33 Transporten 35.000 Deutsch-Ungarn in die SBZ evakuiert.[287] Zum Zweck von Familienzusammenführungen wurden im Jahr 1950 weitere sogenannte „Repatriantentransporte“ aus Ungarn in die zwischenzeitlich gegründete DDR geschickt.[288]

Ein Wechselspiel verschiedener sozialer sowie außen- und innenpolitischer Faktoren hatte letztendlich die Vertreibung und Aussiedlung der deutschen Bevölkerung Ungarns zur Konsequenz. Dabei ist davon auszugehen, dass sich im Laufe der Jahre 1946 und 1947 die Konzepte der Vertreibung grundsätzlich gewandelt hatten. Die ethnopolitisch begründeten Motive für eine Aussiedlung der deutschstämmigen Bevölkerung wurden zunehmend sozioökonomischen Beweggründen untergeordnet. Auch aufgrund der großen Zahl ungarischer Flüchtlinge aus den Nachbarländern, deren Unterbringung und Versorgung nach wie vor nicht ausreichend gewährleistet war, hatte Budapest weitere Umsiedlungen von Deutschen aus Ungarn gefordert. Durch die Vertreibung der Deutschen und durch Konfiskation und Umverteilung deutschen Vermögens sollten auch die durch die innenpolitische Entwicklung entstandenen sozialen Missstände in Ungarn beseitigt werden.

4.5. Die Aussiedlungsaktionen

Die konkrete Durchführung der Aussiedlungsaktionen oblag dem ungarischen Ministerium des Innern. Innenminister Imre Nagy zeichnete am 4. Januar 1946 die Durchführungsverordnung 70010/1946 B.M., in der der Ablauf und das eigentliche Verfahren der Aussiedlung bzw. „Umsiedlung“ - so die offizielle Bezeichnung - gesetzlich konkretisiert wurden. Demnach waren die Bürgermeister und Gemeindevorstände dazu angehalten, auf der Grundlage der Volkszählungsergebnisse Personenlisten zu erstellen, aus denen der für eine Aussiedlung empfohlene Personenkreis hervorgehen sollte. In diesen Personen- und Namensverzeichnissen waren

[287] Tóth: Rückkehr nach Ungarn 2012, 15–16.

[288] Beer: „die helfte hir und tie helfte zuhause“ 2004, 52. Nähere Erläuterungen hierzu finden sich in Kapitel 4.10. „Die deutsche Minderheit und das sozialistische Ungarn“.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

neben allgemeinen Daten wie Alter, Beruf, Familienstand, Wohnort usw. auch zu erfassen, aus welchem Grund die Aufnahme in die Liste vollzogen wurde. Es war anzugeben, ob für die betreffende Person eines der folgenden Kriterien festzustellen war: „deutsche Volkszugehörigkeit und Muttersprache, deutsche Volkszugehörigkeit, deutsche Muttersprache, Mitglied des Volksbundes, vormaliges Mitglied der SS“. Diese Listen sollten „in der ortsüblichen Weise“ für die Öffentlichkeit lokal zugänglich gemacht und ein Durchschlag dem Ministerium ausgehändigt werden.[289]

Auch über das Verfahren rund um die eigentlichen Evakuierungen wurden in der genannten Durchführungsverordnung konkrete Bestimmungen erlassen. Demnach sollten sich die Ausweisungskommissionen, die die Beschlagnahmung, die Inventarisierung des beschlagnahmten Besitzes und die Ausweisungen vorzunehmen hatten, aus mindestens fünf Mitgliedern zusammensetzen. Dies waren ein Notar oder ein notariell bestätigter Gemeindebeamte, ein vom Bürgermeisteramt bestimmter Verwaltungsbeamte sowie jeweils ein Abgesandter des Landwirtschaftsministeriums, der Polizei und des sogenannten Volksbetreuungsamtes. Diese Kommissionen hatten auch die Aufgabe, Bestandslisten über den beschlagnahmten Besitz zu führen. Beschlagnahmt wurden im Grunde alle mobilen und immobilen Vermögenswerte, wie Möbel und Hauseinrichtungen, Werkstatteinrichtungen, Rohstoffe, Kleidung, Lebensmittel, Futterbestände, Nutztiere, Häuser, Wohnungen und Höfe. Ausgenommen von den Bestimmungen waren lediglich Bargeld – nicht aber ausländische Devisen – und Wertgegenstände wie Schmuck, Tafelsilber etc. Außerdem war es den Betroffenen gestattet, die für eine Grundversorgung notwendigen Lebensmittel – maximal 20 Kilo – und „ihre notwendigste Haushaltsausrüstung (Kleider, Bettzeug, Handwerkszeug)“ mit auf die Transporte zu nehmen. Insgesamt durfte das Gepäck ein Gewicht von 100 Kilogramm nicht überschreiten.[290]

---

[289] Siehe dazu §4 sowie §5.1 und §5.2 der durch das ungarische Innenministerium veranlassten Durchführungsverordnung Nr. 70010/1946 B.M. über die „Umsiedlung der deutschen Bevölkerung Ungarns nach Deutschland“. Abgedruckt in Schieder: Das Schicksal der Deutschen in Ungarn 2004, 94E–104E.

[290] Pro Person waren „7 kg Mehl oder Teigwaren (Brot), 1 kg Fett, 2 kg Fleischwaren, 2 kg Hülsenfrüchte, 8 kg Kartoffeln“ zugelassen. Landwirtschaftliches Gerät, Mobiliar oder Tiere waren für eine Mitnahme nicht vorgesehen. Siehe dazu „Abtransport der Umsiedlungspflichtigen“, Schieder: Das Schicksal der Deutschen in Ungarn 2004, 100E.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Weiterhin war in der Verordnung bestimmt, dass sich die, für eine Umsiedlung vorgesehene Personen, zunächst zu ausgewiesenen Sammelstellen gebracht werden sollten. Vor dem eigentlichen Abtransport sollten sich die Betroffenen in den „Verladebahnhöfen“ zudem einer ärztlichen Untersuchung unterziehen. Dies sollte von Amtsärzten durchgeführt werden. Nicht „transportfähige“ Personen, sollten so von der Ausweisung ausgenommen werden und nur „solche Personen aufgenommen werden, die von dem Arzt für gesund befunden“ wurden.[291]

Darüber hinaus waren in der Verordnung Bestimmungen bezüglich der Transportbedingungen erlassen. Wagons sollten mit maximal 30 Personen belegt werden und mit Öfen, Kochkessel und Wasserbehälter ausgestattet sein. Die Transporte sollten von ärztlich geschultem Personal begleitet und vom Personal der Bahnpolizei überwacht werden.[292] Durchschnittlich wurden in einem Transport insgesamt 1.200 Vertriebene transportiert.[293]

Wenngleich die ungarische Regierung die Einhaltung dieser Bestimmungen forderte und Zuwiderhandlungen unter Strafe stellte, ist davon auszugehen, dass die eigentliche Praxis der Vermögenskonfiskation und Aussiedlung von Zufällen, Willkür und Pragmatismus bestimmt war. Die eigentlichen Verfahren unterschieden sich von Fall zu Fall, von Ort zu Ort. Eine ordnungsgemäße Durchführung der amtlichen Vorgaben war in den wenigsten Fällen gewährleistet. Während in manchen Gemeinden Ungarns die dort ansässige deutsche Bevölkerung vollständig enteignet und ausgesiedelt wurde, waren andernorts nur wenige deutschstämmigen Familien von den Maßnahmen betroffen. Die aktuelle innenpolitische Lage sowie lokale und regionale politische und soziale Entwicklungen – insbesondere in Bezug auf die Frage der Unterbringung von Flüchtlingen – hatten entscheidenden Einfluss auf das Ausmaß und den Verlauf der Aussiedlungsaktionen. Auch die persönlichen Beziehungen der lokalen Minderheit mit den für die Durchführung der Aussiedlungen abgestellten Verwaltungsbeamten spielten eine Rolle im eigentlichen Verlauf der Vertreibungen.[294]

---

[291] Ebd., 101E–102E.

[292] Ebd., §17, 102E.

[293] Füzes: Etwas blieb daheim in Ungarn 1999, 90.

[294] Tóth: Rückkehr nach Ungarn 2012, 15.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

4.6. Ankunft und Aufnahme

Nach Abschiebung der Transporte in die Besatzungszonen Deutschlands wurden die betroffenen Familien und Einzelpersonen in Sammellager überführt.[295] In der amerikanischen Besatzungszone kamen die deutschen Vertriebenen aus Ungarn in Sammellager in Bayern oder im heutigen Baden-Württemberg. Erst an den Grenzen wurde entschieden, in welche Aufnahmelager die Transporte weitergeleitet wurden. In Bayern wurden die Aufnahmelager durch die Transportabteilung des *Landesregierungskommissariats* in München bestimmt, in Württemberg war hierfür die sogenannte *Asylantenkommission* zuständig.[296] Die Transporte, die in der ersten Phase der Vertreibungen aus Ungarn bis Juni 1946 in die amerikanische Zone gekommen waren, gelangten insbesondere in die Lager Piding bei Salzburg, Schalding bei Passau, Furth im Wald, Wiesau und Neu-Ulm. An den Zielbahnhöfen wurden die Transporte vom Personal der Durchgangslager zur Erstaufnahme empfangen und zunächst eine Registrierung durchgeführt. Im Anschluss wurden die Ankömmlinge ärztlich untersucht. Dann erfolgte die Einquartierung in die Übergangs- und Durchgangslager, wo die Ankömmlinge erstversorgt und vorläufig untergebracht wurden. In vielen Fällen erfolgte die Aufnahme aufgrund mangelnder Kapazitäten in provisorisch eingerichteten Aufnahmestätten, etwa in Turnhallen oder Gemeindesälen, die zu diesem Zweck geräumt wurden. Nach Möglichkeit wurden die Neuankömmlinge auch direkt auf freien Wohnraum in die umliegenden Gemeinden verteilt.[297]

Die Transporte, die in der zweiten Phase der Vertreibungen seit Sommer 1947 in die sowjetisch besetzte Zone gekommen waren, wurden über die Hauptübergangsroute via Štúrovo, Bratislava, Brno und Dolní Žleb in Lager weitergeleitet.[298] Von den insgesamt 33 Transporten Ungarn-Vertriebener wurden 26 in das Durchgangslager Pirna geleitet,

---

[295] Ein Überblick zum Forschungsstand über den Komplex „Lagerleben" findet sich bei Beer, Mathias: Die deutsche Nachkriegszeit als Lagergeschichte – Zur Funktion von Flüchtlingslagern im Prozess der Eingliederung, in: Bispinck, Henrik; Hochmuth, Katharina (Hg.): Flüchtlingslager im Nachkriegsdeutschland. Migration, Politik, Erinnerung, Beiräge zur Geschichte von Mauer und Flucht, Berlin 2014, 47–72, hier 61–64.

[296] Füzes: Etwas blieb daheim in Ungarn 1999, 92.

[297] Füzes: Etwas blieb daheim in Ungarn 1999, 90 ff.

[298] Rutsch: Die Vertreibung von Ungarndeutschen und ihre Integration in der sowjetisch besetzten Zone 2008, 125.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

das auch als „Graue Kaserne“ bekannt war.[299] Die „Graue Kaserne“ galt offiziell als „Quarantänelager“ für Umsiedler und war ein landeseigenes Lager mit rund 2160 qm Wohnfläche und rund 1440 qm Garagen.[300] Ihr waren die Teillager „Rote Kaserne“, eine ehemalige Militärkaserne in unmittelbarer Umgebung der „Grauen Kaserne“, sowie die Teillager „Sonnenstein I“ und „Sonnenstein II“ angeschlossen, in die viele der deutschen Vertriebenen aus Ungarn eingewiesen wurden. Insgesamt war das gesamte Lager für die Aufnahme von bis zu 6.700 Personen ausgelegt.[301] Weitere Erstaufnahmeeinrichtungen in der SBZ, in die Deutsche aus Ungarn eingewiesen wurden, befanden sich in Hoyerswerda und Prossen bei Bad Schandau. Vor allem aber das Lager Pirna wurde für die Erstaufnahme genutzt, da es sich günstig an einem Knotenpunkt der Aussiedlertransporte befand und an der bis dato einzig zuverlässigen Bahnverbindungsstrecke zwischen Dresden und Prag lag. Insgesamt wurden bis zu 50.000 Deutsche aus Ungarn in die SBZ ausgesiedelt.[302]

Tabelle: „Aufstellung der im Zuge der Ausweisung von Ungarndeutschen in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands eingetroffenen Transporte und der Anzahl der aufgenommenen Vertriebenen (Vorlage der Abteilung Einbürgerung des Ministeriums des Innern der Landesregierung Sachsen, Dresden 16. März 1949)“ [303]

[299] Die „Graue Kaserne“ wurde Ende des 19. Jahrhunderts errichtet. In der Kaserne wurde zunächst ein Feldartillerie-Regiment, später ein Pionierbataillon untergebracht. Das Areal wurde zwischen 1901 und 1906 um ein weiteres Kasernengebäude erweitert, die sogenannte „Rote Kaserne“. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde das ehemalige Militärgelände umfunktioniert und die Kasernen mit insgesamt 190 Wohnungseinheiten ausgestattet. Während der nationalsozialistischen Zeit beherbergte die Kaserne erneut militärische Einheiten. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges dienten die durch Truppen der Roten Armee besetzten Kasernen zunächst als Lager für Kriegsgefangene. Später wurden hier Flüchtlinge und Vertriebene aus den ehemaligen Ostgebieten untergebracht. In den Lagern waren zwischen den Jahren 1945 und 1947 meist Vertriebene aus Schlesien, Oberschlesien und dem Kaliningrader Gebiet untergebracht. Siehe Geschichte des Kasernenareals (heute DDR-Museum), Aushang im DDR-Museum Pirna.

[300] StA Pirna, Statistische Angaben über die Unterbringung von Umsiedlern und deren Unterstützung, 1946–1949, B IV–IV, 51.

[301] Jahn, Manfred: Auffang- und Quarantänelager 1945/46 in Sachsen. Zeitweilige Stationen vertriebener Sudetendeutscher nach ihrer Ankunft in der Sowjetischen Besatzungszone, in: Sächsische Heimatblätter 39/1993, 248–255, hier 254.

[302] Rutsch: Die Vertreibung von Ungarndeutschen und ihre Integration in der sowjetisch besetzten Zone 2008, 134.

[303] Sächs. HstA, 11377, Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 2585. Abgedruckt in Wille: Die Vertriebenen in der SBZ/DDR II 1999, 145.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Transportnummer	Quarantänelager	Quarantänezeit	Transportstärke
1	Pirna	23.8.-5.9.1947	1.432
2	Pirna	25.8.-7.9.1947	1.468
3	Prossen	27.8.-9.9.1947	1.426
4	Hoyerswerda	29.8.-12.9.1947	1.485
5	Hoyerswerda	1.9.-15.9.1947	1.482
6	Pirna	2.9.-16.9.1947	1.467
7	Hoyerswerda	4.9.-18.9.1947	1.534
8	Pirna	10.9.-22.9.1947	1.503
9	Prossen	17.9.1.10.1947	1.428
10	Pirna	18.9.-2.10.1947	1.496
11	Pirna	10.1.-25.1.1948	1.498
12	Pirna	18.1.-27.1.1948	1.503
13	Pirna	25.1.-3.2.1948	1.488
14	Pirna	1.2.-11.2.1948	1.501
15	Pirna	8.2.-18.2.1948	1.502
16	Sachsen-Anhalt	k.A.	1.490
17	Sachsen-Anhalt	k.A.	1.492
18	Pirna	1.3.-11.3.1948	1.548
19	Pirna	7.3.-17.3.1948	1.493
20	Pirna	14.3.-18.3.1948	1.499
21	Pirna	21.3.-31.3.1948	1.504
22	Pirna	28.3.-7.4.1948	1.503
23	Pirna	4.4.-14.4.1948	1.511
24	Pirna	11.4.-21.4.1948	1.505
25	Pirna	18.4.-24.4.1948	1.499
26	Pirna	25.4.-28.4.1948	1.505
27	Pirna	2.5.-12.5.1948	1.510

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

28	Pirna	9.5.-14.5.1948	1.511
29	Pirna	16.5.-20.5.1948	1.500
30	Pirna	23.5.-28.5.1948	1.510
31	Pirna	30.5.-3.6.1948	1.504
32	Pirna	6.6.-11.6.1948	1.504
33	Pirna	13.6.-17.6.1948	1.505
			Insgesamt
			46.324

Das Verfahren bei der Erstaufnahme gestaltete sich in der SBZ ähnlich wie in der amerikanischen Zone. Nach Ankunft der Transporte in den Zielbahnhöfen wurden die von den Aussiedlungen betroffenen Familien und Einzelpersonen zunächst registriert und in Übergangs- und Durchgangslager bzw. in für die Vertriebenenaufnahme geräumte Notunterkünfte einquartiert. In den Umsiedlerlagern erwartete die Ankömmlinge ein behördliches Registrierungsverfahren, im Zuge dessen ein Ausweis ausgestellt wurde, der sogenannte „Umsiedlerpaß". Dieses Dokument enthielt neben allgemeinen Angaben zur Person wie Name, Geburtsdatum usw. auch Informationen über den Herkunftsort, den Berufsstand und den Gesundheitszustand des Trägers. Der „Umsiedlerpaß" war fortan das einzige offizielle Dokument, mit Hilfe dessen sich die Ankömmlinge in der SBZ ausweisen konnten.[304] Eine staatsbürgerliche Anerkennung erfolgte durch die Vergabe des Umsiedlerausweises allerdings nicht. Bis zur Gründung der DDR waren die aus ihrer Heimat vertriebenen Deutschen staatenlos. Das Dokument berechtigte dementsprechend auch nicht zu Reisen in andere Besatzungszonen oder zu Grenzübertritten und folglich auch nicht zur Rücksiedlung in die Heimatgemeinden.[305] Die ankommenden Umsiedler erhielten nach polizeilicher Anmeldung außerdem Lebensmittelkarten, deren

[304] Im Erläuterungstext des „Umsiedlerpaß und Gesundheitsbescheinigung" heißt es: „Amtlicher Ausweis für alle Deutschen, die aus ihrem Wohnort ausgewiesen oder dorthin infolge Übernahme des Gebietes durch einen anderen Staat nicht zurückkehren können. Dieser Ausweis berechtigt zur Inanspruchnahme der öffentlichen Flüchtlingsbetreuung, zur vorläufigen und endgültigen Unterbringung." Aus dem privatem Bestand A.M., datiert auf Mai 1947.

[305] Rutsch: Die Vertreibung von Ungarndeutschen und ihre Integration in der sowjetisch besetzten Zone 2008, 125.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Rationierung und Zuteilung abhängig von der Art der getätigten Arbeit gemacht wurde.[306] Vor allem Schwerarbeiter und beschäftigte in der Montanindustrie erhielten eine hohe Rationierung.[307]

In den Lagern der SBZ verbrachten die Ankömmlinge nach ihrer Ankunft eine vierzehntägige Quarantänezeit, in der sie eine medizinisch-ärztliche Untersuchung erwartete. Im Rahmen dieser Untersuchung wurde mittels Dichlordiphenyltrichlorethan (DDT) auch eine „Entlausung" durchgeführt. Außerdem wurden die Ankömmlinge auf ihre „Arbeitstauglichkeit" hin gemustert. Besonderes Interesse bestand dabei „arbeitsfähige" Männer festzustellen, die in den Bergwerken und Minen der SBZ oder zur Demontage der Industriebetriebe und Gleiswerke eingesetzt werden konnten. Auf Grundlage der in den Potsdamer Beschlüssen getroffenen Reparationsvereinbarungen hatte die SU schon bald nach Kriegsende die Demontage und die Überführung von Industriebetrieben und Gleiswerk forciert und benötigte hierzu Arbeitskräfte. Letztlich rekrutierten sich die hierfür herangezogenen Arbeiter nicht nur aus Kriegsgefangenen, sondern zu einem Großteil auch aus Freiwilligen aus der Heimat vertriebener Deutscher. Die Führung der SMAD hatte darüber hinaus im Juni 1947 beschlossen 34.000 Arbeitskräfte für den Einsatz im Uranerzabbau der Wismut AG zu mobilisieren.[308] In Sachsen, die Hauptaufnahmeregion für die aus Ungarn vertriebenen Deutschen, wurde hierzu in den Aufnahmelagern ein Verfahren zur „Prüfung der Bergbautauglichkeit" durchgeführt, das vom *Ministerium für Arbeit und Sozialfürsorge*

---

306 Siehe hierzu etwa Betr. Befehl Nr. 124 des Kommandantendienstes der SMA, in StA Pirna, Statistische Angaben über die Unterbringung von Umsiedlern und deren Unterstützung, 1946–1949, B IV–IV, 51, 82.

307 „Um alle Personen im arbeitsfähigen Alter (Männer von 14 bis 65 Jahren, Frauen von 15 bis 50 Jahren) zu erfassen, führte der Kontrollratsbefehl Nr. 3 vom 17. Januar 1946 eine Registrierpflicht ein. Unter anderem, um dieser Pflicht Nachdruck zu verleihen, lag bei den Arbeitsämtern die Zuständigkeit für die Lebensmittelzuteilung. Gegen die Gruppe derjenigen Arbeitslosen, die sich nicht beim Arbeitsamt als arbeitsfähig registrieren ließen, drohte Kontrollratsbefehl Nr. 3 den Entzug der Lebensmittelkarten an." Siehe Korzilius, Sven: „Asoziale" und „Parasiten" im Recht der SBZ/DDR. Randgruppen im Sozialismus zwischen Repression und Ausgrenzung, Arbeiten zur Geschichte des Rechts der DDR 4, Köln/Weimar/Wien 2005, 138. Siehe auch Gries, Rainer: Die Rationen-Gesellschaft. Versorgungskampf und Vergleichsmentalität. Leipzig, München und Köln nach dem Kriege, Münster 1991, 94.

308 Siehe hierzu das Kapitel „Die Eingliederung der Vertriebenen in den Arbeitsprozeß" in Wille, Manfred (Hg.): Die Vertriebenen in der SBZ/DDR. Massentransfer, Wohnen, Arbeit 1946—1949, Dokumente II, Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund 19/2, Wiesbaden 1999, 285–303, hier 301–302.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

ausgeschrieben worden war.[309] Laut eines Rundschreibens des *Amts für Wohnungs- und Siedlungswesen*s des Landkreises Pirna vom 4. Oktober 1948 war die Einweisung von Berg- und Minenarbeitern in Sachsen in den Kreisen und Gemeinden Aue, Annaberg, Auerbach, Dresden, Freiberg, Marienberg, Stollberg und Zwickau vorgesehen.[310] Viele Deutsche aus Ungarn wurden in diese Regionen zu Bergwerksarbeiten entsandt. Obwohl die Entsendung zum Bergbau nicht unter Zwang erfolgte und eine freiwillige Leistung war, stellte die Arbeitsaufnahme im Bergbau für die meist mittellosen Ankömmlinge häufig die einzige Möglichkeit der Überlebenssicherung dar, da es in den entsprechenden Entsendungs- und Einsatzgebieten kaum andere Verdienst- und Einkommensmöglichkeiten gab.[311] Zudem konnte die Verweigerung des Arbeitseinsatzes in den Bergwerken unter Umständen zum Entzug von Lebensmittelkarten und anderen öffentlichen Leistungen führen.[312] Dabei wurde die Delegierung zu Demontage- und Bergwerksarbeiten häufig willkürlich betrieben, unabhängig davon, ob die entsandten Arbeitskräfte tatsächlich für den Einsatz in den entsprechenden Arbeitsbereichen gesundheitlich, körperlich oder fachlich geeignet waren. Aufgrund der mangelnden Kapazitäten an Lagerplätzen und Wohnraum sowie aufgrund der schlechten lokalen Versorgungssituation versuchten die lokalen Umsiedlerämter schlichtweg „die Leute möglichst schnell loszuwerden“, wie es einer Beschwerde eines für die Aufnahme von

[309] Bei der „Prüfung auf Bergbautauglichkeit”, die in Sachsen in einem Erlass des Ministeriums für Arbeit und Sozialfürsorge geregelt war, wurden die Ankömmlinge auf folgende Punkte untersucht: „Größe und Körpergewicht“, „Augen“, „Nase“, „Ohren“, „Rachen und Gebiss“, „Lunge“, „Herz“, „Blutdruck bei über 40-Jährigen“, „Bauchorgane“, „Krankheiten der Leber“, „Nervensystem“, „Äußere Fehler und Gebrechen, wie Hautkrankheiten, Narben und Fisteln, Verkrümmungen“, „Plattfuß“, „Krampfadern“, „Urin“, „Geschlechtskrankheiten“. Siehe SächsHStA Dresden, 11377, Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 2645/3 (Erzbergbau. Zuweisungs- und Ausweisungsrichtlinien für die Auswahl der Fachkräfte), Erlass vom 10. Januar 1947.

[310] Rundschreiben, in StA Pirna, Statistische Angaben über die Unterbringung von Umsiedlern und deren Unterstützung, 1946–1949, B IV–IV, 51, 25.

[311] Vgl. Jahn, Manfred: Zur sächsischen Spezifik der Aufnahme von vertriebenen Deutschen 1945 bis 1949. Das Fallbeispiel Uranbergbau, in: Hoffmann, Dierk; Schwartz, Michael (Hrsg.): Geglückte Integration? Spezifika und Vergleichbarkeiten der Vertriebenen-Eingliederung in der SBZ/DDR, Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (Sondernummer), München 1999, 215–229. Außerdem Magvas, Emil: Ungarndeutsche im Uranerzbergbau in der DDR, in: Deutscher Kalender 2015, 297–300.

[312] Siehe dazu auch Hoffmann, Dierk: Aufbau und Krise der Planwirtschaft: die Arbeitskräftelenkung in der SBZ/DDR 1945 bis 1963, Veröffentlichungen zu SBZ-/DDR-Forschung im Institut für Zeitgeschichte, München 2002, 122; Vgl. außerdem Korzilius: „Asoziale“ und „Parasiten“ im Recht der SBZ/DDR 2005, 138.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Arbeitskräften verantwortlichen Kreisrates an die Umsiedlerbehörde in Pirna vom 25. Februar 1948 zu entnehmen ist.[313]

Auch wenn Berichte auf eine „einigermaßen funktionierende Versorgung und Selbstverwaltung" der Lager hinweisen,[314] ist davon auszugehen, dass die lokalen Behörden, die die Aufnahme, Versorgung der Vertriebenen und Umsiedler in den Lagern zu koordinieren hatten, dies vor große Probleme stellte.[315] Die Aufnahmelager in der SBZ stießen aufgrund der großen Zahl der Ankömmlinge an die Grenzen ihrer Kapazitäten. Zudem wurden die Behörden von übergeordneten Stellen oft nur unzureichend unterstützt. Häufig erreichten sie nur kurz vor dem eigentlichen Eintreffen neu ankommender Transporte die Information, dass sich diese nun um die Erstversorgung und Umquartierungen zu kümmern hatten. Und auch die eigentliche Zahl der Ankömmlinge war den aufnehmenden Behörden oft erst mit Ankunft der Transporte feststellbar. Die Aufnahme der Flüchtlinge und Vertriebenen zeichnete sich vor diesen Vorzeichen durch ein pragmatisches Vorgehen aus.

Bereits im Juli 1945 hatte die SMAD Länder- und Regionalverwaltungen eingerichtet. Kurz darauf wurde die *Deutsche Zentralverwaltung (DZV)* ins Leben gerufen, der die *Zentralverwaltung für deutsche Umsiedler* unterstellt wurde. Diese war zuständig für alle Fragen rund um die Aufnahme, Versorgung und die Unterbringung der Vertriebenen und Flüchtlinge in der SBZ.[316] Im Land Sachsen wurde durch den Beschluss des *Ministeriums*

---

313 Zu diesem Schluss kam der damalige Kreisrat zu Annaberg in einer Beschwerde an das Amt für Umsiedlerangelegenheiten in Pirna vom 25. Februar 1948. Immer wieder seien Umsiedler mit dem Auftrag der Arbeitsaufnahme im Bergbau nach Annaberg gekommen, die für eine Arbeitsaufnahme nicht geeignet waren: „Es kamen Leute hierher mit Furunkulose, Magengeschwüren, körperlicher Hinfälligkeit, mit Brüchen und anderen Leiden. Wir müssen es als eine Rücksichtslosigkeit bezeichnen, wenn diese Bedauernswerten Menschen nach jahrelanger Gefangenschaft und ohne Kontakt zu Angehörigen, wie chinesische Kulis mit der Eisenbahn verfrachtet und in der Gegend herumgeschickt werden." Siehe Brief der Zentralverwaltung deutscher Umsiedler an die Hauptverwaltung Arbeit und Sozialfürsorge Vo/Wi–803/–48 vom 5. Mai 1948, in SächsHStA, 11377, Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 2645 (Erzbergbau. Zuweisungs- und Ausweisungsrichtlinien für die Auswahl der Fachkräfte).

314 Siehe hierzu das einleitende Kapitel „Die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Sachsen 1945–1952" in: Thüsing, Andreas; Tischner, Wolfgang; Schrammek, Notker (Hrsg.): „Umsiedler" in Sachsen. Aufnahme und Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen 1945–52. Eine Quellensammlung, EKF-Wissenschaft, Zeitgeschichte II, Leipzig 2005, 9–38, hier 21.

315 Wille, Manfred (Hg.): Die Vertriebenen in der SBZ/DDR. Dokumente. Ankunft und Aufnahme 1945, Wiesbaden 1996, 11.

316 Die Zentralverwaltung für deutsche Umsiedler ging ab September 1948 in der Hauptabteilung Umsiedler in der Deutschen Verwaltung des Innern auf. Ihren Sitz hatte sie im sowjetischen Sektor Berlins. Siehe dazu Schneider, Dieter Marc: Zentralverwaltung für deutsche Umsiedler, in: Broszat,

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

für Arbeit und Sozialfürsorge am 25. Juni 1947 ein sogenannter *Landesumsiedlerausschuss* gegründet. Auf lokaler Ebene – in den Gemeinden und Orten selbst – wurden sogenannte *Ortsumsiedlerausschüsse* etabliert, die vielerlei Aufgaben im Bereich der Umsiedlerbetreuung übernahmen. In den Städten und Gemeinden wurden diese in die bestehenden *Wohnungausschüsse* integriert und gegebenenfalls um einige Mitglieder erweitert. Die *Ortsumsiedlerausschüsse* sollten auf Anordnung des *Ministeriums für Arbeit und Sozialfürsorge* anteilig – gemessen an der Zahl der Umsiedler im Ort – auch mit Umsiedlern besetzt werden und einmal im Monat zusammentreten. Hauptaufgaben der *Umsiedlerausschüsse* waren die Sicherstellung der Versorgung der Umsiedler sowie die Beschaffung von Wohnraum und die Koordinierung der Wohnungsvergabe.[317] Wie zahlreiche offizielle Berichte belegen, gestaltete sich diese Arbeit in vielerlei Hinsicht problematisch. Aufgrund der Kriegszerstörungen stand ohnehin nur wenig Wohnraum zu Verfügung. Die große Zahl von Flüchtlingen und Vertriebenen in den Aufnahmegebieten verschärfte die Wohnungssituation zusätzlich. In den unmittelbaren Jahren nach 1945 hielten sich gerade in den sowjetisch besetzten Gebieten viele Vertriebene auf. Aufgrund ihrer geographischen Lage war die Region zwischen 1945 und 1949 zu einer Art Durchgangsgebiet für Flüchtlinge, Vertriebene, Heimkehrer und DPs (displaced persons) aus dem gesamten mitteleuropäischen Raum geworden. Bis 1949 waren rund 4,3 Millionen Heimatvertriebene in die SBZ gekommen, von denen das Land Sachsen etwa eine Million Flüchtlinge und Vertriebene

Martin; Weber, Hermann (Hrsg.): SBZ-Handbuch: Staatliche Verwaltungen, Parteien, gesellschaftliche Organisationen und ihre Führungskräfte in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands 1945–1949, München 1993, 239–243.

317 Im Einzelnen kamen den auf Ortsebene agierenden Umsiedlerausschüssen folgende Aufgaben zu: „1.) Mithilfe bei Erfassung von Wohnräumen für Umsiedler, Heimkehrer und Zivilinternierte. 2.) Gegebenenfalls Kontrolle der den Umsiedlern, Heimkehrern und Zivilinternierten z. Verfügung gestellten Räume und deren Miete. 3.) Mithilfe bei Beschaffung von Arbeitsplätzen für Umsiedler, Heimkehrer und Zivilinternierte entsprechend den Fähigkeiten und dem fachlichen Können jedes Einzelnen. 4.) Überwachung der für die Umsiedler, Heimkehrer und Zivilinternierte zur Verfügung gestellten Mengen an Gebrauchsgütern (sic!) und Textilien. 5.) Einrichtung von Reparaturwerkstätten (Nähstuben, Schuhmacherreparaturstellen, Reparaturwerkstätten f. Möbel), zweckmäßig in Verbindung mit der Volkssolidarität. 6.) Erschließung neuer Erwerbszweige in Verbindung mit der Handwerkskammer, der Industrie- und Handelskammer. 7.) Aktives Einschalten in die Neuerstellung von Wohnräumen und Behelfswohnräumen und Zurverfügungstellung von Brachland. 8.) Überprüfung von Darlehen für Umsiedler. 9.) Kulturelle Betreuung der Umsiedler, die das Einleben in die neue Wohngemeinde erleichtert und fördert. 10.) Bearbeitung der eingereichten Beschwerden von Umsiedlern.“ Siehe hierzu Schreiben „Der Kreisrat des Landkreises Pirna, Amt für Umsiedler, an den Oberbürgermeister der Stadt Pirna“ vom 12. Dezember 1948, in StA Pirna, Statistische Angaben über die Unterbringung von Umsiedlern und deren Unterstützung, 1946–1949, B IV–IV, 51, 45.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

aufgenommen hatte.[318] Um mehr Unterbringungsmöglichkeiten zu schaffen, wurden in der SBZ deshalb verschiedene politische Maßnahmen umgesetzt. Bereits seit 1945 war eine umfassende Bodenreform durchgeführt worden. Beschlagnahmte Besitzstände und Landflächen wurden als sogenannte „Neubauernstellen“ teilweise auch an Umsiedler überschrieben.[319] Ein Großteil der Ankömmlinge aber wurde nicht im Zuge dieser Umverteilungsmaßnahmen, sondern im Rahmen von lokalen Wohnraumbeschaffungsprogrammen in Wohnraum eingewiesen. Die ansässige Bevölkerung wurde dabei von den lokalen Verwaltungen dazu angehalten, freien Wohnraum bei den Versorgungsämtern anzuzeigen. Als Folge der anhaltenden Engpässe kam es auch zu Zwangseinweisungen.[320] Dies sorgte vielerorts für Missstimmung, zumal viele der ansässigen Familien die Einquartierung von Vertriebenen in ihre Wohnungen, Häuser und Höfe oft mit allen Mitteln zu verhindern versuchten. Dies geht auch aus einem Rundschreiben der *Hauptabteilung Umsiedler der Landesregierung Sachsen* an die Kreis- und Ortsämter hervor, das im Oktober 1947 veröffentlicht worden war. Das Schreiben, das zu einer Zeit entstand, in der besonders viele Deutsche aus Ungarn in die SBZ gelangten, befasste sich unter anderem mit dem „Widerstand der Bevölkerung gegen Zuweisung von Umsiedlern“: „Leider ist feststellbar, daß ein Teil der ansässigen Bevölkerung sich gegen die Aufnahme von Umsiedlern wehrt, indem er nicht nur die Aufnahme der Umsiedler verweigert und sich deren zwangsweisen Einmietung mit Gewalt entgegensetzt, sondern auch die für Umsiedler bestimmten Räume vor Bezug ausleert.“[321] Die Wohnungseigentümer aber waren entsprechend einer Anordnung der

---

318 Rutsch: Die Vertreibung von Ungarndeutschen und ihre Integration in der SBZ 2008, 122.

319 Die Umsiedlerfrage war von zentraler Bedeutung für die politische Legitimation der Bodenreform. In erster Linie aber diente sie machtpolitischer Interessen. Die erhoffte Integrationswirkung wurde durch die Bodenreform letztlich nicht erzielt. Siehe insbesondere das Kapitel „Integration durch Bodenreform? Vertriebene, Agrarpolitik und ländliche Aufnahmegesellschaft in der SBZ/DDR“ in Schwartz, Michael: Vertriebene und „Umsiedlerpolitik“. Integrationskonflikte in den deutschen Nachkriegs-Gesellschaften und die Assimilationsstrategien in der SBZ/DDR 1945–1961, München 2004, hier 637 ff. Außerdem Wille: Die Vertriebenen in der SBZ/DDR II 1999, 289.

320 Rautenberg, Hans-Werner: Erfolge und Probleme bei der Eingliederung der deutschen Heimatvertriebenen in der frühen Nachkriegszeit, in: Dahm, Christoph; Tebarth, Hans-Jakob (Hrsg.): Die Staaten des östlichen Europa auf dem Weg in die europäische Integration. Analyse und Perspektiven, Bonn 1999, 9–31, hier 18.

321 Rundschreiben der Hauptabteilung Umsiedler der Landesregierung Sachsen an die Kreis- und Ortsämter, Oktober 1947, in StA Pirna, Statistische Angaben über die Unterbringung von Umsiedlern und deren Unterstützung, 1946–1949, B IV–IV, 51, 80.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

SMAD zur Aufnahme der Vertriebenen verpflichtet. Verweigerer wurden behördlich abgemahnt oder mit Geldstrafen belegt. Dieser Umstand erschwerte die Integration der Vertriebenen in den Aufnahmeregionen zusätzlich.

Die lokalen Umsiedlerämter waren auch für die Einquartierung der vertriebenen Deutschen aus Ungarn in die Gemeinden verantwortlich. Die betroffenen Familien und Einzelpersonen wurden nach Möglichkeit innerhalb weniger Wochen nach ihrer Ankunft in den Übergangslagern auf umliegende Gemeinden und Städte verteilt. Die aus Ungarn vertriebenen Deutschen gelangten im Zuge der Ansiedlungen – sofern diese nicht zum Einsatz in die Bergbauregionen vermittelt wurden – zumeist in Gemeinden in der näheren Umgebung von Dresden und der Stadt Pirna. Hier wurden sie in für die Ansiedlung geräumte Wohnungen bzw. in leerstehende Zimmer in den Häuser und Höfe ansässiger Familien eingewiesen.[322]

Die offiziellen Berichte lassen den Schluss zu, dass die Aufnahme, Versorgung und Unterbringung der großen Zahl von Flüchtlingen und Vertriebenen für die Besatzungsbehörden eine große Herausforderung darstellte. Gerade in der SBZ herrschte bedingt durch die Kriegszerstörungen, durch Wohnungsnot und Nahrungsmittelknappheit ein absoluter Versorgungsnotstand – dies insbesondere in den Wintermonaten der Jahre 1946/1947 und 1947/1948.[323] Den Umsiedlerämtern standen kaum Wohnraum und Lebensmittel zur Versorgung der Flüchtlinge zu Verfügung. Außerdem mangelte es an den existenziellsten Dingen des täglichen Bedarfs: an Mobiliar, Haushaltsgegenständen und Brennholz. In dem zuvor bereits zitierten Rundschreiben der Landesregierung Sachsen an die Kreisverwaltungsämter heißt es: „Von fast allen Kreisen des Landes werden Klagen über Mangel an dringendst notwendigen Bedarfsgegenständen erhoben. Viele Kreise und Gemeinden heben hervor, daß wegen Mangel an diesen Gegenständen die Aufnahme der Umsiedler fernerhin unmöglich sei“. Ein Stimmungsbild der Zeit liefert der weitere Text. Die Landesregierung beauftragte die Umsiedlerämter mit einem Feststellungsverfahren, auf dessen Grundlage die Situation

322 Vgl.: Rutsch: Rutsch: Die Vertreibung von Ungarndeutschen und ihre Integration in der sowjetisch besetzten Zone 2008.

323 Siehe das Kapitel „Armut als Massenphänomen in der SBZ“ in Boldorf, Marcel: Sozialfürsorge in der SBZ/DDR 1945–1953. Ursachen, Ausmaß und Bewältigung der Nachkriegsarmut, Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 134, Stuttgart 1998, 9ff.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

der Vertriebenen dokumentiert werden sollte. Allein der zu diesem Zwecke ausgestellte Fragekatalog lässt erahnen, wie es um die Lebensumstände der Vertriebenen in den Aufnahmegebieten stand: „1.) Wieviele Umsiedler nächtigen auf dem Fußboden ohne jede Unterlage, auch ohne Streu? 2.) Wieviele Umsiedler nächtigen auf dem Fußboden mit Streu-Unterlage, jedoch ohne Strohsack? 3.) Wieviele Umsiedler nächtigen auf dem Fußboden, jedoch mit Streu im Strohsack? 4.) Wieviele Familien sind ohne Schrank? 5.) Wieviele Familien sind ohne Tisch? 6.) Wieviele unbenutzte Betten, Schränke, Tische, Stühle stehen auf Böden, in Kellern, Speichern oder sonstigen Abstellräumen?“[324] Die Vertriebenen hatten an der allgegenwärtigen Mittellosigkeit besonders zu leiden, da sie nicht auf vorhandene Strukturen und Netzwerke zurückgreifen konnten.

4.7. Konzepte der Aufnahme und die Frage der Heimkehr

Die grundsätzlichen ideologischen Konzepte der Aufnahme und Eingliederung der heimatvertriebenen Deutschen wichen in den Besatzungsregimen zunächst kaum voneinander ab. Sowohl die amerikanische und britische als auch die sowjetische Besatzungsmacht gingen von Beginn an davon aus, dass die Vertriebenen und Umsiedler dem staatlichen und wirtschaftlichen Wiederaufbau nicht im Wege stehen und dementsprechend auch keinen politischen oder sozialen Sonderstatus im Umfeld der Aufnahmeregime einnehmen dürften.[325] Der politische Umgang mit den Vertriebenen zielte dieser Annahme folgend auf das „organische Aufgehen“, auf die Verschmelzung und Assimilierung der Vertriebenen mit der bestehenden Mehrheitsgesellschaft, ab.[326] Die Eingliederung war dieser Annahme folgend auf einen dauerhaften Verbleib der Ankömmlinge in der „neuen Heimat“ ausgelegt. Gleichzeitig wurde die Möglichkeit

[324] Rundschreiben der Hauptabteilung Umsiedler der Landesregierung Sachsen an die Kreis- und Ortsämter, Oktober 1947, in StA Pirna, Statistische Angaben über die Unterbringung von Umsiedlern und deren Unterstützung, 1946–1949, B IV–IV, 51, 80.

[325] In der französischen Besatzungszone wurden zunächst kaum Flüchtlinge aufgenommen. Siehe dazu Kühne, Andreas: Entstehung, Aufbau und Funktion der Flüchtlingsverwaltung in Württemberg-Hohenzollern 1945–1952. Flüchtlingspolitik im Spannungsfeld deutscher und französischer Interessen, Sigmaringen 1999, 29 ff.

[326] „Die Eingliederung der Flüchtlinge soll ihr organisches Aufgehen in der einheimischen Bevölkerung gewährleisten“, heißt es etwa im Bayerischen Flüchtlingsgesetz (BayFlüchtlG), Gesetz Nr. 59 über die Aufnahme und Eingliederung deutscher Flüchtlinge (Flüchtlingsgesetz) vom 19. Februar 1947.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

einer Rückkehr in die „alte Heimat“ ausgeschlossen.[327] Diese politische Strategie hatte mehrere Gründe. Offensichtlich war, dass die Billigung der Heimkehr eigentumsrechtliche Fragen in den Herkunftsländern aufgeworfen hätte. Immobiler Besitzstand war vielerorts längst konfisziert, verstaatlicht, umgeschrieben oder neu verteilt worden. Die Billigung von vermögensbezogenen Rückgabeforderungen hätte vielerlei eigentumsrechtliche Differenzen und in der Konsequenz auch zwischenstaatliche politische Zerwürfnisse provoziert. Hinzu kam, dass die alliierten Mächte die durch das Potsdamer Abkommen geschaffene Grenzsituation in Ost- und Mitteleuropa – insbesondere die Einigung auf die Oder-Neiße-Grenze – nicht in Frage stellen wollten. Durch Beibehaltung des im Rahmen der Verhandlungen geschaffenen *status quo* sollte eine stabile Nachkriegsentwicklung sichergestellt werden. Die Billigung der Vertriebenen-Heimkehr hätte die verhandelten Grenzfragen erneut zur Diskussion gestellt, da der Diskurs um ein „Recht auf Heimat“ oder um ein „Recht auf Rückkehr in die Heimat“ seitens der Vertriebenen in der Regel nicht nur mit dem individuellen-eigentumsrechtlichen Anspruch auf Rückgabe des vormaligen Besitzes und der Möglichkeit der Rücksiedlung in die Herkunftsregionen verbunden wurde, sondern auch mit der politisch-territorialen Frage der Grenzziehungen. Die Forderung der Wiederherstellung der Grenzsituation von 1937 wurde von vielen aus ihrer Heimat vertriebenen Deutschen als unumgänglich betrachtet, um ein „Recht auf Heimat“ bzw. die Heimkehr zu erwirken.[328] Nicht zuletzt die Tatsache, dass die vollzogenen Bevölkerungstransfers von den Alliierten als Mittel zum Zweck der ethnischen Entmischung und der Vorbeugung künftiger ethnischer Konflikte in den Ausgangsregionen betrachtet wurden und diese durch die Übereinkunft der Alliierten im Potsdamer Abkommen völkerrechtlich bereits legitimiert worden waren, verhinderte eine politische Diskussion um die Rückkehr. Sowohl die amerikanische als auch die

[327] Schraut, Sylvia: Zwischen Assimilationsdiktat und Fürsorgeverpflichtung. Die amerikanische Besatzungsmacht und die Flüchtlinge, in: Beer, Mathias (Hg.): Zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen im deutschen Südwesten nach 1945. Ergebnisse der Tagung vom 11. und 12. November 1993 in Tübingen, Sigmaringen 1994, 77–93, hier 81. Benz, Wolfgang: Fremde in der Heimat. Flucht – Vertreibung – Integration, in: Bade, Klaus (Hg.): Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart, München 1993, 374–386, hier 382.

[328] Böke, Karin: Flüchtlinge und Vertriebene zwischen dem Recht auf die alte Heimat und der Eingliederung in die neue Heimat. Leitvokabeln der Flüchtlingspolitik, in: Liedtke, Frank; Böke, Karin; Wengeler, Martin (Hrsg.): Politische Leitvokabeln in der Adenauer-Ära, Berlin/New York 1996, 131–210, hier 184 ff.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

sowjetische und britische Führung hatte in der Potsdamer Konferenz im August 1945 für die „ordnungsgemäße“ Durchführung von Umsiedlungsaktionen gestimmt. Die Vertreibungen waren aus Sicht der Besatzer auch vor diesem Hintergrund als endgültige ethnopolitische Maßnahme zu begreifen.[329] Der künftige Umgang mit den Heimatvertriebenen und Umsiedlern musste sich folglich zwangsläufig an dem Konzept der Assimilation orientieren.[330]

Diese politische Programmatik zeichnete sich in verschiedenen Bereichen des öffentlichen Lebens ab, so etwa in der Sprachpolitik. In allen Besatzungszonen wurde der Begriff „Flüchtling“ schon bald nach Beginn der Besatzung vermieden, um jedwede Erinnerung an die Herkunftsgebiete der Vertriebenen zu unterdrücken und die Unumkehrbarkeit der Vertreibungen zu unterstreichen. In der britischen bzw. in der amerikanischen Zone wurden nach Möglichkeit Bezeichnungen wie „immigrants“ (Einwanderer) oder „new citizens“ (Neubürger) verwendet.[331] In der SBZ wurden Ausgesiedelte und Vertriebene auf Anordnung der SMAD bereits seit 1945 als „Umsiedler“, seltener als „Neubürger“, bezeichnet. Durch diese Umschreibung sollte nicht nur die Ordnungsmäßigkeit der Vertreibungen angedeutet werden, sondern sogleich auch eine öffentliche Diskussion um Schuld und Täterschaft der SU und der Roten Armee an den Vertreibungen von Grund auf verhindert werden.[332]

Die politische Zielsetzung der unbedingten Assimilation entwickelte sich in den Besatzungsregimen aber schon bald in unterschiedliche Richtungen. Während die westlichen Besatzungsmächte in der Frage des politischen Umgangs mit den aus ihrer Heimat vertriebenen Deutschen zunehmend Zugeständnisse machten, indem ein offener Diskurs über „Flucht und Vertreibung“ zugelassen und die Politik einer unbedingten

[329] Beer, Mathias: Deutsche aus Ungarn in West- und Ostdeutschland. Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen unter den Bedingungen unterschiedlicher Gesellschaftssysteme, in: Seewann, Gerhard (Hg.): Migrationen und ihre Auswirkungen. Das Beispiel Ungarn 1918–1995, München 1997, 127–146, hier 131. Und Beer: „die helfte hir und tie helfte zuhause“ 2004, 37–69.

[330] Beer: Flucht und Vertreibung der Deutschen 2011, 103. Ders.: Deutsche aus Ungarn in West- und Ostdeutschland 1997, 134. Siehe auch Thüsing; Tischner; Schrammek: „Umsiedler in Sachsen“ 2005, 24.

[331] Schwartz: Vertriebene und „Umsiedlerpolitik“ 2004, 102.

[332] Siehe dazu Rutsch: Die Vertreibung von Ungarndeutschen und ihre Integration in der sowjetisch besetzten Zone 2008, 126. Ther, Philipp: Deutsche und polnische Vertriebene. Gesellschaft und Vertriebenenpolitik in der SBZ/DDR und in Polen 1945–1956, Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 127, Göttingen 1998, 91.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Assimilation fallengelassen wurde, verfolgten die Besatzer der sowjetischen Zone diese Politik weiter. Dies wird insbesondere am politischen Umgang mit Vertriebenenorganisationen deutlich. Zwar war das sogenannte „Koalitionsverbot", das Heimatvertriebenen und Umsiedlern jede Form des politisch motivierten Zusammenschlusses untersagte, 1945 in allen Besatzungsregimen durchgesetzt worden.[333] In den westlichen Besatzungszonen aber begann sich das „Koalitionsverbot" schon bald zu lockern. Ab 1948 konnten in der amerikanischen und britischen Zone Landsmannschaften und Heimatbewegungen gegründet werden. 1949 wurde in der neu formierten BRD gar ein *Bundesministerium für Vertriebene* ins Leben gerufen.[334] In der SBZ und der späteren DDR hingegen wurde das Koalitionsverbot beibehalten und zusehends weiter verschärft.[335] Jede Form der Vertriebenenorganisation wurde als staatsfeindlich, profaschistisch und revanchistisch eingestuft.[336] 1950 wurde von der *Deutschen Volkspolizei* (DVP) ausdrücklich festgelegt, dass das Bestehen von Vertriebenenorganisationen, Landsmannschaften sowie Heimatvereinen innerhalb der DDR verboten sei und dass „alle Angriffe gegen die Oder-Neiße-Grenze" Verbrechen

[333] Kossert, Andreas: Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945, München 2008, 88.

[334] In Westdeutschland organisierten sich verschiedene politische Interessenvertretungen von aus der SBZ und der DDR geflohenen Vertriebenen. Siehe dazu Amos, Heike: Vertriebenenverbände im Fadenkreuz. Aktivitäten der DDR-Staatssicherheit 1949 bis 1989, Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (Sondernummer), Berlin 2011, 227.

[335] Beer: Deutsche aus Ungarn in West- und Ostdeutschland 1997, 131. Ther: Deutsche und polnische Vertriebene 1998, 140. Vgl. außerdem Schraut, Sylvia: Die westlichen Besatzungsmächte und die deutschen Flüchtlinge, in: Hoffmann, Dierk; Schwartz, Michael (Hrsg.): Geglückte Integration? Spezifika und Vergleichbarkeiten der Vertriebenen-Eingliederung in der SBZ/DDR, Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (Sondernummer), München 1999, 33–46.

[336] Rutsch: Die Vertreibung von Ungarndeutschen und ihre Integration in der sowjetisch besetzten Zone 2008, 123. Grund für diesen Kurs war auch, dass die sowjetischen Besatzer ihre „Bedeutung bei der Befreiung vom „Hitler-Faschismus" nicht schmälern wollten. Durch eventuelle Anschuldigungen der Vertriebenen über die Umstände der Aussiedlung und die Gräueltaten der Roten Armee in ihren Heimatländern wäre die sowjetische Führung in Erklärungsnotstand geraten. Siehe dazu von Plato, Alexander; Meinicke, Wolfgang: Alte Heimat, neue Zeit. Flüchtlinge, Umgesiedelte, Vertriebene in der Sowjetischen Besatzungszone und in der DDR, Berlin 1991, 254–255. Vgl. auch Wille, Manfred: SED und „Umsiedler" – Vertriebenenpolitik der Einheitspartei im ersten Nachkriegsjahrzehnt, in: Hoffmann, Dierk; Schwartz, Michael (Hrsg.): Geglückte Integration? Spezifika und Vergleichbarkeiten der Vertriebenen-Eingliederung in der SBZ/DDR, Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (Sondernummer), München 1999, 91–104.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

seien, die „gegen § 6 der Verfassung der DDR“, also gegen die Gleichberechtigung der Bürger, „verstoßen“ würden.[337]

Auch in der Sprachpolitik zeichneten sich diese konzeptionell unterschiedlichen Entwicklungen ab. In amtlichen Stellungnahmen britischer und amerikanischer Besatzungsbehörden wurde wie bereits angedeutet zusehends die Unterscheidung zwischen „refugees“ und „expelles“ getroffen, zwischen „Flüchtlingen“ und „Vertriebenen“ also. Diese Bezeichnungen, die auf die Opfersituation der Betroffenen hinweisen, waren durch die Vertriebenen selbst im westdeutschen Diskurs durchgesetzt worden. In der SBZ hingegen war seit spätestens 1948 die Verwendung der Bezeichnung „Umsiedler“ nicht weiter erlaubt; stattdessen musste von „ehemaligen Umsiedlern“ gesprochen werden. Dies entsprach der politischen Auffassung der zu diesem Zeitpunkt bereits weitgehend etablierten SED (Sozialistische Einheitspartei Deutschlands), wonach die Vertriebenenfrage gelöst sei und es aufgrund gelungener Integrationsbemühungen in der SBZ/DDR keine Umsiedlerproblematik mehr gebe.[338] Diese ideologischen Annahmen wurden von den Verwaltungsbehörden der SBZ auch propagandistisch eingesetzt, so etwa in der Informationsbroschüre „'Das Tor zur neuen Heimat.' Zwei Jahre Arbeit des Umsiedleramtes Leipzig“, die im Dezember 1947 veröffentlicht wurde. In der Broschüre, in der das Umsiedleramt der Stadt Leipzig Rechenschaft über seine Tätigkeiten ablieferte und Statistiken über Verbrauch, Konsum, Versorgung der Umsiedler veröffentlichte, ist vermerkt, dass man glaube „den Prozess der Umsiedlung seinem Ende entgegenführen zu können“. Außerdem heißt es: „Dass es uns gelungen ist, nach zweijähriger Arbeit eine der schwersten Aufgaben zu lösen, erfüllt alle Beteiligten mit großer Freude und Genugtuung“.[339] Die Eingliederung der „Umsiedler“ galt in der SBZ seit 1947/1948 somit als weitgehend abgeschlossen; die „Umsiedlerfrage“ sollte dem Wiederaufbau unter sozialistischen Vorzeichen nicht im

[337] Siehe Kawakita, Atsuko: Die Vertriebenenfrage und das Geschichtsbewusstsein der Deutschen. Die Kulturförderungspolitik für die Vertriebenen in der Bundesrepublik der fünfziger Jahre, in: European Studies 2/2002, 12–29, hier 14.

[338] Siehe auch Kawakita: Vertriebenenfrage 2002, 14.

[339] Broschüre: „Das Tor zur neuen Heimat“, in SächsHStA, 11377, Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 2227, Dok. 136, 16.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Wege stehen.[340] Diese ideologische Konzeption wurde auch in der 1949 gegründeten DDR übernommen.[341]

4.8. Heimkehr als Sehnsuchtsmotiv

In der Situation des erzwungenen Exils war die Hoffnung auf Heimkehr und auf Rücksiedlung in die Herkunftsregionen ein zentrales Sehnsuchtsmotiv vieler Vertriebener, zumal diese sich von den Entwicklungen in der „neuen Heimat“ – unabhängig davon, ob sie in die westlichen Besatzungszonen oder in die SBZ gelangt waren – nur wenig versprachen.[342] Wie im Vorangegangenen ausgeführt, war eine Rücksiedlung der Vertriebenen in ihre jeweiligen Heimatländer in der von den Besatzern forcierten Assimilationspolitik aber nicht vorgesehen. Dennoch äußerten die aus ihrer Heimat vertriebenen Deutschen öffentlich immer wieder ihren Wunsch auf Heimkehr. In den Quellen lassen sich hierzu zahlreiche Beispiele finden. Nicht nur aus Briefen, die Heimkehrwillige an die entsprechenden Versorgungs- und Verwaltungsämter, an die ungarische Mission oder an kirchliche Trägervereine schickten, um die Heimkehr zu erwirken, sondern auch aus zahlreichen offiziellen Stellungnahmen der Verwaltungsbehörden geht hervor, dass in den unmittelbaren Jahren nach dem Krieg viele Vertriebene nicht auf einen dauerhaften Verbleib in den Aufnahmeregionen setzten. Schon kurz nach ihrer Ankunft in den Quarantänelagern äußerten die heimatvertriebenen Deutschen aus Ungarn gegenüber den Lagerleitungen den Wunsch, wieder nach Ungarn zurückkehren zu wollen. Auf einen dauerhaften Aufenthalt in der SBZ richteten sich die Betroffenen zunächst nicht ein, wie etwa aus einem Auszug eines „politischen Berichts” der Lagerleitung des Durchgangslagers Pirna über Transport Nr. 4803 vom 27. Januar 1948 hervorgeht: „Die Wunscherklärung der Umsiedler wäre, in Kürze nach ihrer Heimat, und zwar nach Ungarn, wieder zurückzukehren, da sie sich hier, sei es in der russischen sowie amerikanischen Zone, nicht viel versprechen. Vorteilhaft aber wäre es

[340] Thüsing; Tischner; Schrammek: „Umsiedler“ in Sachsen 2005, 24.

[341] Beer: Deutsche aus Ungarn in West- und Ostdeutschland 1997, 127–146, insbesondere 135; Kawakita: Vertriebenenfrage 2002, 13.

[342] Vgl. Agazzi; Schütz (Hrsg.): Heimkehr 2010.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

in der amerikanischen Zone angesiedelt zu werden.[343] Auch beim Eintreffen der sogenannten Repatriierungskommissionen in den Lagern äußerten Vertriebene aus Ungarn ihren Wunsch auf Heimkehr gegenüber der Lagerleitung. Diese Kommissionen waren von der SMAD eingesetzt worden, um die aus den baltischen Staaten, Rumänien, Weißrussland und der Ukraine von den Nationalsozialisten verschleppten Zwangsarbeiter wieder in ihre Heimatländer zu überführen.[344] In den Kriegswirren waren viele von ihnen in den selben Lagern interniert, in denen auch die Vertriebenen aus Ungarn einquartiert waren. Während sich die DP's berechtigte Hoffnung auf Heimkehr machen konnten, war für die aus Ungarn und anderen Regionen Mittel- und Osteuropas vertriebenen Deutschen eine Heimkehr strukturell ausgeschlossen. Dass das Eintreffen der Repatriierungskommissionen auch unter den ungarndeutschen Vertriebenen große Hoffnung auf Heimkehr schürte, war auch den SBZ-Behörden nicht entgangen. Aus dem Quartalsberichts der Abteilung „Einbürgerung“ des *Ministeriums des Innern der Landesregierung Sachsen* vom 6. April 1949 geht hervor: „Das Eintreffen der rumänischen Repatriierungskommission hat unter den rumänischen Staatsangehörigen große Freude ausgelöst. Sie haben nun die Hoffnung, in Kürze zu ihren Angehörigen zurückkehren zu können. Die Stimmung der Ungarn ist dadurch voll neuer Hoffnung, denn auch die zu Unrecht ausgesiedelten Ungarn wollen wieder in ihre Heimat zurück.“[345] Im Alltag der kommunalen Verwaltung war die Frage der Heimkehr in den Jahren nach 1945 täglich präsent, zumal der Aufenthalt in den Aufnahmegebieten von den Betroffenen häufig als nur vorläufig betrachtet wurde. Eine baldige Rückkehr in die Heimat schien vielen Vertriebenen zu diesem Zeitpunkt noch möglich. In einem Bericht über die „bisherige Tätigkeit des Umsiedleramtes beim Stadtrat Pirna“, der aufgrund seiner archivalischen Einordnung in den Sommer 1947 datiert werden kann, heißt es: „Der tägliche Umgang mit den Neubürgern, die mit den verschiedenartigsten Anträgen

[343] „Politischer Bericht“ der Lagerleitung Pirna über Transport 4803, SächsHStA, Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 2286, gedruckt in Wille (Hg.): Die Vertriebenen in der SBZ/DDR II 1999, 144.

[344] Zum Komplex Repatriierung siehe Castecker, Frank: „Displaced Persons“ (Dps) in Europa seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, in: Bade, Klaus; Emmer, Pieter; Lucassen, Leo; Oltmer, Jochen (Hrsg.): Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Paderborn 2007, 529–535.

[345] Quartalsbericht I. 1949, Dresden, 6. April 1949, in SächsHStA, 11377, Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 2975 (Evakuierte, Umsiedler, Vermisste, Interzonenpassangelegenheiten, Presse- und Rundfunkmeldungen), Abteilung Einbürgerung, AZ: VI 56a.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

an das Umsiedleramt herantreten und dabei meistens das Bedürfnis haben ihr Herz auszuschütten, vermitteln dem Sachbearbeiter ein ziemlich getreues Stimmungsbild der von Haus und Hof Vertriebenen. Darnach muss festgestellt werden, sich die Masse der Neubürger, abgesehen von einigen wenigen Ausnahmen, mit ihrem Schicksal abgefunden hat und bestrebt ist, sich hier eine neue Heimat zu schaffen. Trotz alledem hofft aber ein Großteil der aus den Ostgebieten Ausgesiedelten, daß bei der kommenden Regelung der Ostgrenze doch noch eine für Deutschland günstigere Position erreicht werden kann und dadurch ihre Rückkehr in ehemalige Heimat ermöglicht wird."[346]

Die Verwaltungsbehörden aber hatten den Betroffenen zu vermitteln, dass ihr Aufenthalt in den Aufnahmeregimen auf Dauer angelegt ist. Dies zu vermitteln, stellte die lokalen Ämter und Behörden offenbar immer wieder für Schwierigkeiten. Wie ein Sachbearbeiter des Umsiedleramtes Pirna bei einer Ausschusssitzung aus der Praxis der Aufnahme und Anmeldung der Umsiedler bei den lokalen Behörden berichtete, hätten im Alltag der Verwaltung Angaben zu Wohn- und Aufenthaltsort immer wieder für Diskussionen gesorgt. Offizielle Vermerke, wie „2. Wohnsitz" oder „Aufenthaltsgenehmigung bis auf weiteres", hätten bei den Ankömmlingen „falsche Vorstellungen" geweckt, denn die „Neubürger nehmen an, daß ihr Aufenthalt nur befristet ist und ihr früherer Wohnort nach wie vor 1. Wohnsitz, in den sie zur gegebenen Zeit zurückkönnen, bleibt. Um bei Sudeten-Deutschen, Schlesiern usw. keine unberechtigte Hoffnung auf Rückkehr in die Heimat zu erwecken, erachtet es der Sprecher für erforderlich, Abhilfe zu schaffen."[347]

Aufgrund ihres Wunsches in die Herkunftsregionen zurückzukehren, waren viele der SBZ-Vertriebenen Deutschen aus Ungarn deshalb zunächst auch nicht an einer politischen Integration in der SBZ interessiert. Dies wird an dem Beispiel eines Volksbegehrens zur Einheit Deutschlands deutlich, das in der „Grauen Kaserne" in Pirna in den Monaten Mai und Juni 1948 durchgeführt wurde. Zu diesem Zeitpunkt hielten sich viele aus Ungarn ausgesiedelte Deutsche im Durchgangslager Pirna auf. An dem Volksbegehren beteiligten sich lediglich 4,2 Prozent der 3509 stimmberechtigten Lagerinsassen. Die Verweigerer begründeten in einem offenen Schreiben an die

[346] Bericht über die bisherige Tätigkeit des Umsiedleramtes beim Stadtrat Pirna (ohne zeitliche Angabe), StA Pirna, Statistische Angaben über die Unterbringung von Umsiedlern und deren Unterstützung, 1946–1949, B IV–IV, 51, 95.

[347] Protokoll der Ausschusssitzung vom 30. Mai 1947, StA Pirna, B IV–II, 61, 97–103, hier 102.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Lagerleitung ihre Ablehnung damit, dass „sie bereits einmal während der faschistischen Zeit durch eine Unterschriftenleistung und unter der Vorspielung falscher Tatsachen schwer geschädigt“ worden seien.[348] Es ist davon auszugehen, dass hiermit die Beitrittserklärung zum VDU bzw. die Angaben zu Nationalität und Muttersprache bei dem 1941 durchgeführten Zensus gemeint waren. Insbesondere die Zensusdaten waren von den Aussiedlungskommissionen als Grundlage der Aussiedlungslisten herangezogen worden. Laut des Schreibens waren die Lagerinsassen außerdem der Meinung, dass sie „absolut nicht hierherkommen wollten und sich als Ungarn fühlen, somit also an einer Einheit nicht interessiert sind.“[349] Die öffentliche Äußerung des Rückkehrwunsches konnte Heimkehrwillige im Umfeld der SBZ unter Umständen unter Revanchismusverdacht bringen. Deutlich wird dies aus einem Schreiben des Stadtrats Pirna an das Amt für Umsiedler beim Kreisrat des Landkreises Pirna vom 22. September 1947. Auf Aufforderung des Kreisrates berichtete der Stadtrat in dem Schreiben von der Situation der Umsiedler in der Gemeinde und nahm Stellung zu verschiedenen Fragen rund um die Versorgungslage und die Bedingungen der Aufnahme der Umsiedler in Pirna. In dem Schreiben wurden die von Seiten der Vertriebenen vorgebrachten Forderungen nach Rückkehr – im Sinne der SED-Propaganda – als faschistische Hetze kategorisiert. Auf die Frage, inwiefern „profaschistische Propaganda“ unter den Umsiedlern verbreitet sei, erwiderte der Stadtrat unter Punkt 6 des Antwortschreibens: „Als profaschistische Propaganda kann man wohl die Gerüchtemachung über eine evtl. Rückkehr der Neubürger in ihre Heimat bezeichnen.“[350]

In den westlichen Besatzungszonen konnte der Rückkehrwunsch seit Lockerung des „Koalitionsverbotes“ offen geäußert werden. Vor allem die sich in der *Trizone* seit 1947 etablierenden Landmannschaften und Heimatbewegungen artikulierten in öffentlichen Stellungnahmen Forderungen nach einem „Recht auf Heimat“.[351] In den Reihen der aus Ungarn vertriebenen Deutschen tat sich in dieser Frage der ungarndeutsche

[348] Beer: „die helfte hir und tie helfte zuhause“ 2004, 56–57.

[349] Ebd., 56–57.

[350] Betr. Befehl Nr.124 des Kommandantendienstes der SMA, in: StA Pirna, Statistische Angaben über die Unterbringung von Umsiedlern und deren Unterstützung, 1946–1949, B IV–IV, 51, 82 und B IV–II, 62, 454.

[351] Ihren Höhepunkt fand dies in der Verkündigung eines „Rechts auf Heimat“ in der Charta der deutschen Heimatvertriebenen in Stuttgart/ Bad Cannstadt im August 1950.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Heimatverband „hüssegel a hazért“ („In Treue zur Heimat“) mit radikalen Forderungen hervor. In einer Rede des Vorsitzenden vom 1. Januar 1949 zeigt sich die Programmatik der Organisation: „Unsere Ziele sind die Befreiung unseres Vaterlandes und daß wir unsere Heimkehr erkämpfen, nicht aber, daß wir als gebrandmarkte Heimatlose in der großen Welt herumirren.“[352] In den westlichen Besatzungszonen erschienen darüber hinaus zahlreiche Heimatzeitungen und Informationsblätter, in denen die Forderung nach Heimkehr öffentlich geäußert wurde.[353] Die seit Januar 1947 in Stuttgart erschienene ungarndeutsche Heimatzeitschrift „Unsere Post“, als eine der bedeutendsten ungarndeutschen Mitteilungsblätter in den westlichen Zonen und der BRD, setzte sich mit dieser Frage wiederholt auseinander, so etwa in der Neujahrausgabe 1950 in dem einleitenden Artikel „Mit neuen Hoffnungen ins Neue Jahr“. Der Artikel wurde von Ludwig Leber, damaliger Leiter der ungarischen Abteilung des Caritasverbandes und später Gründungsmitglied und Vorsitzender der 1949 gegründeten Landsmannschaft der Deutschen aus Ungarn, verfasst.[354] In dem Artikel heißt es: „Das Recht auf unsere Heimat ist und bleibt unser innigster Neujahrswunsch, solange bis er in Erfüllung geht.“[355] Wenngleich die Hoffnung auf Rückkehr weiter bestand hatte, erkannten viele Ungarndeutsche, dass die Rückkehr nach Ungarn weder realistisch, noch wünschenswert war. Dieses Stimmungsbild wird in einer Ausgabe von „Unsere Post“ aus dem Jahr 1950 deutlich. Die Lebenssituation in Ungarn sei sehr schlecht und die deutsche Minderheit strukturell diskriminiert und an den Rand gedrängt, so dass sich „seit Jahr und Tag Tausende von daheim-verbliebenen Landsleuten mit allen Mitteln, zu ihren Angehörigen

[352] Zit. n. Füzes: Etwas blieb daheim in Ungarn 1999, 120.

[353] Beer: „die helfte hir und tie helfte zuhause“ 2004, 62.

[354] Leber setzte sich in seiner Funktion als Vorsitzender des Caritasverbandes immer wieder mit der Frage der Heimkehr auseinander und reichte diesbezüglich zahlreiche Anfragen bei den ungarischen Auslandsbehörden ein. Dies geht etwa aus einem Briefwechsel zwischen Leber und Josef Hajdu, dem außerordentlichen Gesandten Ungarns an der ungarischen Mission in Berlin vom 21. März 1950 hervor. Hajdu antwortete auf eine Anfrage Lebers bezüglich der kursierenden Gerüchte, dass eine Rücksiedlung möglich werde: „Auf ihr Schreiben vom 4.d.M. teilen wir Ihnen mit, dass die Gerüchte bezüglich der Rücksiedlung der aus Ungarn ausgesiedelten Personen deutscher Muttersprache nicht der Wahrheit entsprechen. Weder die ungarische Regierung noch die Ungarische Diplomatische Mission in Berlin haben in diesem Sinn eine Verlautbarung erlassen bezw. eine Verfügung getroffen. Alle Personen, die im Laufe der Aussiedlung das Gebiet Ungarns verlassen haben, haben die ungarische Staatsbürgerschaft verloren und daher ist auch ihre Rückkehr nicht möglich.“ Siehe BayHStA, 61572, Briefwechsel Hajdu/Leber, 21. März 1950.

[355] Leber, Ludwig: Mit neuen Hoffnungen ins Neue Jahr, in: Unsere Post, Mitteilungen für die Heimatverriebenen aus Ungarn, 5. Jahr, Nr. 1, Stuttgart, 1. Januar 1950, 1.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

nach Deutschland zu kommen“. Die Frage, die sich Heimkehrwillige stellen müssten sei nicht ob eine Heimkehr möglich, sondern vielmehr, ob diese ratsam sei. Mit Blick auf die im Frühjahr 1950 veröffentlichte Amnestiegesetz, das die Wiederanerkennung ungarischer Staatsbürgerschaften ermöglichte, schrieb „Unsere Post“: „Für die überwiegende Mehrheit derselben (für die heimatvertriebenen Deutschen) war nicht so sehr die Frage ausschlaggebend, ob die Nachrichten über eine Rückkehrmöglichkeit den Tatsachen entsprechen oder nicht, als vielmehr die klare Erkenntnis, daß unter den gegebenen Verhältnissen jeder vernünftige Mensch eine Rückkehr ablehnen muß, wenn er hierfür nicht einen ganz besonders zwingenden familiären Grund hat.“[356] Die Möglichkeit der Heimkehr schien schon mit Gründung der deutschen Staaten und der zunehmenden politischen Etablierung Ungarns kaum mehr als machbare Option. Die politische-ideologische Blockbildung zwischen Ost und West verschärfte diese Situation. Die Rückkehr blieb so „allenfalls als vage Hoffnung der Individuen bzw. als radikalutopische Forderung der Vertriebenenverbände virulent“, wie Andrea Schmelz herausstellt.[357]

4.9. Möglichkeiten der Heimkehr bis 1949

Die Möglichkeit der Rückkehr nach Ungarn war in den unmittelbaren Jahren nach 1945 politisch ausgeschlossen und durch die rigide Grenzpolitik der Besatzungsmächte Deutschlands, Österreichs und Ungarns stark eingeschränkt. Um Kontrolle über die Flüchtlinge und Heimkehrwilligen zu bekommen, hatten die Besatzungsbehörden der westlichen Besatzungszonen und der SBZ bereits kurz nach Beginn der Besatzung ein generelles Wanderungsverbot verhängt.[358] Seit dem 30. Juni 1946 waren die Grenzen zwischen den Besatzungszonen – diese wurden nunmehr als Demarkationslinien bezeichnet – gesperrt. Die Grenzüberwachung wurde von den jeweiligen

[356] Unsere Post, Mitteilungen für die Heimatverriebenen aus Ungarn, 5. Jahr, Nr. 8, Stuttgart, 15. April 1950.

[357] Schmelz, Andrea: Migration und Politik im geteilten Deutschland während des Kalten Krieges. Die West-Ost-Migration in die DDR in den 1950er und 1960er Jahren, Forschung Politik 43, Opladen 2002, hier 20. Vgl. auch Jolles, Hiddo: Soziologie der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge, Köln/Berlin 1965, 138 ff.

[358] Bauerkämper: Assimilationspolitik und Integrationsdynamik 2008, 29. Siehe auch Wille: Ankunft und Aufnahme 1996, 10.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Besatzungsbehörden übernommen. Einzig mit dem, durch den vom Alliierten Kontrollrat eingeführten *Interzonenpass* war es möglich, legal die Zonengrenzen zu überschreiten. Ab 1948 benötigten Reisende aus der SBZ zusätzlich zum *Interzonenpass* eine Aufenthaltsgenehmigung der SMAD, die Flüchtlingen, Vertriebenen und Ausgesiedelten aber in der Regel nicht ausgestellt wurde.[359] Ab 1948 wurde die Grenzsicherung der SBZ-Demarkationslinie von der 1946 gegründeten *Deutschen Grenzpolizei* (DGP) übernommen. Die DGP wurde von der SMAD überwacht. Versuche von illegalen Grenzübertritten wurden unter Strafe gestellt und Zuwiderhandlungen hart geahndet. „Illegale Grenzgänger" mussten mit einem Gefängnis- oder Lageraufenthalt, mit scharfen Sanktionierungen und mit Rückführung in die Aufnahmegebiete rechnen.[360] Zwar wurde die Grenzüberwachung seitens der Behörden der SBZ/DDR vor allem in den ersten Jahren nach Ende des Krieges oft nur halbherzig betrieben, da jede Abwanderung als „soziale Entlastung der Zusammenbruchsgesellschaft" gedeutet wurde. Gleichzeitig aber offenbarte jeder Wegzug auch ein „grundlegendes Defizit des ostdeutschen Staates", weshalb das Grenzregime der SBZ/DDR analog zu den wachsenden ideologischen Differenzen zwischen Ost und West zunehmend ausgebaut wurde, wie Damian van Melis herausstellt.[361]

Trotz der offensichtlichen Risiken und Ungewissheiten kam es zu massiven illegalen Wanderungsbewegungen, hauptsächlich von Ost nach West. Ein nicht unwesentlicher

---

[359] Der Pass war dreißig Tage gültig. Eine Ausreisegenehmigung wurde nur im Falle dringender privater Angelegenheiten gewährt. Die Ausstellungspraxis war allerdings vor allem in der SBZ sehr restriktiv. Siehe hierzu Rittberg-Klas, Karoline: Kirchenpartnerschaften im geteilten Deutschland am Beispiel der Landeskirchen Württemberg und Thüringen, Göttingen 2006, 76–77. Vgl. auch Meinicke, Wolfgang: Flüchtlinge, Umgesiedelte, Vertriebene in der Sowjetischen Besatzungszone – Ein kurzer historischer Überblick, in: von Plato, Alexander; Meinicke, Wolfgang (Hrsg.): Alte Heimat – Neue Zeit, Flüchtlinge, Umgesiedelte, Vertriebene in der Sowjetischen Besatzungszone und in der DDR, Berlin 1991, 23–81, hier 39. Siehe auch Ther: Deutsche und polnische Vertriebene 1998, 54.

[360] Bennewitz, Inge; Potratz, Rainer: Zwangsaussiedlungen an der innerdeutschen Grenze. Analysen und Dokumente, Forschungen zur DDR-Gesellschaft, Berlin 2012, 14 ff. Die Abwanderungsbewegungen aus der SBZ wurden von der Abteilung K-5 der politischen Polizei, die später im Ministerium für Staatssicherheit (MfS) aufging, systematisch dokumentiert. Fälle von illegalen Grenzübertritten sollten auf Anordnung der SMAD und der Führung der Deutschen Verwaltung des Innern (DVdI) seit Oktober 1947 von den Landeskriminalämtern mit Angabe der Fluchtursachen an die DVdI übermittelt werden. Bei den in diesen Dokumentationen angegebenen Fluchtgründen erscheint neben den Vermerken „Wohnungswechsel" oder „Berufswechsel" auch der Vermerk „in die Heimat zurück", wie Damian van Melis feststellt. Siehe van Melis, Damian: „Republikflucht". Flucht und Abwanderung aus der SBZ/DDR 1945 bis 1961, Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, München 2006, 22–23.

[361] Van Melis: „Republikflucht" 2006, 122.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Teil der in die SBZ vertriebenen Deutschen machte sich nach einem mehr oder minder langen Aufenthalt in der SBZ auf den Weg in die westlichen Besatzungszonen. Vor allem in den Jahren bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten ist eine große Zahl SBZ-Vertriebener in den Westen emigriert.[362] Im Jahr 1947 waren 198.400, 1948 166.300 und 1949 insgesamt 129.000 SBZ-Vertriebene in die sogenannte *Trizone* emigriert. Häufig waren sie aufgrund von Familienzusammenführungen, aber auch aufgrund der politischen, ökonomischen und sozialen Entwicklungen in der SBZ in die *Trizone* übergesiedelt.[363] Wer als SBZ-Vertriebener in einer der westlichen Besatzungszonen ohne Aufenthaltsgenehmigung aufgehalten wurde, wurde von den amerikanischen Besatzungsbehörden als „Illegaler" eingestuft und entsprechend der alliierten Vereinbarungen umgehend wieder in die SBZ zurückgeführt. Ab 1948 wurde unter bestimmten Voraussetzungen ein Verbleib geduldet.[364]

Auch viele aus Ungarn in die SBZ vertriebene Deutsche sind bis 1950 in die westlichen Besatzungszonen emigriert, wie die Volkszählungsdaten der SBZ/DDR vermuten lassen. In der SBZ waren 1946 12.000 Ungarndeutschen registriert worden. In den Folgejahren stieg diese Zahl vor dem Hintergrund der nunmehr systematisch durchgeführten Bevölkerungstransfers um weitere rund 50.000 Menschen an. Nach Angaben der Volkszählungsdaten aus dem Jahr 1950 lebten aber lediglich noch 10.000 Deutsche ungarischer Herkunft in der DDR. Es ist deshalb davon auszugehen, dass ein großer Teil der in die SBZ ausgesiedelten Ungarndeutschen in den Jahren 1947 bis 1949 in die westlichen Besatzungszonen geflohen ist und dort sesshaft wurde oder aber von dort

---

362 Vgl. Heidemeyer, Helge: Deutsche Flüchtlinge und Zuwanderer aus der Sowjetischen Besatzungszone bzw. der DDR in den westlichen Besatzungszonen bzw. in der Bundesrepublik Deutschland, in: Bade, Klaus; Emmer, Pieter; Lucassen, Leo; Oltmer, Jochen (Hrsg.): Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Paderborn 2007, 485–488. Die Flüchtlingszahlen aus der DDR stiegen vor allem seit dem Jahr 1952. Infolge dessen wurde die Grenzüberwachung weiter ausgebaut. Siehe van Melis: „Republikflucht" 2006, 37–40.

363 Siehe dazu die Darstellung „Statistische Erfassung der Abwanderungsbewegungen aus der SBZ/DDR zwischen 1946 und 1961" in Heidemeyer, Helge: Flucht und Zuwanderung aus der SBZ/DDR 1945/49–1961. Die Flüchtlingspolitik der Bundesrepublik Deutschland bis zum Bau der Berliner Mauer, Düsseldorf 1994, 43–44. Ders.: Deutsche Flüchtlinge und Zuwanderer 2007, 485–488. Siehe auch Schrammek, Notker: Alltag und Selbstbild von Flüchtlingen und Vertriebenen in Sachsen 1945–1952, Europäische Hochschulschriften, Reihe III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften 990, Frankfurt am Main 2004. Vgl. auch Donth, Stefan: Vertriebene und Flüchtlinge in Sachsen 1945 bis 1952. Die Politik der sowjetischen Militäradministration und der SED, Geschichte und Politik in Sachsen 15, Köln 2000.

364 Heidemeyer: Flucht und Zuwanderung 1994, 234–235.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

ausgehend nach Übersee emigrierte.[365] Wiederum mehrere tausend SBZ-Vertriebene aus Ungarn kehrten bis 1949 nach Ungarn zurück. Es ist anzunehmen, dass ein Großteil der nach Ungarn heimgekehrten Deutschen zuvor in die SBZ ausgewiesen wurde und von dort ausgehend die Rücksiedlung nach Ungarn vollzog.

Auch Ungarn betrieb eine restriktive Grenzpolitik, um die Kontrolle über die Binnenmigrationen herzustellen und die staatliche Souveränität zu stärken. Bereits am 12. Februar 1945, wenige Wochen nach dem Waffenstillstandsabkommen, war im ungarischen Parlament über die Struktur, Organisation und die Aufgabenbereiche von Grenzschutzeinheiten diskutiert worden. János Vörös, Verteidigungsminister der amtierenden provisorischen Nationalregierung, gab am 23. Februar 1945 eine Verordnung über die neue ungarische Verteidigungsstrategie heraus. Diese wurde am 14. Mai 1945 vom Alliierten Kontrollrat genehmigt. Fortan waren sowohl das Militär als auch eine eigens hierfür eingerichtete Grenzpolizei in die Grenzüberwachung involviert. Diese nahmen im November 1945 ihren Dienst in den Orten Orosvár, Hegyeshalom, Sopron, Szentgootthar, Kelebia, Nyivabany und Hidasnémeti auf.[366] Die westliche Grenze zu Österreich, die Hauptübergangsroute der heimkehrenden Vertriebenen, wurde bereits im Sommer 1946 durch die lokalen Polizeiverwaltungen und durch militärische Grenzschutzeinheiten durchgehend überwacht. Für diese Zeit sind erste Berichte nachgewiesen, in denen die Rücksiedlungsbewegungen von zuvor aus Ungarn vertrieben Deutschen dokumentiert sind.[367] Neben den polizeilichen und militärischen Grenzschutzeinheiten war auch die politische Polizei in die Verfolgung der Rückkehrenden involviert, da die Deutschen in Ungarn – und so auch die Heimkehrenden – als Gefährdung der inneren Ordnung betrachtet wurden. Im Oktober 1946 war im Rahmen der Verordnung 533900/1946 durch László Rajk die ungarische Staatspolizei, die sogenannte *Magyar Államrendőrség Államvédelmi Osztálya* (ÁVO), ins Leben gerufen worden. Die inneren Strukturen der Organisation wurden durch die Verordnung 535059/1946 BM neu aufgesetzt und die Befugnisse der ÁVO ausgebaut. Mit dem

365 Es ist nicht auszuschließen, dass viele „Neubürger“ in der SBZ eine Herkunftsangabe verweigerten. Die hier herangezogenen Zahlen können deshalb lediglich als Annäherungen betrachtet werden. Siehe Füzes: Etwas blieb daheim in Ungarn 1999, 92.

366 Tóth: Hazatértek 2008, 19–23.

367 Ebd., 24.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

zunehmenden politischen Einfluss der MKP gewann auch die ÁVO, die nach der Ernennung János Kádárs zum Innenminister (10. September 1948) durch die Verordnung 288.009/1948 B.K. in der Staatssicherheitsbehörde *Államvédelmi Hatóságot* (AVH) aufging, zunehmend an Bedeutung.[368]

Das Vorgehen der Grenzbehörden und der politischen Polizei gegen die illegal vollzogene Einwanderung war radikal. Die von den Behörden als „Zurückgeflüchteten" (ung. „visszaszököttek"), „Zurückgesickerten" (ung. „visszaszivárgok") oder „Zurückgetriebenen" (ung. „visszatérök") bezeichneten Heimkehrer wurden im Falle eines Aufgriffs an den Grenzen oder während ihrer Rücksiedlung in die Heimatgemeinden innerhalb des Landes festgehalten und interniert. Eine gängige Praxis war, die Zurückkehrenden in Sammellager zu bringen, wo sie oft wochenlang festgehalten und nach ihren politischen Überzeugungen und Zielsetzungen verhört wurden. Das zentrale Lager für die vorläufige Aufnahme der Aufgegriffenen befand sich in der heutigen Andrássy út in Budapest.[369] Viele aus dem Ausland zurückgekehrten Schwaben wurden nach einigen Wochen des Aufenthalts in diesen Lagern wieder zurück auf den Weg in das besetzte Deutschland geschickt und im Rahmen der Abschiebung an die österreichisch-ungarische Grenze gebracht. Hier wurden sie unter Androhung von Gewalt zu einem Grenzübertritt in das besetzte Österreich gezwungen. Dieses Verfahren der Internierung und Rückführung entbehrte jeder rechtlichen Grundlage und war in keiner Weise durch zwischenstaatliche Vereinbarungen legitimiert.[370] Ab Anfang der 1950er wurden illegale Grenzübertritte unter Umständen mit mehrjährigen Haftstrafen und anschließender Rückführung geahndet.[371]

4.10. Die deutsche Minderheit und das sozialistische Ungarn

Die Sowjetisierung Ungarns begann schon bald nach Ende des Krieges. Unter der Einwirkung Moskaus waren schrittweise die Oppositionsparteien im ungarischen Kabinett zerschlagen worden. Gleichzeitig konnten kommunistische Parteien und

[368] Ebd., 22–23.

[369] Tóth: Hazatértek 2008, 18.

[370] Seewann: Geschichte der Deutschen in Ungarn II 2012,

[371] Tóth: Rückkehr nach Ungarn 2012, 92–93.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Verbände ihre Machtbasis stetig ausbauen. Seit 1949 war schließlich die *Magyar Dolgozók Pártja* (MDP) die maßgebliche politische Kraft in Ungarn. In dieser Phase wurden die Deutschen in Ungarn aufgrund ihrer kulturellen und ethnischen Herkunft gesellschaftlich zunehmend an den Rand gedrängt. Dies zog nach sich, dass Ungarndeutsche ihre ethnische, kulturelle und sprachliche Identität zu verbergen suchten. So gingen aus Angst vor einer möglichen Ausweisung und anderen Repressionen zwischen 1945 bis 1948 rund 46.000 Anträge auf Namensänderung bei dem zuständigen Stellen im ungarischen Innenministerium ein. Rund 90 Prozent der eingereichten Anträge zielten auf die Magyarisierung deutsch klingender Namen ab. Rechnet man mit erweiterten Familienkreisen, betraf dies wohl ca. 80.000 Personen. Symptomatisch scheint auch die Tatsache, dass sich bei der Volkszählung von 1949 lediglich rund 26.000 Personen zu einer deutschen Nationalität bekannten.[372] Der tatsächliche Anteil zu diesem Zeitpunkt in Ungarn lebender Deutscher dürfte faktisch aber weitaus höher gewesen sein. Wie einleitend bereits erwähnt, lebten aktuellen Schätzungen entsprechend auch nach den Evakuierungen und Vertreibungen zwischen 1946 und 1948 weiterhin rund 200.000 Deutsche im Land.[373]

Nach Ausrufung der Volksrepublik Ungarn und der Verkündung einer Verfassung nach stalinistischem Modell unter Matyas Rákozi im August 1949 war das kommunistische Regime in Ungarn endgültig gefestigt. Die rechtliche Situation der Deutschen in Ungarn wurde durch die Verfassung, in der nun auch Minderheitenrechte verankert waren, formalrechtlich verbessert.[374] Im Rahmen des Gesetzes zur „Gleichheit der Staatsbürger“ bekamen die in Ungarn lebenden Nationalitäten und Minderheiten staatsbürgerliche Rechte zugesichert. Die im Gesetzestext dargelegten Minderheitenrechte beinhalteten auch ein Diskriminierungsverbot aller in Ungarn lebenden Nationalitäten und Bevölkerungsgruppen. *De jure* waren nun auch die Ausübung und Pflege der deutschen Kultur und Sprache in Ungarn gesetzlich verankert.[375] In der Realität aber oblagen Angehörige der deutschen Minderheit in den

[372] von Klimó, Árpád: Ungarn seit 1945, Göttingen 2006, 175.

[373] Prosser-Schell: Volkskunde/Europäische Ethnologie und die „Donauschwaben“-Forschung 2013, 212.

[374] Röder: Deutsche Schwaben, Donauschwaben 1998, 37.

[375] von Klimó: Ungarn seit 1945 2006, 175. In § 49 der am 20. August 1949 verabschiedeten Verfassung heißt es: „(1) Die Bürger der Ungarischen Volksrepublik sind vor dem Gesetz gleich und

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Folgejahren weiterhin struktureller Diskriminierung und Anfeindung, zumal sich das gesellschaftliche Klima nach wie vor gegen die Deutschen in Ungarn stellte.[376]

Im Zuge der nun auch verfassungsmäßig verankerten minderheitenrechtlichen Anerkennung wurden in den Folgejahren einige Zugeständnisse an die deutsche Minderheitengruppe gemacht. Die kollektive Kriminalisierung der deutschen Bevölkerung wurde durch den Erlass der am 25. März 1950 ausgegebenen Verordnung Nr. 84/1950 erstmals teilweise revidiert. Auf Grundlage dieser vom Vorsitzenden des Ministerrats Istvan Dobi gezeichneten Verordnung konnten nicht nur die weiterhin im Land lebenden Deutschen, sondern auch die nach ihrer Vertreibung aus Ungarn hierhin irregulär zurückgekehrten Deutschen unter bestimmten Voraussetzungen wieder die ungarische Staatsbürgerschaft beantragen. Eine Bewilligung der Staatsbürgerschaft solle dann erfolgen, „wenn sie (die Antragssteller) sich als hierfür würdig erweisen". In dem Gesetzestext heißt es im Weiteren: „Alle Personen, die unter die Geltung der Aussiedlung fallen, aber nicht ausgesiedelt wurden, ebenso jene Personen, die zwar ausgesiedelt wurden, sich aber bei Inkrafttreten der vorliegenden Verordnung in Ungarn aufhalten (–), sind ungarische Staatsbürger und in jeder Hinsicht rechtlich gleichgestellte Bürger der Volksrepublik Ungarn".[377] Ein Anspruch auf Entschädigung der durch die Beschlagnahmung und Evakuierung verlorenen Besitzstände war mit der Wiederanerkennung als Staatsbürger allerdings nicht verbunden.[378]

---

genießen die gleichen Rechte. (2) Jede wie immer geartete nachteilige Unterscheidung der Bürger nach Geschlecht, Konfession oder Nationalität wird vom Gesetz streng bestraft. (3) Die Ungarische Volksrepublik sichert allen auf ihrem Gebiete lebenden Nationalitäten die Möglichkeit des Unterrichtes in ihrer Muttersprache und der Pflege ihrer nationalen Kultur." Durch den Gesetzesartikel Nr. I/1972 wurde § 49 zu § 61 und erhielt folgende Fassung: „(1) Die Staatsbürger der Ungarischen Volksrepublik sind vor dem Gesetz gleich und genießen die gleichen Rechte. (2) Jede Benachteiligung der Staatsbürger wegen ihres Geschlechts, ihrer Konfession oder ihrer Nationalität wird durch das Gesetz streng bestraft. (3) Die Ungarische Volksrepublik sichert allen auf ihrem Gebiete lebenden Nationalitäten die Gleichberechtigung, den Gebrauch der Muttersprache, den Unterricht in der Muttersprache, die Bewahrung und Pflege ihrer eigenen Kultur." Magyar Népköztársaság Alkotmánya, Verfassung der Ungarischen Volksrepublik, online abrufbar unter: http://www.verfassungen.eu/hu/verf49-i.htm, zuletzt am 19. März 2016.

[376] von Klimó: Ungarn seit 1945 2006, 175.

[377] Verordnung Nr. 84/1950 ist u.a. abgedruckt in Tóth, Ágnes: Die Neuorganisation des deutschen Nationalitätenunterrichts in Ungarn (1950–1952), in: Dácz, Enikő (Hg.): Minderheitenfragen in Ungarn und in den Nachbarländern im 20. und 21. Jahrhundert, Baden-Baden 2013, 197–220, hier 197.

[378] „Aufgrund dieser (Maßnahme) kann kein Anspruch auf Entschädigung oder ein sonstiger Anspruch geltend gemacht werden", heißt es im weiteren Text der Verordnung. Siehe dazu Törvények, törvényerejű rendeletek 1950, Budapest 1951, 271–272. (Gesetzte und Verordnungen mit Gesetzeskraft

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Die Veröffentlichung der oben zitierten Verordnung sorgte bei den heimatvertrieben Deutschen aus Ungarn für neue Hoffnung, denn hiermit verbunden war rechtlich gesehen auch die Möglichkeit wieder legal nach Ungarn zurückzukehren. Hierzu musste binnen eines halben Jahres nach der Veröffentlichung der Verordnung ein Antrag an die ungarischen Auslandsvertretungen bzw. an das ungarische Innenministerium gestellt werden. Über die konkreten Regelungen und die behördlichen Wege der Antragsstellung herrschte aber von Beginn an Unklarheit. So wurden in den ungarndeutschen Zeitungen und Mitteilungsblättern in der BRD diesbezüglich immer wieder widersprüchliche Informationen herausgegeben, zumal auch die ungarischen Behörden über das Bewilligungsverfahren widersprüchliche Angaben veröffentlichten. So berief sich das ungarndeutsche Mitteilungsblatt „Gegenwart und Zukunft. Mitteilungen für die Heimatvertriebenen aus Ungarn" in dem Artikel „Ungarndeutsche können heim…!?" in der April-Ausgabe 1950 auf die Aussagen des ungarischen Staatssekretärs Iván Boldiszár, der offenbar angegeben hatte, dass Rücksiedlungsanträge über die ungarischen Auslandsvertretungen abgewickelt werden müssten.[379] Auch den westdeutschen Landesbehörden lag offenbar die Information vor, dass eine Rückkehr der heimatvertriebenen Deutschen durch Antragsstellung bei den ungarischen Auslandsbehörden möglich ist. Das Bayerische Staatsministerium des Innern hatte dies unmittelbar nach Veröffentlichung der Verordnung an die Gemeindebehörden und Bezirksverwaltungen zur öffentlichen Bekanntgabe weitergeleitet. [380] Die ungarische

1950). Der übersetzte Auszug ist entnommen Tóth: Die Neuorganisation des deutschen Nationalitätenunterrichts 2013, 197.

[379] In dem Artikel heißt es: „Danach müssen die Ungarndeutschen im Auslande, die in Ungarn noch nahe Verwandte haben, bei den ung. diplomatischen Vertretern im Ausland um die Wiedererlangung der ung. Staatsbürgerschaft nachsuchen. Dies war auch bisher schon möglich. (–) Ungarndeutsche, die Rückkehren wollen, müssen sich bei der ung. Mission in Berlin-Treptow, Puschkinallee bis zum 25.9.1950 melden, bzw. um die Wiedererlangung der ung. Staatsbürgerschaft entsprechende Gesuche einreichen." Im Weiteren heißt es: „Dringender HINWEIS in obigen Zusammenhang: Wir werden täglich mit Briefen überschüttet, in denen Landsleute, die in Ungarn noch nahe Verwandte haben, uns in der Frage ihrer Rückkehr um unsere Meinung bitten. Es ist dies für solche, die nicht ihre Familie zu Hause haben, eine derart wichtige Zukunftsfrage, dass wir weder zu- noch abraten können. Mit dieser Frage muss ein jeder selbst fertig werden. Am besten ist aber, wenn solche Landsleute mit ihren Angehörigen in Ungarn in Verbindung treten und ihren Rat einholen." (BayHStA 8116,11, S.6.)

[380] Siehe dazu ein Schreiben des Caritasverbandes für Württemberg (Caritasflüchtlingshilfe, Ludwig Leber) an das Bayerische Staatsministerium des Innern vom 8. Mai 1951 in: BayHStA 8116,14, Betreff: Rückkehr ausgewiesener Ungarndeutscher nach Ungarn: „Die von Ihnen den Bezirksverwaltungsbehörden in Bayern gegebene Information bezüglich Rückkehr der Ungarndeutschen ist unzutreffend. (–) Dagegen besteht nach wie vor, aber nicht aufgrund der von Ihnen

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Auslandsvertretung in Berlin hingegen wies die Zuständigkeit ab und tat etwa auf Anfrage des Caritasverbandes kund, dass entsprechende Anträge von ungarischen Staatsbürgern beim ungarischen Innenministerium eingereicht werden müssten und nicht bei der Ungarischen Mission in Berlin.[381] Die widersprüchlichen Informationen über die konkreten Regelungen zur Abwicklung von Rückkehranträgen sorgten unter den Heimkehrwilligen nicht nur für Verwirrung, sondern auch für Unmut und Missstimmung. In der DDR wurde die Veröffentlichung der Verordnung verhindert, da die DDR-Regierung davon ausging es handele sich um eine illegitime Form der Abwerbung deutscher Staatsbürger. Gleichzeitig aber befürwortete sie die Möglichkeit der Familienzusammenführung, weshalb die DDR-Regierung letztlich der Möglichkeit der Rücksiedlung zustimmte. Jeder Antrag auf Rücksiedlung musste künftig dennoch von der DDR zunächst genehmigt werden, bevor das Verfahren in Ungarn eingeleitet werden konnte. Insgesamt erreichten den ungarischen Staatsschutz so bis Ende 1950 etwas weniger als 10.000 Rücksiedlungsanträge. Rund 30 Prozent dieser Anträge behandelten die Rückkehr von heimatvertriebenen Ungarndeutschen aus Westdeutschland, all weiteren die Rücksiedlung von Umsiedlern aus der SBZ und Österreich.[382] Wenngleich die ungarische Regierung die Rücksiedlungen politisch forcierte und die rechtlichen

angezogenen Verordnungen, die Möglichkeit in besonders 'berücksichtigungs-würdigen Fällen' über den Ungarischen Innenminister eine Rückkehrgenehmigung zu erwirken. Diese Genehmigung kann aber nicht über die Missionen im Ausland erreicht werden, sondern das bezügliche Gesuch muss von den daheim lebenden Verwandten dem ungarischen Innenministerium zugeleitet werden. Wir wären Ihnen zwecks Beseitigung der vielerorts herrschenden irrigen Auslegung des ungarischen Amnestiegesetzes und der bezüglichen Durchführungsverordnungen dankbar, wenn Sie das Bundesministerium für Vertriebene entsprechend unterrichten würden."

381 Dies geht etwa aus dem Antwortschreiben auf eine Anfrage Ludwig Lebers (Caritasverband) an die Diplomatische Mission der Ungarischen Volksrepublik in Berlin-Treptow vom 10. Juli 1950 hervor. Joszef Hajdu, der außerordentliche Gesandte Ungarns in Berlin, verwies in der Korrespondenz darauf, dass Anträge auf Rücksiedlung nach Ungarn über das ungarische Innenministerium abzuwickeln seien. „Auf Ihren Brief, den Sie in Ihrer Rückkehrangelegenheit nach Ungarn an mich richteten, teile ich Ihnen mit, dass sich die Verordnung nur auf diejenigen bezieht, deren unmittelbare Verwandte/ auf- und absteigende Linie, Ehegatten und minderjährige Geschwister/ in ihrer Mehrheit in Ungarn verblieben sind. Das Gesuch um Rückführung können die in Ungarn verbliebenen Angehörigen bei der Staatsbürgersektion des ungarischen Innenministeriums, Budapest, Szechenyi-rakpart 19 stellen. Im Gesuch muss der Name des Gesuchstellers, seine Wohnung und Beruf angegeben werden, ferner muss angegeben werden, für wen die Begünstigung erteil werden soll, in welchem Verwandtschaftsgrad die Betreffenden stehen, was die Beschäftigung des Ausgewiesenen ist, sein gewesener Wohnort und seine gegenwärtige genaue Anschrift. Wenn obige Voraussetzungen in ihrem Fall gegeben sind, bitten Sie unmittelbar – und nicht die Mission – Ihre Angehörigen in Ungarn, dass sie sich mit ihrer Bitte an die zuständigen ungarischen Behörden wenden mögen." (BayHStA 61572)

382 Tóth: Rückkehr nach Ungarn 2012, 61–62.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Rahmenbedingungen für eine Heimkehr nach Ungarn gesetzt hatte, war die Praxis der Rückführungen sehr schleppend und nur wenigen Anträgen wurde tatsächlich auch stattgegeben. Die Bewilligung der Eingaben wurde nicht für jeden Antragssteller gleichberechtigt angewandt. Bewilligt wurden insbesondere Anträge von vertriebenen Deutschen, die nachweislich in der Landwirtschaft, im Berg- und Tagebau oder in der Schwerindustrie eingesetzt werden konnten. Auch das Alter der Antragssteller spielte in diesem Zusammenhang eine Rollte. Bevorzugt wurden Rückkehrwillige, die jünger als 40 Jahre (im Bereich Landwirtschaft) bzw. 50 Jahre (im Tagebau) alt waren. Zudem spielten bei der Antragsbewilligung auch die individuellen Besitz- und Vermögensverhältnisse eine Rolle. Wer Haus oder Landbesitz in Ungarn reklamierte, wurde in der Regel abgelehnt. Insgesamt waren bis 1952 1.440 Personen auf legalem Weg zurück nach Ungarn gelangt. [383]

Die Ungarische Mission in Ostberlin, die seit 1949 bestehende diplomatische Vertretung Ungarns in der DDR, erreichten in den frühen 1950er Jahren immer wieder Rückkehrgesuche von evakuierten Deutschen aus Ungarn, in denen auf die nun formell bestehenden Rücksiedlungsmöglichkeiten hingewiesen wurde. So kontaktierte ein älteres Ehepaar aus Vaskút, das nach der Aussiedlung aus Ungarn einige Jahre im sächsischen Rathmannsdorf lebte, die ungarische Auslandsvertretung mit dem Anliegen der Rückführung. Aus einem Schreiben vom 8. Juni 1950, das Frau A.S. an die Ungarische Mission in Berlin-Treptow richtete, geht hervor, dass auch sie nach wie vor voller Hoffnung waren, wieder nach Ungarn zurückkehren zu können: „Durch Presse und Rundfunk wurde bekanntgegeben, dass die aus Ungarn ausgewiesenen, die Verwandte und Angehörige haben, wieder nach der Volksrepublik Ungarn zurückkehren können, wenn sie die Voraussetzungen dafür erfüllen. Die Abschriften bescheinigen, dass wir keiner faschistischen Organisation oder irgendeinem Bund oder Verein angehört haben. Unterzeichnete besaß die ungarische Nationalität und hat auch Verwandte und Angehörige daselbst. Von diesem Entgegenkommen Gebrauch zu machen, um wieder in unsere alte Heimat zurückzukehren bitte ich die geehrte Mission meinen Ansuchen stattzugeben.“[384] Wie viele andere Anträge auf Rückführung blieb auch diese Anfrage

[383] Ebd., 63.

[384] Aus dem privaten Bestand von A.Sch. Eine Kopie des Dokuments liegt dem Autor vor.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

unberücksichtigt. In den kommenden Jahren versuchte das Ehepaar ohne Erfolg immer wieder eine amtliche Genehmigung zur Rückkehr nach Ungarn zu bekommen und reichte hierzu wiederholt Anfragen bei verschiedenen Ämtern ein.[385] Eine legale Rücksiedlung war nun zwar de jure möglich, de facto aber gelang nur wenigen aus ihrer Heimat vertriebenen „svábok“ auf diesem Weg die Rückkehr in den Herkunftsort.

Zur gleichen Zeit gestaltete sich auch die Ausreise aus Ungarn schwierig, wenngleich diese prinzipiell möglich war. Ausreisewillige mussten Ausreisegenehmigungen beantragen, wenn sie auf legalem Weg das Land verlassen wollten. Angehörige von Vertriebenen Deutschen, die das Land in Richtung Westen verlassen wollten, wurden diese in der Regel aber nicht ausgestellt. Die Landes- und Kommunalbehörden in der BRD und in der DDR erreichten diesbezüglich immer wieder Anfragen auf Zuzugsgenehmigung von in Ungarn lebenden Angehörigen. Diese mussten in der Regel mit dem Hinweis abgelehnt werden, dass die Ausreise aus Ungarn nur durch eine von ungarischen Behörden ausgestellte Ausreisegenehmigung möglich war. In einem Schreiben des bayerischen Oberregierungsrates Engel an das Landgericht Augsburg vom 29. Dezember 1952 mit dem Betreff „Aussiedlung von Volksdeutschen von Ungarn nach der Bundesrepublik Deutschland“ heißt es hierzu: „Die Ausreise von Personen deutscher Volkszugehörigkeit aus Ungarn nach der Bundesrepublik Deutschland wurde bisher grundsätzlich nicht gesperrt. Seit dem Jahre 1948 wurden ungarischerseits lediglich die Sicherheitsmaßnahmen an den Landesgrenzen derart verstärkt, daß ein illegaler Grenzübertritt nach einem Nachbarlande, das nicht zu den Ostblockstaaten zählt, kaum noch möglich ist. Dazu muß noch bemerkt werden, daß für die Ausreise von Ungarn nach wie vor eine besondere Ausreisegenehmigung der zuständigen ungarischen Behörden erforderlich ist. Diese Ausreisegenehmigung wird an Volksdeutsche nur in den seltensten

[385] So richtete das Ehepaar im Februar 1954 eine Anfrage auf Genehmigung der Rücksiedlung nach Ungarn an das Auslandreisebüro der Hauptverwaltung der Deutschen Volkspolizei am Ministerium des Innern (HVdVP) in Ost-Berlin. In dem Schreiben heißt es: „Im Jahre 1947 kamen wir aus Ungarn – Vaskut nach der DDR durch das Umsiedlerlager Pirna/Dresden, nach Rathmannsdorf (–) zur polizeilichen Anmeldung. Warum ich mit meiner Ehefrau aus Ungarn aussiedlen musste ist mir nicht bekannt, da ich doch im Jahre 1941 bei der Volkszählung die Ungarische Nationalität und als ungarischer Staatsbürger anerkannt wurde. Mein Sohn (–) befindet sich noch in Ungarn (–) mit seiner Ehefrau und Sohn, welcher als Soldat dort tätig ist. Mein Sohn sowie wir hätten nur noch einen Wunsch und der wäre, zurück in die Heimat zu gehen, damit die Familie wieder zusammengeführt würde. Da ich nun mit meiner Ehefrau bereits ein sehr hohes Alter erreicht habe, bitten wir die HVdVP.-Berlin, über die Volksrepublik Ungarns uns diese Bitte zu genehmigen und uns gültigen Bescheid zukommen zu lassen.“Aus dem privaten Bestand von A.Sch. Eine Kopie des Dokuments liegt dem Autor vor.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Fällen erteilt, selbst wenn sich die Alliierte Sichtvermerksbehörde in Budapest auf Grund einer deutschen Zuzugsgenehmigung bereit erklärt hat, für die auszusiedelnden Volksdeutschen Einreisevisa auszustellen, und die Wiederherstellung der Familiengemeinschaft angestrebt wird."[386]

Anfang der 1950er Jahre kam es zu bilateralen Vereinbarungen zwischen den „Bruderstaaten" DDR und Ungarn in denen sich beide Staaten auf die systematische Zusammenführung von Familien verständigten. Tatsächlich wurden ab 1951 in mehreren Transporten in Ungarn lebende Deutsche in die DDR überführt, deren Familien nach der Aussiedlung aus Ungarn in der DDR lebten. Es handelte sich dabei mehrheitlich um ehemalige Kriegsgefangene, die aus der SU nach Ungarn zurückgekehrt waren und nun feststellen mussten, dass ihre Angehörigen nicht weiter vor Ort lebten, sondern in das besetzte Deutschland ausgesiedelt worden waren. In Ungarn waren diese Personen auch nach ihrer Rückkehr aus sowjetischer Gefangenschaft weiterhin in Internierungslagern gesammelt, die allerdings nun von ungarischen Behörden überwacht wurden. Im Sommer 1951 wurde ein Transport mit insgesamt 200 Personen, im Spätsommer 1951 ein weiterer Transport mit insgesamt 172 Aussiedlungswilligen in die DDR geschickt. Im Januar 1953 beantragte die DDR-Regierung die Überführungen von weiteren 221 Ungarndeutschen in die DDR.[387]

In frühen 1950er Jahren wurden einige weitere Rechtsregelungen veröffentlicht, die formalrechtlich die Situation der Deutschen in Ungarn verbessern sollten. Hierzu zählt etwa die Gewährung der Abhaltung von Nationalitätenunterricht in deutscher Sprache. Derartige Bestimmungen aber hatten unter anderem aufgrund des Widerstands der Behörden nur begrenzt Wirkung.[388] Auf sozial-lebensweltlicher Ebene waren die im Land lebenden Deutschen auch im Laufe der 1950er Jahre weiterhin marginalisiert. Der Anpassungsdruck von außen war derart groß, dass viele deutschstämmige Familien in den 1950er Jahren in die Anonymität der Städte geflüchtet waren oder wie nach dem

[386] BayHSta, 472, Schreiben des Oberregierungsrates Engel an das Landgericht Augsburg vom 29. Dezember 1952, AZ.: 1R a/52.

[387] Tóth: Rückkehr nach Ungarn 2012, 63–61.

[388] Vgl. Tóth, Die Neuorganisation des deutschen Nationalitätenunterrichts in Ungarn 2013.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Revolutionsjahr 1956, als sich viele Ungarndeutsche auf die Seite der Aufständischen geschlagen hatten, ins westliche Ausland oder nach Übersee emigrierten.[389]

Eine „kleine" Wende in der Minderheitenpolitik Ungarns brachte die Neuausrichtung des ungarischen Sozialismus Ende der 1950er Jahre. Bereits 1955 war der *Kulturverband der deutschen Werktätigen* gegründet worden, der als erster in der gesellschaftlichen Wahrnehmung akzeptierter Interessensverband der ungarndeutschen Minderheit verstanden werden kann.[390] Die späteren Liberalisierungen der Kádár-Ära unterstützten das Selbst- und Gruppenbewusstsein der Deutschen in Ungarn, was sich auch daran zeigt, dass sich bei Bevölkerungserhebungen im Jahr 1960 bereits 86.000 Menschen zur deutschen Nationalität bekannten, im Jahr 1980 waren es dann 113.000. *Deutschsein* aber bedeutete trotz der formalrechtlichen Anerkennung der im Land lebenden Minderheiten für den Einzelnen weiterhin in allen Lebensbereichen tendenziell eine Belastung.[391]

Insgesamt lässt sich die Nationalitätenpolitik Ungarns bis weit in die 1960er Jahre hinein mit dem Prinzip des Automatismus beschreiben.[392] So ging die sozialistische Führung davon aus, dass sich im Zuge des sozialistischen Aufbaus und des wirtschaftlichen Erfolgs des Landes die Minderheitenprobleme im Land von selbst lösen würden. Die „Automatismustheorie" wurde in den 1970er Jahren durch eine Stabilisierungsphase abgelöst, die sich aber weiter an den „leninschen Prinzipien der Nationalitätenpolitik" orientierte.[393] Erst im Zuge der politischen Liberalisierung im Laufe der 1980er Jahre begann Ungarn die ethnisch-kulturelle Vielfalt im Land anzuerkennen. Eine Integration der Minderheiten wurde nun verstärkt politisch forciert, etwa durch eine weitere Liberalisierung der Schulgesetzgebung, durch welche minderheitensprachlicher Unterricht gefördert werden sollte. Seit Mitte der 1980er Jahre existierten in vielen

---

389 Seewann: Geschichte der Deutschen in Ungarn II 2012, 388–390.

390 Siehe Manherz, Karl: Die Ungarndeutschen, Budapest 1998, 40.

391 Im Jahr 1990 bekannten sich 308.000 Ungarn zu einer deutschen Nationalität („német"), 2001 waren es bereits 621.000. Siehe hierzu das Kapitel "Ethnische Homogenisierung und Minderheitenpolitik in Ungarn und in den Nachbarstaaten" in von Klimó, Ungarn seit 1945 2006, 168–185, 171.

392 Vgl. Vitári, Zsolt: Staatliche Zugeständnisse und sozialistische Integration. Möglichkeiten und Grenzen der Bewahrung einer ungarndeutschen Identität in den 1950er und 1960er Jahren, in: Gräf, Rudolf; Volkmer, Gerald (Hrsg.): Zwischen Tauwettersozialismus und Neostalinismus. Deutsche und andere Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa 1953–1964, Veröffentlichungen des Instituts für Deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas (IKGS) an der Ludwig-Maximilians-Universität München 119, München 2011, 65–81.

393 Röder: Deutsche, Schwaben, Donauschwaben 1998, 17.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Gemeinden Ungarns deutschsprachige Schulen und Kindertagesstätten, tatsächlich aber wurde in ihnen nur wenige Stunden in der Woche Deutsch unterrichtet.[394]

Der wohl wesentlichste Schritt zur Anerkennung der Deutschen in Ungarn war die öffentliche Revision der „Kollektivschuldthese" durch die Einheitspartei. Als programmatisch gilt eine Rede des damaligen kulturpolitischen Sprechers der Magyar Szocialista Munkáspárt (Ungarische Sozialistische Arbeiterpartei, MSZMP) György Aczél aus dem Jahr 1983, in der dieser eine kollektive Schuld der Deutschen an den nationalsozialistischen Verbrechen revidierte und so auch die Vertreibungen als kollektive Bestrafungsmaßnahme verurteilte: „Unsere Überzeugung ist auch, dass keinerlei kollektive Verantwortung gerechtfertigt war."[395] Auch in den ungarischen historischen Wissenschaften stand bis dato fest, dass die im Land lebenden Deutschen – der Programmatik der Nachkriegsjahre folgend – die Vertreibungen selbst verschuldet hätten.[396] Die öffentliche Rehabilitierung der Deutschen in Ungarn war der erste Schritt zu einer umfassenden öffentlichen Anerkennung der deutschen Minderheit und leitete gleichsam einen offenen wissenschaftlichen Diskurs mit den Ursachen und dem Verlauf der *kitelepítés* und so auch der Rücksiedlungsbewegungen ein.

394 Seewann: Geschichte der Deutschen in Ungarn II 2012, 393–395.

395 Ebd., 395.

396 Ebd., 395–398.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

5. Die Erzählungen

5.1. Erinnerungen an die „alte Heimat“

Die im Rahmen der Untersuchung durchgeführten Interviews waren lebensgeschichtlich angelegt. Die Erinnerungserzählungen sollten nicht allein die persönlichen Erfahrungen der Heimkehr, sondern den gesamten Lebensweg der Gewährspersonen erfassen. Eine zentrale Rolle in den Lebensgeschichten spielte deshalb auch die Erinnerung an die „alte Heimat“. Unter diesem Begriff, der das raum-zeitliche Selbstverständnis vieler Vertriebener umschreibt,[397] wurden für die abschließende Analyse der Gespräche all jene Erzählinhalte zusammengefasst, die die Erinnerung an das Leben vor der Aussiedlung aus Ungarn behandelten.[398] Mit Blick auf die Altersstruktur der Interviewpartner, die in den 1920er und 1930er Jahren in Ungarn geboren worden waren, handelt es sich bei den Erinnerungen an die „alte Heimat“ somit um Kindheits- und Jugenderfahrungen sowie um Erinnerungen an das frühe Erwachsenenalter. Da die frühe Sozialisation im Lebensverlauf identitätsprägend ist, haben diese Erinnerungen in den Lebensgeschichten einen hohen persönlich-emotionalen Stellenwert und sind grundsätzlich positiv konnotiert. Der Duktus der Erzählung über die Jahre vor der Aussiedlung ist deshalb meist durch das Bild einer „intakten Heimat“ bestimmt. Die „alte Heimat“ wird in den Erinnerungen als Ort selbstverständlicher, beinahe natürlicher Strukturen und Ordnungen verstanden, die erst durch das erzwungene Verlassen der Heimat im Zuge der Vertreibungen aus Ungarn radikal aufgebrochen wurden. Gleichsam konnte die dauerhafte Rückkehr in die „alte Heimat“ die dort zuvor erfahrene Lebenswelt nicht wiederherstellen. Das Motiv einer „intakten Heimat“ ist mit Blick auf die Migrationsgeschichte der Betroffenen somit stets in Beziehung zu einer „zerstörten“ oder

[397] Die Gegenüberstellung von zweierlei Heimaten – einer „alten“ und einer „neuen“ Heimat – ist ein gängiger Topos in vielen Vertriebenenbiographien. Siehe Fendl, Elisabeth: Zwischen zuhause und daheim. Zum Heimatbegriff von Heimatvertriebenen, in: Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg (Hrsg.): Heimat – Annäherungsversuche, Stuttgart 2007, 21–27, hier 24.

[398] Die Unterscheidung in eine „alte Heimat“, bezogen auf die Herkunftsregion der Vertriebenen, und eine „neue Heimat“, bezogen auf die Aufnahmegesellschaft, wurde nicht nur von den Vertriebenen selbst internalisiert, sondern fand – zumindest in der BRD – auch Eingang in den politischen Diskurs. Siehe dazu das Kapitel „Eingliederung in die neue Heimat“ in: Böke, Karin; Liedtke, Frank; Wengeler, Martin: Politische Leitvokabeln in der Adenauer-Ära, Sprache, Politik, Öffentlichkeit 8, Berlin 1996, 192–195.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

„verlorenen“ Heimat zu setzen.[399] Diese „Vorher-Nachher“-Erzählweise ist ein charakteristisches Moment in all den hier untersuchten Lebenserinnerungen.[400]

In den lebensgeschichtlichen Erzählungen erscheint das Bild der „intakten Heimat“ in verschiedensten Erzählweisen, insbesondere in Alltagsschilderungen. Die lebensweltlichen Erfahrungen des Alltags in der „alten Heimat“, so das in den Narrativen vermittelte Bild, waren durch klare soziale Regeln, Normen, Rollen und Wertvorstellungen sowie durch Regelmäßigkeit und Sicherheit bestimmt. Beispielhaft sei hier ein Ausschnitt aus dem Gespräch mit Frau E.M. angeführt, die in ihren Erinnerungen über das Leben in der Gemeinde Nemesnádudvar vor der Aussiedlung berichtete. Ihre Familie besaß einen eigenen Hof und war stets landwirtschaftlich tätig. Noch vor den Vertreibungen lebten viele der *hazatértek* in Mehrgenerationenhaushalten zusammen mit den Eltern, Großeltern und Kindern.[401] Die mittlere Generation kümmerte sich um die Versorgung der Kinder und der Elterngeneration sowie um die Instandhaltung von Haus und Hof.[402] Wie Frau E.M. berichtete, bestimmten die Jahreszeiten die Aufgaben im Jahresverlauf. Die Aufgaben und sozialen Rollen waren klar verteilt. Während Männer sich im Winter um die Viehwirtschaft kümmerten, waren Frauen stets für Arbeiten rund um die Instandhaltung des Hofes und den Haushalt zuständig: „Vom Frühjahr bis in den Herbst hat man auf dem Feld gearbeitet und dann als der Winter gekommen ist, die Frauen haben dann gesponnen oder gestrickt und die Männer haben das Viech versorgt und sind dann aufs Feld gefahren, wieder was heimholen, dass sie was zu füttern haben für die Kühe und die Pferde.“[403] Ähnlich gelagerte Narrative fanden sich in den Erzählungen wiederholt. Dabei wurde deutlich, dass das Leben in der Gemeinde für die Befragten bedeutete, Teil eines funktionierenden „nachbarschaftlichen und dörflichen sozialen Systems“ gewesen zu sein. Das Gemeindeleben bot den Mitgliedern „Geborgenheit und Vertrautheit, Orientierungssicherheit und damit die fraglose Identität des Selbst- und

399 Vgl. Fendl: Zwischen zuhause und daheim 2007, 24–26.

400 Nach Lehmann, Albrecht: Homo narrans – Individuelle und kollektive Dimension des Erzählens, in: Brednich, Rolf Wilhelm (Hg.): Erzählkultur. Beiträge zur kulturwissenschaftlichen Erzählforschung. Hans-Jörg Uther zum 65. Geburtstag, Berlin/New York 2009, 59–70, hier 67.

401 Tóth: Hazatértek 2008, 161.

402 Niem: Alt sein in Nadwar 1990, 192.

403 Interview E.M., 27/20–27/24.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Fremdbildes im Alltag“, wie auch Christina Niem in ihrer Lokalstudie zur Frage des Alt-Seins in der Gemeinde Nadwar herausstellte.[404]

Die Dorfgemeinschaft erscheint in den Erinnerungen neben der Familie als wesentlicher sozialer Bezugsrahmen der „alten Heimat“. Familiäre und freundschaftliche Beziehungen bestanden insbesondere im Umfeld der Gemeinde und gleichsam innerhalb der lokalen Gemeinschaft der *svábok,* die in vielen südungarischen Gemeinden die Mehrheit der lokalen Bevölkerung stellte und *in sich* ein weitgehend selbstständiges soziales System bildete. Das Gemeinschaftsempfinden beruhte dabei insbesondere auf der gemeinsamen Sprache. Deutsch mit den lokal unterschiedlich ausgeprägten Mundarten waren die Alltagssprache der *svábok.* Ungarisch wurde von vielen Schwaben kaum, häufig gar nicht gesprochen. In den engen sozialen Strukturen der „alten Heimat“ war das Beherrschen der ungarischen Sprache für den Alltagsgebrauch schlichtweg nicht notwendig, wie in den Erinnerungen immer wieder betont wird. Frau B.P. aus der Nahe Mohaćs gelegenen Gemeinde Nagynyárád verwies auf diese Gegebenheit in unserem Gespräch. Während sie selbst im Umfeld der Schule Ungarisch gelernt hatte, konnten ältere Verwandte offenbar nur dann ungarisch sprechen, wenn es für ihre Tätigkeiten einen funktionalisierbaren Nutzen hatte, etwa um auf dem regionalen Markt landwirtschaftliche Produkte zu verkaufen: „Und meine Urgroßmutter, die konnte gar kein Ungarisch, gar nichts, nichts. Die konnte nicht mal guten Tag sagen auf Ungarisch. Die hat zwei Brüder, (–) die mussten immer, wenn sie was zu machen hatten in Mohács, (–) da hatten sie Ungarisch reden können. Hier (in Nagynyárád) war es nicht wichtig.“[405] Ähnliche Äußerungen finden sich in den Interviews wiederholt, so etwa in den Erinnerungserzählungen von Frau G.J. aus der Gemeinde Vémend, die als Mädchen aus Ungarn vertrieben worden war. Auf Nachfrage betonte sie, dass sie bis zu ihrer Rückkehr kein Wort Ungarisch gesprochen habe. In den Monaten bevor sie in Ungarn in die zweite Klasse eingeschult wurde, unterstützte sie eine Verwandte beim Lernen der ungarischen Sprache: „Ja, wir haben ja zu Hause nur Deutsch geredet.“[406] Auch Herr A.St., dessen Familie vor der Aussiedlung in Györköny im Komitat Tolna lebte, verwies darauf, dass

[404] Niem: Alt sein in Nadwar 1990, 210.

[405] Interview B.P., 107/8–117/13.

[406] Interview G.J., 192/18.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

im Umfeld von Familie und Gemeinde allein die deutsche Sprache bzw. die schwäbische Dialektsprache verwendet wurde. Erst im Zuge seiner Einschulung in den frühen 1940er Jahren lernte er Ungarisch: „Mit sieben Jahren konnte ich noch gar kein Ungarisch. Meine Mutter hat nie Ungarisch gekonnt. Mein Vater hat schon Ungarisch gesprochen."[407] Viele Heimgekehrte, insbesondere dann, wenn sie zum Zeitpunkt der Aussiedlung die Schule noch nicht besucht hatten, beherrschten kein oder nur sehr schlecht Ungarisch, da im familiären und freundschaftlichen Umfeld die deutsche Sprache vorherrschte und es im Umfeld der Dorfgemeinden schlichtweg nicht nötig war, Ungarisch zu beherrschen. Ungarisch musste von ihnen nach ihrer Rückkehr erst neu erlernt werden.[408]

Wenngleich davon auszugehen ist, dass in vielen Gemeinden Südungarns die deutsch-ungarischen Lebenswelten weitgehend geschlossen existierten und die Heimatorte als Orte relativer Homogenität gelten können, bestanden auch auf lokaler Ebene Kontakte zur ungarisch-sprechenden Bevölkerung und zu anderen minderheitensprachlichen Gruppen.[409] Auch diese interkulturellen Beziehungen der „alten Heimat" werden in den Interviews als intakt und von gegenseitigem Verständnis geprägt beschrieben. So beschrieb Herr J.E. die Situation des Zusammenlebens in der Gemeinde Lippó an der ungarisch-kroatischen Grenze, wo auch einige serbische Familien lebten, als selbstverständlich gut. Zwischen der als unproblematisch erfahrenen Interkulturalität in den Gemeinden und der später aus ethnisch-kulturellen Gründen herbeigeführten Aussiedlung der Deutschen aus Ungarn, offenbarte sich ihm ein krasser Widerspruch: „Früher haben hier auch fünfundzwanzig serbische Familien gewohnt. Da war kein Streit untereinander. Mein Vater, der hat Ungarisch, Deutsch und Serbisch gesprochen. Perfekt, muss man sagen. Meine Großmutter, die konnte nur Deutsch und Serbisch. Viele Nachbarn waren Serben. Die haben da gewohnt. Die haben nur Serbisch gesprochen miteinander. Das war ganz egal, dass das Serben sind. Da hat es keinen Streit gegeben. Und nachher auch nicht. Wir sind ja junge Kerle gewesen. Nachher auch nicht."[410]

[407] Interview A.St., 72/27–72/28.

[408] Siehe hierzu auch Punkt 4.8. „Lebensgeschichtliche und soziographische Merkmale der Heimkehr".

[409] Vgl. Bindorffer: Wir Schwaben waren immer gute Ungarn 2005, 83 ff.

[410] Interview J.E., 68/30–69/3.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Auffällig scheint, dass der kulturelle Rahmen der „alten Heimat“ in den Erinnerungserzählungen kaum Erwähnung findet. Das spezifisch ungarndeutsche Brauchtum und die ungarndeutschen Feste im Jahresverlauf (etwa Fasching, das Kirchweihfest, das Christkind-Fest, der Namenstag oder das in vielen Gemeinden jährlich stattfindende Schlachtfest) kamen in den Erinnerungserzählungen kaum zur Sprache, wenngleich davon auszugehen ist, dass diese Feste bestimmende Elemente des Alltags in der „alten Heimat“ waren. Zum einen kann angenommen werden, dass sich die Erinnerung an diese soziale Praxis schlichtweg nicht gefestigt hat, da diese im sozialistischen Ungarn schrittweise fallengelassen werden musste und kaum noch ungarndeutsches Brauchtum praktiziert werden konnte. Zum anderen wurden in vielen Regionen Elemente ungarndeutscher Kultur in das ungarische Brauchtum übernommen (etwa das Bethlehemsingen und das Neujahrswünschen), so dass die Verbindung zum kulturellen Deutschtum häufig nicht hergestellt wird und deshalb unter Umständen nicht erwähnenswert erscheint.[411] Seit den 1990er Jahren kommt es im postsozialistischen Ungarn vielerorts zu einem Wiederaufleben ungarndeutschen Brauchtums. Die damit einhergehende Revitalisierung ungarndeutscher Identität konstruiert sich häufig nach dem Prinzip „Invention of Tradition“.[412]

5.2. Brüche der „alten Heimat“

Auch wenn in den Erzählungen über die „alte Heimat“ insgesamt das Bild einer „intakten Heimat“ vermittelt wird, zeigte sich in den hier analysierten Erinnerungserzählungen, dass die politischen und sozialen Umbrüche der ausgehenden 1930er und der 1940er

[411] Zu den ungarndeutschen Festveranstaltungen im Jahresverlauf und deren gegenwärtigen Rezeption und Repräsentation in den Gemeinden siehe Bindorffer, Györgyi: Die Leute von Vemend/Wemend. Alltag und Politik im Leben der Ungarndeutschen, in: Institut für Geschichte des ländlichen Raumes (Hrsg.): Politik vor Ort. Sinngebung in ländlichen und kleinstädtischen Lebenswelten Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 4 (2007), 211–224. Außerdem dies.: „… mit der Schrammelmusik aufgewachsen“ – Volkskultur als Repräsentationsform der ethnischen Identität bei den Ungarndeutschen, in: Schell, Csilla; Prosser, Michael (Hrsg.): Fest, Brauch, Identität – Unnep, szokás, identitá. Ungarisch-deutsche Kontaktfelder, Beiträge zur Tagung des Johannes-Künzig-Instituts 8.—9. Juni 2005, Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts 9, Freiburg 2008, 1–15.

[412] Siehe etwa Schell, Csilla: „Invention of Tradition“ im post-sozialistischen Ungarn. Neue Feste und Bräuche – Beispiele aus einer Dokumentation, in: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde 49 (2007), 57–76. Vgl. auch Hobsbawm, Eric; Ranger, Terence: The Invention of Tradition, Cambridge 1992.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Jahre die Lebenswelten der „alten Heimat“ grundsätzlich in Frage stellten und einen gravierenden Einfluss auf die Beziehungskonstellationen in den Gemeinden hatten. Insbesondere die politische Mobilisierung der Ungarndeutschen durch den VDU bedeutete einen entscheidenden Bruch des sozialen Gefüges in den Dorfgemeinschaften. Seit Ende der 1930er Jahre war der VDU in den deutsch-ungarischen Gemeinden aktiv und versuchte die deutschstämmige Bevölkerung für die national-faschistischen Ideen der Organisation zu gewinnen.[413] Wenngleich davon auszugehen ist, dass ein Großteil der ungarndeutschen Bevölkerung sich nicht aktiv als Mitglied im VDU engagierte und eher unpolitisch war, zumindest aber neutral den Entwicklungen gegenüberstand,[414] schlugen sich doch vor allem junge Ungarndeutsche auf die Seite des VDU – „dem Hitler seine Partei, die Volksbündler“, wie es in der lebensgeschichtlichen Erzählung von Herr J.E. distanzierend heißt.[415] Frau M.B.T schilderte die Entwicklungen in der Gemeinde Budaörs aus der Erinnerung ihres Vaters und wies darauf hin, dass im Ort viele junge Leute mit dem VDU sympathisierten, dies aber vor dem Hintergrund der kulturell-ethnischen Unterdrückung deutsche Kultur und Sprache in Ungarn begriffen werden müsse: „Das stimmte aber nicht, dass hier in Budaörs alle Nazis waren. Das ist nicht der Fall. Was ihnen imponierte als junge Leute, das hat mein Vater mir erzählt – dass die eine raffinierte Methode hatten, in deutschen Dörfern Programme zu machen. So schlichen sie dann mit ihren Ideen ein. (–) Es gab hier ein deutsches Kulturhaus. Die haben da verschiedene Veranstaltungen gemacht. Da sind sehr viele Leute hingegangen. Das war für die, die in der Schule Ungarisch sprechen mussten, obwohl sie zu Hause Deutsch gesprochen haben. Für die war das auf einmal was ganz Besonderes. Jemand sprach auf einer so großen Veranstaltung die deutsche Sprache. Was Jahrhunderte lang nicht wichtig war, war dann auf einmal doch wichtig. (–) Hier war große Sympathie. Viele haben daran teilgenommen.“[416]

[413] Bereits seit Anfang der 1920er Jahre hatte das Wirken der vormilitärischen „Levente“ in den Gemeinden großen Einfluss auf die Ungarndeutsche Jugend. Schon hierdurch waren die „alten“ Hierarchien der Gemeinden in Frage gestellt worden. Vgl. Schwedt, Herbert: Nadwar – oder Brüche in einer ungarndeutschen Lokalkultur, in: Schrauth, Sylvia; Grosser, Thomas (Hrsg.): Die Flüchtlingsfrage in der deutschen Nachkriegsgesellschaft, Wolfgang von Hippel zum 60. Geburtstag, Mannheimer historische Forschungen 11, Mannheim 1996, 93–104.

[414] Siehe Swanson: The Second World War and Its Aftermath 2008, 350.

[415] Interview J.E., 65/10.

[416] Interview M.B.T., 74/32–75/8.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Die politisch-ideologischen Anschauungen die durch den VDU in die Gemeinden getragen wurden, führten dazu, dass sich das Gemeinschaftsgefüge in den Gemeinden zu spalten begann. Die „sozialen Trennlinien“ in den Dorfgemeinschaften, wie Herbert Schwedt in der Lokalstudie über die Gemeinde Nemesnádudvar herausgestellt hatte,[417] bezogen sich bis zu diesem Zeitpunkt im Wesentlichen auf Geschlechterrollen oder auf Reichtum und Besitzstand.[418] Durch die einnehmende und radikalisierende Tätigkeit des VDU bestand nunmehr aber auch eine politisch-ideologische Trennlinie zwischen Anhängern des VDU („bundások“) und dessen Gegnern („rongyosok“).[419] Auch diese Entwicklung der „alten Heimat“ wird in den Interviews häufig erwähnt. Wie Frau E.M. aus Nemesnádudvar schilderte, konnten deswegen auch enge freundschaftliche und nachbarschaftliche Beziehungen auseinandergehen: „Und da sind beide Nachbarn, die sind Tag und täglich zu uns gekommen Handarbeit machen, weil wir hatten große Fenster und da war es schön hell, dass man die Arbeit schön machen kann. Und als der Volksbund aufgestanden ist, da sind die beide in den Volksbund hinein und seitdem haben die mit uns keinen Kontakt mehr gehabt. So wie wenn wir noch nie gekannt hätten einander. Und dann als der Umsturz gekommen ist, dann sind sie gekommen um Verzeihung bitten, weil sie haben das nicht gedacht und sie haben es nicht so böse gemeint. Und naja, es war gut, weil mein Vater war ein gutherziger Mensch, er war nicht gekränkt durch ihre Dummheiten.“[420]

Analog zur zunehmenden Radikalisierung des VDU verschärften sich die Differenzen in den Gemeinden, was nunmehr durch offene Anfeindungen und Beschimpfungen begleitet wurde. So berichtete Frau E.M., dass sich die Deutschen im Ort, die sich nicht den „Deutschnationalen“ angeschlossen hatten, von Anhängern des VDU als „gelbfußige Magyaren“ beschimpft worden sind. Das Attribut „gelbfußig“ wurde in diesem

[417] Schwedt: Zur Veränderungsgeschichte dörflicher Geselligkeit 1990, 20 und 27f.

[418] „Die was die Bauernsöhne waren, die waren eingebildet“, Interview E.M., 27/32.

[419] Wie auch Seewann feststellt, hatten die um sich greifenden ideologischen Differenzen Einfluss auf weitgehend alle Lebensbereiche in den Gemeinden. Nicht nur die bestehenden Wirtschaftsbeziehungen wurden hierdurch gestört. Auch die traditionell gemeinschaftlich begangenen Feste und Gebräuche wurden nunmehr innerhalb der jeweiligen politisch-ideologischen Gruppen gefeiert. Siehe Seewann, Gerhard: Die Deutschen in Ungarn und ihre Loyalität zu Horthy und Hitler, in: Jakob Bleyer Gemeinschaft (Hrsg.): Akten der Historikerkonferenz zum Volksbund der Deutschen in Ungarn (1938—1945), Budapest 2007, 98–115, hier 112.

[420] Interview E.M., 27/23–27/30.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Zusammenhang offenbar als abwertend für ungarisch-gesinnte *svábok* herangezogen: „...haben sie auch schon etwas gehört vom Volksbund? Das ist so ein Verein gewesen, aber die Leute die haben das für eine Partei oder sowas gehalten. Da in unserem Ort waren achtzig Prozent in dem Volksbund. Die haben uns dann auch ausgelacht und geschimpft. Wir sind die gelbfußigen Magyaren, haben sie gesagt."[421] Auch „Engländer" sei ein gängiges Schimpfwort gewesen, um die nicht am VDU orientierten Deutschen zu diffamieren, wie Frau B.P. aus Nágynyárad berichtete: „Und die, was im Volksbund waren, die haben zu denen gesagt, die nicht im Volksbund waren: 'Ihr Engländer'. (–) Und meine Schwester und ich sind rauf da im Garten auf den Zaun dort und dann haben die gesagt: 'Du Engländer'. Und dann hat die (Schwester) gesagt: 'Du Volksbund'".[422] Frau B.P. erzählte im Laufe des Gesprächs eine weitere Anekdote, die verdeutlichen sollte, welch tiefe Spannungen als Folge der politischen Mobilisierung der Ungarndeutschen durch den VDU die lokalen Lebenswelten erfassten. Bei einem Aufmarsch des VDU in Nágynyárad habe sich ihr Großvater zusammen mit einem weiteren Verwandten den aufmarschierenden VDU-Anhängern entgegengestellt. Es kam zu einer offenen Konfrontation: „Und dann sind die gekommen und 'Heil Hitler'. Dann hat er (der Großvater) seinem Bruder noch die ungarische Nationalnadel drangesteckt und dann (haben sie sich) da draußen hingestellt. (–) Und er hat niedergedroschen: 'Éle Magyaroszág. Elé a Hórthy'. Und die: 'Heil Hitler'."[423] Dies zeigt, dass die ideologischen Barrieren in den Gemeinden in erster Linie zwischen dem Bekenntnis zu Hitler und der Politik des nationalsozialistischen Deutschlands auf der einen und dem Bekenntnis zu Hórthy und Ungarn auf der anderen Seite bestanden.

Für viele ungarndeutsche Biographien bedeuteten die seit 1941 durchgeführten SS-Rekrutierungen, die zunächst auf freiwilliger Basis und später zwangsweise erfolgten, einen entscheidenden biographischen Bruch. Vor allem junge ungarndeutsche Männer wurden aufgrund der bilateralen Vereinbarungen zwischen dem Deutschen Reich und Ungarn zur Mitwirkung in der SS rekrutiert.[424] Auch Herr J.E. aus der an der kroatisch-

[421] Ebd., 27/11–27/14.

[422] Interview B.P., 119/11–119/16.

[423] Ebd., 119/6–119/11.

[424] Vgl. hierzu das Kapitel 4.1. „Ungarn und die Deutschen in Ungarn im Vorfeld der Vertreibungen".

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

ungarischen Grenze gelegenen Gemeinde Lippó wurde zur Musterung für die SS einberufen. Wie er berichtete, fanden die Musterungen in einem Gasthaus einer Nachbargemeinde statt und wurde von deutschen und ungarischen Honvéd-Offizieren überwacht. Er betonte, er habe zunächst versucht beim ungarischen Militär unterzukommen, wurde dann aber doch in die SS einberufen: „1944 mussten wir zu der deutschen Einrichtung. Der deutsche und der ungarische Staat haben sich so entschlossen, dass die Ungarndeutschen, dass man die einziehen kann zur SS. Aber nicht freiwillig, sondern man muss zur SS. Ha ja, dann wollten wir zu den Ungarn gehen und haben uns in Pécs in der Kaserne gemeldet. Wir wollten nicht zu denen, wir wollten zu den Ungarn gehen. Wir waren dann beim Oberstleutnant und der hat gesagt, dass es ihm egal sei, ob wir dahin kommen oder dahin kommen: 'Wir brauchen euch gegen die Russen'. Dann haben sie uns bei der SS eingezogen.“[425] Im Sommer 1944 wurden die rekrutierten Verbände zunächst in Ausbildungsstätten und dann in die entsprechenden Einsatzregionen geschickt. Der Tag seines Einzugs ist Herr J.E. nach wie vor präsent, zumal er nun erstmals mittelbar mit den Kriegsentwicklungen konfrontiert wurde. Auf dem Weg zu den Ausbildungsstätten wurde sein Transport im Raum Budapest von amerikanischen Fliegern beschossen: „Am 27. Juli (1944) mussten wir dann wegfahren. Da waren die Russen schon in Rumänien. Dann sind wir weggefahren nach Budapest. Schon vor Budapest sind die Amerikaner gekommen mit einem großen Flieger. Mit so einem Doppeldecker, mit dem die auch Dresden bombardiert haben. Da mussten wir aus dem Zug springen. Dann sind wir reingekommen in Budapest am Bahnhof. (–) Wir mussten nach Debrecen ins Ausbildungslager. Da lag unsere Division. Nachher haben wir erfahren, dass die die Strecke bombardiert hatten. (–) Dann sind wir nach Újfalu. Da war das Regiment. Bei dem SS-Panzergrenadier 'Horst Wessel' waren wir gewesen. Ich habe ein Buch davon, das kann ich ihnen geben.“[426] Die Division „Horst Wessel“, in der viele Ungarndeutsche dienten, wurde vor allem in der ehemaligen Tschechoslowakei eingesetzt, so auch Herr J.E.[427] Nach seiner Entlassung aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft wurde er im Oktober 1946 in seinen Heimatort Lippó entlassen.

[425] Interview J.E., 64/25–64/31.

[426] Interview J.E., 64/32–65/8.

[427] Vgl. Casagrande, Thomas: Die Volksdeutsche SS-Division „Prinz Eugen”. Die Banater Schwaben und die nationalsozialistischen Kriegsverbrechen, Frankfurt 2003.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Der Einmarsch und die Besatzung Ungarns durch die Rote Armee vollzog sich im Laufe des Jahres 1944. Sowjetische Truppen zogen in den Gemeinden ein, es kam zu Kampfhandlungen, Plünderungen und Zerstörungen vor Ort und die allgemeine Versorgungslage verschlechterte sich zusehends. Parallel zu den allgemeinen Kriegsentwicklungen veränderten nun auch die Flüchtlingstrecks aus dem Süden das Bild der südungarischen Gemeinden. Insbesondere die Trecks der von Partisanen vertriebenen Deutschen aus dem ehemaligen Jugoslawien machten in Südungarn Halt. Die ungarische und auch die ungarndeutsche Bevölkerung waren nun erstmals mittelbar mit den Kriegsentwicklungen konfrontiert, was für die lebensweltliche Normalität in den Gemeinden eine tiefgreifende Zäsur darstellen musste. Auch in den Erzählungen der *hazatértek* wird die Zeit der Besatzung als ein lebensweltlicher Bruch dargestellt. Während die Jahre zuvor als eine Phase existenzieller Sicherheit beschrieben werden, gelten die vor Ort stattfinden Kriegshandlungen und die Besatzungszeit als erstmalige Erfahrung einer existenziellen Bedrohung. So erinnerte sich Frau B.P. detailliert an die Kampfhandlungen in Nágynyárad. Nach dem Rückzug deutscher Truppenverbände beschoss die Rote Armee die Gemeinde: „Und wo die Russen rein sind gekommen – wir waren in der anderen Gemeinde in der Kirche, die Deutschen sind um drei Uhr fort und dann sind die Russen da reingekommen. (–) Dann haben sie zwei Bomben reingeschmissen (–) und fünfundzwanzig Kanonenschüsse haben sie abgegeben auf die Kirch'. (–) Die Mauern haben sie nicht durchgekriegt, weil das sind so dicke Mauern, weil das hat Maria Theresia noch gebaut.“[428] In Folge der Besatzung verschlechterte sich die Versorgungssituation in der Gemeinde dramatisch, wie Frau B.P. im Weiteren schilderte: „Der gute Schinken bei uns, (–) da waren Kuchen noch, da hat man alles noch zu kaufen gekriegt. Wir haben (hatten) alles. Da war Salz, da war alles bis die Russen sind reingekommen.“[429] Auch Herr J.G. aus der Donaugemeinde Szigetbecse erinnerte sich, dass sich die Versorgungslage in den Gemeinden in Folge der Besatzung merklich verschlechterte: „Vor dem Krieg war das Leben noch gut. Dann im Krieg, dann war es eher schlecht. Da sind die Russen gewesen. Die waren ein paar Monate lang hier in der Ortschaft.“

[428] Interview B.P., 105/20–105/30.

[429] Interview B.P., 105/19–105/20.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Mit der Besatzung Ungarns durch die Rote Armee waren viele Ungarndeutsche aus Angst vor Racheakten aus ihrer Heimat geflohen. Insbesondere ehemalige Mitglieder des Volksbundes oder der SS hatten sich nun in den Westen abgesetzt.[430] Darüber hinaus begannen mit der Besatzung auch die Zwangsverpflichtungen zum Arbeitseinsatz im Rahmen des *Málenkij Robot*. In Folge der Deportationen, die in vielen Gemeinden schon kurz nach dem Einmarsch der sowjetischen Truppenverbände einsetzten, waren ganze Dorfgemeinschaften und Familien auseinandergerissen worden. Auch in den Erzählungen der *hazatértek* werden diese durch die sowjetischen Besatzer unter der Mitwirkung ungarischer Behörden durchgeführten Deportationen als einschneidende Erfahrung erinnert, zumal diese als erste gegen die gesamte deutsche Bevölkerung gerichtete Maßnahme begriffen werden. Die Willkür der Auswahl zum Arbeitseinsatz und die Unmenschlichkeit der Einsatzbedingungen sind dabei zentrale Erzählmotive. Insbesondere die Tatsache, dass auch Frauen und Mädchen von den Deportationen betroffen waren, wird in den Erzählungen betont. Frau E.M., deren Familie selbst nicht deportiert worden war, schilderte die Entwicklungen in der Gemeinde Nemesnádudvar folgendermaßen: „Als die Russen uns besetzt haben, da hat man solche Junge, auch junge Mädchen und Frauen, die hat man gesammelt. Naja, wenn eine Frau ein Kind hatte, die war verschont geblieben, aber wenn das Kind schon größer war, dann hat man die auch mitgenommen. Aber die waren drei Jahre da. Stellen sie sich das mal vor! Das war noch gleich nach den Russen, nachdem die uns besetzt haben. Der Krieg war beendet und am dritten Tag waren wir besetzt. Der ganze Ort musste dann nach (beim) Bürgermeister antreten. Dort hat man die hingebracht und dann haben die Russen die mitgenommen nach Russland. Lang hat es gedauert, bis die eigentlich einen Brief abschicken konnten oder durften. Die mussten in der Grube, in der Kohlegrube mussten die arbeiten – Frau wie Mann. Einige waren in der Küche, weil es wurde für die Leute gekocht. Aber einige mussten in der Grube arbeiten. (–) Ich weiß nicht – Zweihundert – ich weiß nicht genau wie viele man nach Russland geschleppt hat. Die Männer und Frauen, die geblieben sind, von denen ist keiner gestorben. Aber die Männer haben geraucht, das hat ihnen gefehlt das Rauchen. Da haben sie Brot getauscht gegen Zigaretten und die sind dann ganz abgemagert gewesen und am Ende sind sie gestorben. Ungefähr Sechzig von den

[430] Vgl. hierzu das Kapitel 4.1. „Ungarn und die Deutschen in Ungarn im Vorfeld der Vertreibungen“.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Zweihundert sind gestorben. Uns haben sie solange in Ruhe gelassen. Die Russen sind im Oktober hereingekommen und schon von November an haben sie die verschleppt.“[431] Dass die Deportationen vorgeblich nicht auf Dauer angelegt waren, ist ebenfalls ein gängiges Erinnerungsbild an den *Málenkij Robot*. Die ausführenden Behörden hatten die Betroffenen in Ungewissheit darüber gelassen, wie lange der Arbeitseinsatz dauern würde, wie Herr A.A. aus Mecseknádasd schilderte. Seine Mutter war zum Arbeitseinsatz in die SU verschleppt worden und konnte nach rund drei Jahren wieder in ihren Heimatort zurückkehren: „Die Schwabenleut' von siebzehn bis fünfunddreißig, die haben sie mitgenommen. Und da haben sie nicht gesagt: 'Ihr kommt auf Russland'. Da haben sie gesagt: 'Ein bisschen was zusammenpacken für drei Tage zu essen, ihr geht irgendwohin Kukuruz, Mais bringen irgendwo auf einem Feld. Da brauchen wir ein paar Leut' dazu, da geht ihr hin. Dort müsst ihr Schaffen.' Daraus sind fünf Jahre geworden. So war das damals.“[432]

Einigen der im Rahmen des *Málenkij Robot* verschleppten Deutschen gelang nach einem mehr oder minder langen Aufenthalt in den Einsatzgebieten die Rückkehr in die Heimat. Die in vielen Fällen nur wenige Wochen und Monate nach ihrer Heimkehr stattfindenden Aussiedlungen bedeuteten für sie ein doppeltes Trauma. Deutlich wird dies am Beispiel der Geschichte einer Familie aus Szigetbecse. Herr J.G. berichtete darüber, dass sein Vater im Rahmen des *Málenkij Robot* zum Arbeitseinsatz in eine Grube in Novidombas abbestellt worden war. Nach mehr als einem Jahr gelang es ihm, zurück in den Heimatort zu kommen. Nur wenige Monate nach seiner Rückkehr begannen in der Gemeinde die Aussiedlungkomissionen mit der Zusammenstellung von Aussiedlungslisten, auf denen sein Vater – wohl aufgrund seiner langen Abwesenheit – nicht vermerkt war. Seine Mutter und er selbst hingegen waren von den Kommissionen für die Aussiedlung bestimmt worden. Versuche des Vaters, bei den lokalen Behörden die Ausweisung der Familie zu verhindern, scheiterten. Letztlich entschied sich sein Vater auf freiwilliger Basis dafür, zusammen mit seiner Familie Ungarn zu verlassen: „1945 haben die Russen die Schwaben, die einen deutschen Namen gehabt haben, die haben sie zusammen. Alle zwischen achtzehn und fünfundvierzig, auch Mädels. Und die wurden dann nach

[431] Interview E.M., 17/28–18/11.

[432] Interview A.A., 161/28–161/32.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Russland geschickt und die mussten im Bergwerk arbeiten. Die meisten mussten in einem Kohlebergwerk arbeiten. In Novidombas, Neudombas, dort haben sie gearbeitet. Gekriegt haben sie aber nicht viel. Ein bisschen warmes Wasser, ein paar Blätter sind drin rumgeschwommen, dann einen Löffel Maisschrot. Und dafür mussten die auch noch arbeiten. Sehr viele sind einfach dortgeblieben. Mein Vater, der ist dann aber heimgekommen. Eineinhalb Jahre hat er es da ausgehalten. Dann ist er heimgekommen. Der war schon so schwach. Der war größer als ich und hat nur noch achtundvierzig Kilogramm gewogen. So abgemagert war der. In Rumänien im Krankenhaus haben sie ihn ein bisschen aufgebessert. Da war ein deutscher Arzt, der ihm was gegeben hat, dass er den Weg bis nach Hause aushält. Dann ist er heimgekommen im Frühjahr und im September hat man uns raus."[433] Einig Heimgekehrte mussten nach ihrer Rückkehr vom Arbeitseinsatz im Rahmen des *Málenkij Robot* feststellen, dass ihre Familien und Angehörigen schon in die Besatzungszonen Deutschlands ausgesiedelt worden waren.

5.3. Evakuierung und Aussiedlung als Erinnerungsmoment

Die *kitelepités*, die Aussiedlung der Deutschen aus Ungarn, erfolgte wie bereits dargestellt lokal und regional zu unterschiedlichen Zeitpunkten, mit unterschiedlicher Intensität und mit unterschiedlichem Verlauf. Dennoch treten in den Erinnerungen der *hazatértek* an die Vertreibungen verbindende Muster und Motive auf und es zeigte sich, dass die Erfahrung der Aussiedlung ein zentrales Moment in den Lebensgeschichten ist. Die *kitelepités* wird von den Betroffenen als biographischer Wendepunkt verstanden. Die Evakuierung, das erzwungene Verlassen des Ortes der Heimat, wurde von den Heimgekehrten als ein punktueller Bruch erlebt, der die – für sie bis dato anerkannten – sozialen Gültigkeiten von einem Augenblick auf den nächsten gänzlich in Frage stellte.[434]

[433] Interview J.G., 86/4–86/24.

[434] Für die heimatvertriebenen Deutschen bedeuten die Vertreibungen einen „kollektiven historisch-biographischen Bruch", dessen Verarbeitung individuell sehr unterschiedlich verlaufen konnte. Siehe von Engelhardt, Michael: Die Bewältigung von Flucht und Vertreibung. Zum Verhältnis von Lebensgeschichte, Gesellschaftsgeschichte und biographisch-historischer Identität, in: Endres, Rudolf (Hg.): Bayerns vierter Stamm, Köln 1998, 215-251, hier 218.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Dementsprechend konkret sind auch die Erinnerungen an dieses Erfahrungsmoment.[435] Fast alle Gesprächspartner konnten sich an das genaue Datum der Aussiedlung erinnern. Darüber hinaus werden die spezifischen Handlungsabläufe und Vorgänge der Aussiedlungsaktionen – das Eintreffen der Aussiedlungskommissionen, die Inventarisierung und Beschlagnahmung, der Abtransport usw. – von ihnen bis ins Detail erinnert. Das zeigte sich etwa im Gespräch mit Frau A.F., die zusammen mit ihrer Familie im Sommer 1948 aus der Gemeinde Nagynyárád in einem der letzten Aussiedlungstransporte in die SBZ ausgesiedelt worden war. Bereits im Folgejahr kehrte sie zusammen mit ihren Eltern wieder in ihre Heimatgemeinde zurück. Das Eintreffen der Aussiedlungskommission in ihrem Heimatort, die Beschlagnahmung und die Ausweisung der Familie sind ihr in ihrer Erinnerung nach wie vor gegenwärtig. Die Durchführung der Evakuierungsaktion schilderte sie szenisch: „Das ist schon traurig gewesen. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie wir da als Kinder draußen gesessen sind hier vorm Haus, und dann ist die Polizei gekommen mit dem Mann und dann hat der Mann gesagt: 'Hier ist das Haus.' Dann ist er reingekommen und hat uns alle nach einer Liste der Reihe nach mit Namen aufgerufen. Jetzt sollten wir packen, in einer halben Stunde sei der Autobus da. Dann mussten wir fort. Ja, das war schon schwer.“[436] Zwar waren die Aussiedlungskomissionen bereits zuvor wiederholt im Ort aktiv gewesen und die Betroffenen wussten, dass in anderen Gemeinden bereits viele Deutsche evakuiert und abgeschoben worden waren. Dennoch sahen viele Ungarndeutsche zum Zeitpunkt der Aussiedlung die Gefahr einer Enteignung oder Vertreibung schon gebannt, da sie davon ausgingen, der Krieg sei beendet und in Friedenszeiten derartige Maßnahmen nicht anberaumt würden.[437] Auch Herr J.S. aus Váskut erinnerte sich detailliert an die spezifischen Abläufe der Evakuierungsaktionen. Wie er angab, war ihm die Möglichkeit einer Ausweisung zwar bewusst, er ging allerdings nicht davon aus, dass die Vertreibungen auch ihn und seine Familie treffen könnte. Auch der mögliche Zeitpunkt der Aktionen war für ihn nicht absehbar: „Dann ist sie wieder zurückgekommen, also

[435] Einen psychoanalytischen Überblick über die Wirkungsweisen der Verarbeitung von traumatischen Erfahrungen ist zu finden in Bohleber, Werner: Trauma, Trauer und Geschichte, in: Liebsch, Burkhard; Rüsen, Jörn (Hrsg.): Trauer und Geschichte, Köln/Weimar/Wien, 131–145, hier insbesondere 135–137.

[436] Interview A.F., 51/12–51/15.

[437] Füzes: Etwas blieb daheim in Ungarn 1999, 88.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

diese, wie soll ich sagen, die was auf uns aufgepasst haben, die Vertreibungspolizei. Das war eine ganz andere Polizei wie die richtige Polizei. Die sind wieder zurückgekommen. Wir haben uns schon gedacht, das wird was geben. Aber wann, das wussten wir nicht. Also am 18. August früh am Morgen sind sie gekommen. Keine Seele von uns – also das war in Vaskút von hier acht Kilometer –da hat niemand hat mehr hinaus dürfen aus der Gemeinde. Dann sind sie schon gekommen mit einem Zettel. Also, da standen schon Namen drauf von der Familie. In einer Stunde sollten wir fertig sein, weil es kommt ein Kraftfahrzeug und nimmt uns – dort in Vaskút war ein Bahnhof – hinaus zum Bahnhof. Das hätten wir nie gedacht! (–) Und dann sind sie gekommen und haben uns hinausgeschoben auf den Bahnhof. Dort waren wir, bis die Anderen auch sind gekommen. Am nächsten Tag sind die Wagons gekommen und dann haben (sie) uns einwagoniert. Dann sind wir dort am 19. August von Baja nach Pirna."[438] Auch Herr J.G. aus Szigetbecse erinnerte sich detailliert an den Tag der Ausweisung seiner Familie. Wie im Vorangegangenen bereits ausgeführt, waren nur er und seine Mutter für die Abschiebung vorgesehen. Sein Vater, der wenige Wochen zuvor vom Arbeitseinsatz in Russland heimgekehrt war, war auf den Namenslisten der Siedlungskolonnen nicht vermerkt. Seine Versuche bei der Gemeindeverwaltung den Verbleib der Familie zu erwirken und deren Ausweisung zu verhindern, scheiterten: „Da kam der Polizist in der Früh, ich bin noch im Bett gewesen. Dann hat er gesagt, wir sollen jetzt zusammenpacken. Alles, was wir so zusammenpacken können. In einer Stunde kommt dann ein Auto, hat er gesagt, das schafft uns dann fort. Zu Papa hat er gesagt, er muss nicht, nur die Mutter und ich. Der Papa stand nicht auf der Liste. Vielleicht wussten die gar nicht, dass er zu Hause ist. Die haben gedacht, dass der noch in Russland ist. Bestimmt haben die nicht gewusst, dass mein Papa wieder zu Hause ist. Deshalb war der nicht drauf auf der Liste. Dann ist der Papa aufs Gemeindehaus. Da hat er gefragt, ob man denn nicht hierbleiben könnte. Die haben dann gesagt: 'Nein, aber sie nehmen wir auch gerne mit', haben sie zu meinem Papa gesagt. Die Familie kann nicht dableiben, aber sie nehmen wir gerne mit. Dann hat er gesagt, dann muss er halt auch mit, er kann doch nicht die Familie alleine lassen. Dann ist er auch mit."[439]

[438] Interview A.Sch., 3/9–3/21.

[439] Interview J.G., 86/14–86/24.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Die Aussiedlung wird von den Betroffenen nicht nur als Verlust des Besitzes, sondern vor allem auch als Verlust der anerkannten sozialen Rolle verstanden. Traditionell wurde von den „Schwaben“ der gesellschaftliche Status des Einzelnen über die persönliche Verfügung von Besitz (also im rechtlichen Sinn von „Eigentum“) und Land (im Sinn von bäuerlicher Landwirtschaft) definiert. Ansehen genoss derjenige, der einen Hof besaß und eigene Felder und Ackerflächen. Land war für die Dorfbewohner also nicht nur ein „ökonomischer Faktor”, um Erträge einzufahren und den Lebensunterhalt sicherzustellen. Vielmehr bestimmte der Besitz von Land und Ackerfläche den sozialen Status des Einzelnen innerhalb der dörflichen Gesellschaft und war somit „ein Wert an sich“.[440] Die Erfahrung des Verlustes kehrte diese Kategorie sozialer Ordnung um. Während der Besitz von Land und Feldern, Haus, Hof und Vieh stets ein wesentliches „soziales Ordnungsprinzip“ dargestellt hatte, war dieses Selbstverständnis mit dem Augenblick der Aussiedlung und der damit einhergehenden Enteignung obsolet geworden.[441] Dementsprechend ist der Verlust von Besitzstand und Vermögen in den Erinnerungen an die Aussiedlungen ein zentrales Erzählmotiv. So schilderte etwa Herr F.A. aus dem nahe Villány gelegenen Ort Palkonya seine Erfahrung der Aussiedlung vor allem vor dem Hintergrund des hierdurch erfahrenen Besitzverlustes. Seine Familie betrieb am Ort eine kleine Landwirtschaft: „Wir hatten unser ganzes Vermögen, Feld, Viecher, Haus, alles, wir hatten das bis zu unserer letzten Minute und alles. Und eines Morgens kommt die Polizei rein und hat gesagt, packen und los.“[442] Deutlich wurde die starke Gewichtung des materiellen Verlustes durch die Erfahrung der Aussiedlung auch in einer Aussage von Frau A.P. aus Nagynyárád. 1948 wurde sie zusammen mit ihrer Familie ausgesiedelt. Auch ihre Familie besaß einen landwirtschaftlichen Betrieb. Das ihr, durch die Aussiedlung aufgezwungene Zurücklassen der alltäglichen Verpflichtungen, wie das Bestellen und Abernten der Felder oder die Pflege der ihrer Landwirtschaft angeschlossenen Tiere, bedeutete für sie gleichsam auch die Aufgabe einer lebensweltlichen Normalität: „Ich war keine zehn Jahr'. Dann ist die Polizei hierhergekommen, hat geklopft, dann sind wir raus. Wir haben nicht gewusst wohin. (–)

[440] Siehe auch Schwedt: Zur Veränderungsgeschichte dörflicher Geselligkeit 1990, 20 f.

[441] Ebd., 29.

[442] Interview F.A., 42/2–42/4.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Dann stand da ein Auto. Dann haben sie gesagt, wir werden ausgeliefert. Was wir noch gehabt haben, das war ein Stall voll Viech. Da waren Pferd', da waren Schwein', da war der Weizen, da war der Kukuruz (Mais), der war noch draußen am Feld. Die Wohnung war noch eingeräumt, alles was war, ist dageblieben, das Mehl... und *so* haben wir fortgemusst."[443] Auch aus den Erzählungen über die Aussiedlung von Frau E.Z. aus Vémend geht hervor, dass das Zurücklassen nicht nur als Verlust materieller Werte, sondern auch als Verlust des Alltags gedeutet wird: „Der (Kommissar) hatte so (einen) Lattenzaun. Da hat er an die Tür hingeschlagen. Da hat er gesagt, wir sollen in einer halben Stunde gepackt haben, wir sollen weggehen. Das Auto kommt und nimmt uns mit. Aber was sollen wir jetzt mitnehmen? Da waren Viech, da waren Schweine, da waren Hunde und Schlachtware, alles miteinander so wie es war. Das bisschen Bündel sollten wir raus mitnehmen an die Station."[444] Ebenso Frau E.M. betonte in ihren Ausführungen den materiellen Verlust, den sie durch die Aussiedlung erfahren hatte: „1947 sind wir vertrieben worden. Das war schon traurig. Stellen sie sich vor, wir hatten ein großes Haus, ein Bauernhaus, gehabt – Kühe und Schweine und Pferde und Allerhand. Und dann haben sie gesagt, fünfundzwanzig Kilo darf man mitnehmen, weil dann nehmen sie uns mit in einen anderen Ort, weil aus der Tschechoslowakei bringen sie die Ungarn daher und wir müssen nach Deutschland. Dann hat sich der LKW in den Hof hineingestellt. Dann ging es ganz schnell."[445]

Der, durch die Vertreibungen erfahrene Besitz- und Statusverlust spiegelt sich in den Erinnerungen auch in dem Narrativ des Vertriebenengepäcks. Die Tragweite des Verlusts wird im geringen materiellen Wert des Vertriebenengepäcks – im Vergleich zu dem hohen persönlichen und materiellen Stellenwert des beschlagnahmten Besitzes – deutlich. Neben den wichtigsten Gegenständen des täglichen Bedarfs wurden von den Betroffenen vor allem Nahrungsmittel mit auf die Reise genommen: „Ein bisschen Kleidung, ein bisschen Bettzeug, zwei Säcke Mehl, ein bisschen Speck und Fett. So sind wir rausgegangen",[446] sagte etwa Herr J.E. und wies so nicht nur auf den materiellen Schaden

[443] Interview B.P., 102/19–102/21.

[444] Interview E.Z., 36/20–36/25.

[445] Interview E.M., 12/10–12/14.

[446] Interview J.E., 65/30–65/31.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

der Evakuierungen, sondern auch auf den als Folge der Enteignungen erfahrenen sozialen Statusverlust hin. Auch Herr A.Sch. betonte in seinen Ausführungen, die begrenzten Möglichkeiten Dinge mitzunehmen und, dass nur das Lebenswichtigste mitgeführt werden konnte: „Da weiß man nicht, was man mitnehmen soll. Das sah dann ungefähr so aus: ein Beutel mit hundert Kilo, davon achtzig Kilo alles Andere, Lebensmittel zwanzig Kilo – zwei Kilo Bohnen, zwei Schmalz, Fett, Fleisch.“[447] Meist hatten die Betroffenen nur wenige Minuten Zeit, um das Gepäck zusammenzustellen, wie Herr J.R. aus Villány schilderte: „In 47er, am 24. August war die Aussiedlung. Und zehn Minuten hat das Postauto hier im Dorf (gewartet). Zehn Minuten haben wir gekriegt! Und dann packt ihr zusammen und dann ist fertig. Was sollst du packen in zehn Minuten? Nichts. Ganz wenig.“[448] Im weiteren Verlauf des Gesprächs sagte er: „In Villány haben sie uns in die Wagons rein. Zehn Familien gingen in einen Wagon rein. Was sollten die so zusammenpacken? Was meinst du? Nichts!“ Auf die Frage, was sie denn doch mitnehmen konnten, erinnerte Herr J.R.: „Eine Decke, wo man sich hat hingelegt und dann zudecken tut. Das wars, was du hattest.“[449]

Die Evakuierung und die Zwangsbeschlagnahmung des mobilen und immobilen Besitzstandes und der Abtransport wurden in den meisten Gemeinden in Schnellaktionen innerhalb weniger Stunden durchgeführt. In einigen Gemeinden Südungarns wurden die für die Aussiedlung vorgesehenen Familien schon Wochen, in manchen Fällen sogar Monate im Voraus des eigentlichen Abtransportes aus ihren Häusern ausgewiesen und in provisorischen Sammelunterkünften oder auch direkt in Wagons untergebracht. In der Gemeinde Vémend wurde der für eine Ausweisung vorgesehene Personenkreis rund eineinhalb Wochen vor dem eigentlichen Abtransport in die SBZ im Sommer 1947 auf dem Bahnhofsgelände gesammelt und polizeilich abgeschirmt. Die Versorgung der betroffenen Familien war nur unzureichend gewährleistet, wie die Zeitzeugen schilderten. Auf dem Bahnhofsgelände waren man sich selbst überlassen, wie Frau H.F. berichtete: „Die sind einfach gekommen und wir haben müssen raus und haben (uns) auf die Bahn geführt. Da haben wir acht Tage gehalten. Es war im September in 47er. Eine große Hitz'

[447] Interview A.Sch., 3/16–3/19.

[448] Interview J.R., 163/3–163/8.

[449] Interview J.R., 163/21.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

war da. Das war September und das war so heiß. Und acht Tage konnten wir uns nicht waschen und kein Wasser, kein gar nichts. (–) Ich weiß nicht, wie viele Personen in einem Wagon waren mit alten Leuten und mit Kindern und mit alles."[450] Frau E.Z., die ebenfalls in Vémend auf den Abtransport wartete, schilderte, dass Verwandte und Bekannte, die von den Aussiedlungskommissionen nicht erfasst worden waren, die auf dem Bahnhofsgelände auf den Abtransport wartenden Vertriebenen versorgten: „An der Station haben wir acht Tage gelebt. Bis wir dort waren, die was Leut' noch hatten daheim, die haben zu Essen gebracht. Bei uns da war nichts."[451]

Auch vertriebene Deutsche aus Nagynyárád verbrachten vor ihrem eigentlichen Abtransport in den Westen einige Wochen in einem überwachten Transportzug in Mohács. Die Betroffenen versorgten sich mit Hilfe provisorisch errichteter Kochstellen mit den von ihnen mitgebrachten Lebensmitteln, wie sich Frau A.F. erinnerte: „Am 3. September 1947 sind wir weg. Und in Mohács haben wir zwei Wochen gelegen auf der Bahn. Dort haben wir gekocht in der Eisenbahn. Das war in so einer Schlucht und da haben wir Ziegel übereinandergestellt und zwei Wochen gekocht."[452] Frau B.P., die in derselben Aktion aus Nagynárád ausgesiedelt wurde, schilderte die Vorgänge folgendermaßen: „In 47er, am 3. September, da haben sie uns im Auto auf Mohács getan. Im Auto waren wir. Eins, zwei auf ein Auto drauf. Und danach sind wir einquadroniert worden in so einen Wagon rein. Da haben sie ein bisschen Heu rein, durchgeschrubbt und dann haben sie uns fort bis daher nach Fünfkirchen (Pécs), so heißt das. Dann haben wir dort gestanden noch zehn Tage lang. Da haben wir müssen warten, wo sie uns hintun – in die DDR."[453]

Die Aussiedlung hat in den Reihen der Vertriebenen eine Orientierungskrise verursacht. Die Betroffenen wussten nicht, wohin sie kommen würden und ob sie jemals wieder in die Heimat zurückkehren könnten.[454] Diese Unsicherheit wurde dadurch unterstützt, dass

[450] Interview H.F., 134/1–134/5.

[451] Interview E.Z., 36/25–36/26.

[452] Interview A.F., 52/29–52/31.

[453] Interview B.P., 103/1–103/5.

[454] Albrecht Lehmann prägte im Zusammenhang mit der durch Vertreibung und Aussiedlung der Deutschen aus ihren Heimatgemeinden verursachten Orientierungskrise den Begriff der „Zufallsheimat". Siehe dazu Lehmann, Albrecht: Im Fremden ungewollt zuhause. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland 1945–1990, München 1993, 21–30.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

die Betroffenen bei ihrer Evakuierung von den Aussiedlungskommissionen in Ungewissheit gelassen wurden, wohin die Transporte nun genau weitergeleitet werden sollten. Häufig waren die Kommissionen selbst nicht genauer über das Ziel der jeweiligen Transporte informiert. Wie aus den Erinnerungen hervorgeht, kursierten in den Kreisen der Vertriebenen während der zweiten Welle der Aussiedlungen Gerüchte, dass sie in die „Ostzone" gebracht werden würden. Dies wurde von vielen Betroffenen dahingehend falsch gedeutet, als dass sie annahmen, die Züge würden nicht in die SBZ, sondern nach Russland geschickt. In den Reihen der Vertriebenen machte sich dabei die Angst breit, dass sie erneut zur Zwangsarbeit verpflichtet werden könnten, wie dies nach der Besatzung durch die Rote Armee im Rahmen des *Málenkij Robot* geschehen war.[455] So berichtete etwa Frau E.Z., die Auszusiedelnden seien auch während der Transportfahrten über das eigentliche Ziel der Transporte in Ungewissheit gelassen worden. Der Aussiedlertransport aus Vémend habe zunächst in Budapest Halt gemacht. Noch während der Stationierung befürchteten die Betroffenen nach „Sibirien" direktioniert zu werden, wie sie schilderte. Erst nach Aufbruch des Zuges konnten Mitfahrende, die die Strecke kannten, die Richtung der Weiterfahrt deuten. Dies schaffte die erleichternde Gewissheit, dass die Züge in das besetzte Deutschland weitergeleitet wurden und nicht in die SU: „Da waren solche Menschen dabei bei uns, (–) die waren in Russland. Wenn wir jetzt rechts fahren, dann kommen wir auf Russland. Wenn wir links fahren, dann fahren wir auf Deutschland."[456]

In den Erzählungen wird auch berichtet, dass für eine Aussiedlung vorgesehene Personen versuchten, sich den Evakuierungen zu entziehen, indem sie sich bei nahen Bekannten und Verwandten oder in Weinkellern, Weinbergen und Wäldern vorübergehend versteckt hielten. Für die Flüchtenden und deren Helfer bedeutete dies ein großes Risiko, da Fluchtversuche und die Aufnahme von Flüchtigen mit hohen Strafen geahndet wurden.[457] Frau G.J. berichtete in ihren Erzählungen darüber, wie sie sich nach Eintreffen der Aussiedlungskommissionen in Vémend zusammen mit ihren Eltern zunächst versteckt hielt. Nachdem sie aus der Ferne beobachtet hatten, wie weitere Familienmitglieder zum

[455] László, Péter: Heimatlose Jahre. Zwangsmigration im Komitat Tolna 1944–1948, Szekszárd 2009, 91.

[456] Interview E.Z., 37/4–37/7.

[457] László: Heimatlose Jahre 2009, 93.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Abtransport auf dem Bahnhofsgelände in Vémend erfasst worden waren, stellten sie sich doch den Behörden: „Wir hatten uns versteckt. Wir wollten ja nicht mit. Mein Vater hat gesehen, wie seine Eltern und die ganze Verwandtschaft auf ein Auto ist und rausgeführt (wurde) nach der Station – wir hatten uns auf dem Fußballplatz (versteckt). Das war hinterm Haus und dort hatten wir einen Fußballplatz und dort hatten wir uns verschlupft. Wir wollten ja nicht mit. Das kann ich auch noch ganz gut erinnern. Und dann, wie das mein Vater hat gesehen, da sind wir auch. Wie die sind aufgepackt worden, das hat der gesehen und dann sind wir, dann haben sie uns auch aufgeladen und dann sind wir auch raus auf die Station. Und dann haben sie uns auf die Station geführt.“[458]

Frau B.P. aus Nagynyárád, deren Transport zunächst in Mohács, dann in Pécs einige Wochen auf die Weiterleitung gewartet hatte, schilderte, dass die ausführenden Behörden drohten, die Auszusiedelnden in die SU abzuschieben, falls diese sich der Ausweisung in das besetzte Deutschland widersetzten: „Die 46er Leut', wie sie die ausgeliefert haben, die sind noch in der amerikanischen Zone gewesen und wir sind in die russische Zone gekommen und haben da uns aufgenommen. Wir waren noch Kinder, das haben wir noch nicht so ganz mitbekommen. Und dann haben die gesagt, wenn ihr nicht nach Deutschland geht, dann tu' mer euch auf Sibirien.“[459]

Auch die eigentlichen Transportfahrten werden in den Lebensgeschichten erinnert. Die Bedingungen der Transporte werden dabei durchwegs als schlecht beurteilt. In den Erinnerungen sind die mangelnden Hygienebedingungen, die schlechte Versorgung während der Fahrten und die Ungewissheit über das Ziel der Transporte zentrale Erzählmotive. Auch die Überlastung der Maschinen und Wagons aufgrund der großen Zahl der Mitfahrenden ist ein gängiges Motiv in den Erinnerungen an die Transportfahrten. Während der zweiten Welle der Vertreibungen wurden die Transporte aus Südungarn in der Regel via Budapest, Brünn und Prag in die SBZ geleitet. An den zentralen Umlenkbahnhöfen und an den Grenzen machten die Transporte Zwischenhalte, wo sie isoliert und abgeschirmt wurden. An den Grenzen wurden das Zugführpersonal und die Triebfahrzeuge gewechselt. Frau E.Z. erinnerte sich detailliert an den Abtransport aus Vémend und die Fahrt in die SBZ. Die Ankunft der Züge und den Ablauf der

[458] Interview G.J., 185/25–185/32.

[459] Interview B.P., 103/5–103/9.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

„Einwagonierung“ schilderte sie szenisch: „Abends sind wir draußen gewesen bei den Schienen. Da hat man gehört, wie die Maschinen gekommen sind. Da hat man gesagt, jetzt müssen wir rein, jetzt kommen die Maschinen. Dann sind schon die Leute gekommen, die Polizei und die haben uns reingetun in die Wagons und die Wagone abgeschlossen. Und dann sind wir fortgefahren. Dann sind wir weg, drüben runter durch die ungarische Tiefebene. Und der Zug ist gefahren. Da war ein Bremser bei dreißig Wagonen, ein Bremser! Der hat getutet und geblasen, wir sollen helfen, er kann nicht richtig bremsen. Ja, dreißig Wagons, die waren voll mit Leuten. In jedem Wagon waren dreißig Personen.“[460] Auch Herr J.S. aus der Gemeinde Elek im Komitat Békés erinnerte sich in seinen Erzählungen an die Transportfahrt: „Da gab's keine Fenster, keine Stühl'. Da haben sie so fünfzig, sechzig Leut' hinein und so sind wir nach Deutschland gekommen.“[461] In Einzelfällen werden in den Erinnerungen die Umstände der Transportfahrten auch mit der Schicksalserfahrung anderer Vertriebenengruppen gleichgesetzt und nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden der Behandlung gesucht. Das wohl gängigste Motiv der Erinnerung an die Transporte aber ist, dass sich die Betroffenen zu Unrecht kriminalisiert fühlten: „Dort haben sie uns sie uns in Viechwagons eingeladen. Und dann haben sie uns geliefert nach Deutschland. So umgegangen mit uns, so wie ein Kriegsverbrecher.“[462]

5.4. Zur Bewertung der Aussiedlung

Die Erfahrung der Aussiedlung war für die Betroffenen ein absoluter biographischer Bruch, aufgrund dessen die lebensweltlichen Gültigkeiten der „alten Heimat“ obsolet geworden waren. Die persönliche Auseinandersetzung mit den Ursachen und Gründen, die letztlich dazu führten, dass die Betroffenen ihre Heimat verlassen mussten sowie die Auseinandersetzung mit der Frage nach Schuld und Unschuld der Vertreibung, sind daher für die narrative Reflexion der *kitelepítés* sehr bedeutungsvoll.

[460] Interview E.Z., 36/26–37/1.

[461] Interview J.S., 93/15–93/16.

[462] Interview S.T., 98/28–98/29.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Ein gemeinsames Muster der Erinnerungen an die Vertreibung ist, dass die argumentative Legitimation der Aussiedlung, wie sie von Seiten der ungarischen Behörden und der alliierten Mächte avisiert wurde, von den Betroffenen als „falsch“[463], „nicht richtig“[464] oder „ungerecht“[465] wahrgenommen wird. Im unmittelbaren argumentativen Zusammenhang mit Ursachen und Verlauf der Aussiedlungen werden in den Erinnerungen Wendungen – wie: „Das war ja alles falsch“[466] – oft wiederholend verwendet, um die durch die Aussiedlung erfahrene Ungerechtigkeit zu betonen. Dieser Diskurs spiegelt sich auch in den Begriffen wider, die für das Schicksal von Evakuierung und Aussiedlung verwendet werden.[467] In den Narrativen tauchen in diesem Zusammenhang verschiedene Termini auf. Ihnen gemeinsam ist, dass sie das Ausgeliefertsein der Betroffenen betonen und von einem passiven Verhältnis zwischen ihnen als Vertriebenen und den eigentlichen Akteuren ausgehen. Wiederkehrend verwendete Begriffe für den Prozess der Aussiedlung sind „ausgeliefert“ oder „rausgeliefert“,[468] „vertrieben“,[469] „hinausgewiesen“,[470] „entführt“[471] oder „rausgeschmissen“[472]. Am häufigsten werden in diesem Zusammenhang aber die Begriffe „Aussiedlung“ und das Verb „aussiedeln“/ „ausgesiedelt“ verwendet,[473] wenngleich diese Termini, wie Ágnes Tóth feststellte, auch in den Augen der Betroffenen falsche Begriffe

[463] Interview E.M., 13/23.

[464] Interview E.M., 24/30.

[465] Interview F.A., 44/30, 44/31; Interview B.P., 118/32, 119/1.

[466] Interview E.M., 13/23.

[467] Zur kulturwissenschaftlichen Einordnung von Topoi in lebensgeschichtlichen Erzählungen siehe Schröder, Hans Joachim: Topoi des autobiographischen Erzählens, in: Hengartner, Thomas; Schmidt-Lauber, Brigitta: Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann, Lebensformen. Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Hamburg 17, Hamburg 2005, 17–42, hier 19–21.

[468] Siehe beispielsweise Interview F.A., 41/8; insgesamt 30 Verwendungen.

[469] Bsp. Interview M.B.T., 84/1.

[470] Bsp. Interview A.Sch., 9/18.

[471] Bsp. Interview J.G., 85/25.

[472] Bsp. Interview A.St., 70/4.

[473] Im Transkriptionstext sind die Begriffe „Aussiedlung“ bzw. „ausgesiedelt“ annähernd einhundertmal zu finden. Die Begriffe „Auslieferung“, „ausgeliefert“ und „rausgeliefert“ werden in den Interviews dreißigmal verwendet. Der Begriff „Vertreibung“ oder „vertrieben“ erscheint nur in vier Nennungen.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

für das Erlebte seien und definitorisch treffender von „Vertreibung“ die Rede sein müsse.[474]

Was die Bewertung der Aussiedlung betrifft, zeichnet sich in der Analyse der vorliegenden Lebensgeschichten ab, dass die politische Maßnahme der Aussiedlung von den Befragten einhellig als eine Art Vergeltungsmaßnahme begriffen wird. Aus Sicht der Befragten orientierte sich die *kitelepítés* nicht an individuellem Fehlverhalten, sondern richtete sich kollektiv gegen die deutsche Bevölkerung. Dementsprechend sehen sich die Befragten nicht als Täter wie dies die zeitgenössische Argumentation mit Verweis auf die politische Schuld der Deutschen an Krieg und Kriegsverbrechen propagierte, sondern als Opfer einer fehlgeleiteten Politik, die die deutsche Bevölkerung Ungarns in ihrer Gesamtheit nach einem funktionalen Muster mit Kriegsverbrechern, Nationalsozialisten und Faschisten gleichstellte.[475]

In den Erzählungen erscheinen verschiedene Argumentationsstrategien, um eine derartig geahndete Schuld von sich zu weisen. In diesem Zusammenhang ist zunächst darauf hinzuweisen, dass diejenigen Gesprächspartner, die zum Zeitpunkt der Vertreibung noch Kinder oder Jugendliche waren, in ihren Ausführungen ihre faktische Schuldunfähigkeit betonen. In den Erinnerungen tauchen wiederholt Wendungen auf wie „wir waren ja damals noch Kinder“[476] oder „ich war keine zehn Jahr“[477], um entsprechend beschränkte Handlungsspielräume und Handlungsoptionen zu betonen. Herr J.R., dessen Familie aus Villánykövesd im Komitat Baranya vertrieben wurde, sagte: „Was habe ich getan? Ich war fünf Jahre alt. Was habe ich von der Welt gewusst? Nichts!“[478] Schon allein der Hinweis auf das Alter zum Zeitpunkt der Vertreibungen ist in den Narrativen ein bedeutendes Kriterium, um die persönliche Unschuld und so gleichsam die Unrechtmäßigkeit der Vertreibung zu belegen.

---

474 Tóth: „Wir waren noch nicht einmal fort, da waren schon andere hier” 2009, 34.

475 Die Annahme nicht Täter, sondern Opfer einer fehlgeleiteten Politik gewesen zu sein, ist ein gängiges Motiv in Vertriebenenbiographien. Siehe Auerbach, Hellmuth; Benz, Wolfgang: Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten, Frankfurt am Main 1985, 154.

476 Interview E.S., 93/25.

477 Interview B.P., 102/16.

478 Interview J.R., 163/28.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Ein gängiges Muster der Erinnerung an die Vertreibung ist, dass die Ursachen, die letztlich zur *kitelepítés* führten, in einen kausalen Zusammenhang mit der nationalsozialistischen Politik und den Kriegsverbrechen der Deutschen gestellt werden. Die Vertreibungen hätten zum Ziel gehabt die deutsche Bevölkerung für die Verbrechen des Krieges zu bestrafen. Die Zuwendung vieler Deutscher in Ungarn zum VDU und zur nationalsozialistischen Politik wird dabei nicht bestritten und somit vielen Deutschen auch eine faktische Schuld zugewiesen. Selbst aber habe man sich zu keiner Zeit an den Aktionen des VDU oder einer anderen deutsch-völkischen, faschistischen oder nationalistischen Organisation beteiligt. Eine aktive Einbindung oder auch nur das Sympathisieren mit dem VDU oder der nationalsozialistischen Politik wird in allen, im Rahmen dieser Studie analysierten lebensgeschichtlichen Erzählungen, abgewiesen. Stattdessen wird angenommen, dass sich die Vertreibungen gegen die deutsche Bevölkerung als Ganzes richteten und sich die Aussiedlung dementsprechend nicht an der Feststellung von Täterschaft und Schuld, sondern vielmehr an ethnischen Kriterien orientierte. Von den Betroffen wird die *kitelepités* deshalb als fehlgeleitete und undifferenziert vollzogene Strafaktion verurteilt. So betonte Herr F.A. aus Palkonya, dessen Familie 1947 in die SBZ ausgesiedelt worden war, seine Familie habe sich zu keiner Zeit an den Aktivitäten des VDU oder einer anderen deutsch-nationalistischen Organisation beteiligt und sich stets loyal zum ungarischen Staat verhalten. Die dennoch vollzogene Aussiedlung begreift er vor diesem Hintergrund als grobe Unrechtmäßigkeit. Auch die spätere Rückkehr wird in seinen Erinnerungen mit der Erfahrung von Unrecht in Verbindung gebracht. Auf die Frage nach den Gründen für die Rückkehr seiner Familie antwortete er: „Wir haben beschlossen (zurückzukehren), weil wir absolut nicht dort hingehört haben. Wir haben uns immer als Ungarn bekennt und wir waren (–) nicht zufrieden mit dem Hitler seiner Politik. Wir waren immer gegen Faschismus“.[479] Auch in weiteren Erinnerungserzählungen taucht diese Argumentation auf. So bestritt auch Frau A.F. aus Nagynyárád, dass sie selbst oder ihre Familie zu keiner Zeit an den Aktivitäten des VDU beteiligt gewesen war. Die Arbitrarität und Beliebigkeit der Aussiedlung war ihren Angaben entsprechend auch für ihre Familie ein wesentliches Motiv dafür, wieder nach Ungarn zurückgekehrt zu sein: „Wir waren ja auch nicht beim Volksbund oder so.

[479] Interview F.A., 41/23–41/25.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Uns haben sie aber trotzdem fort. (–) Dann sind wir aber zurückgekommen."[480] Und auch Frau B.P. wies in ihren Ausführungen auf den Zusammenhang zwischen der Begeisterung vieler Deutscher für den Nationalsozialismus und den Vertreibungen hin. Gleichzeitig betonte sie, dass die kollektive Schuldzuweisung gegen die deutsche Bevölkerung nicht der Realität in den Gemeinden entsprach, da viele ungarndeutsche Familien sich auch in den Kriegsjahren loyal zu Ungarn stellten. Die Vertreibungen seien deshalb als illegitime Maßnahme zu beurteilen: „Das war der verrückte Hitler. Die waren aber nicht schuld all die deutschen Leut' in Ungarn – kein Wort nicht."[481] Auch Herr A.A. aus Mecseknádasd entgegnete auf die Frage, wer denn Schuld an der Aussiedlung trage, dass die deutsche Bevölkerung kollektiv vorverurteil worden sei: „Ki a hibás? Ki a hibás? Der Staat, unsere Führung. Wie soll ich sagen? Wir waren deutsche Leut', Deutsche, Schwaben, Schwabenleut' waren wir. Und wie soll ich sagen? Deutschland hat den Krieg gespielt, gell? Hitler war der Herrscher und wir waren auch dabei. Und dann sind die Leut' selbst bestraft worden – das war die Strafe. Raus mit denen Menschen, die sollen heimgehen."[482] Die „Kommunisten" werden in den Erinnerungen als eigentliche „Täter" der Vertreibungen ausgemacht. Gleichzeitig wird auch den alliierten Mächten eine Teilschuld zugewiesen, indem betont wird, dass diese im Potsdamer Abkommen die Aussiedlungen gebilligt hätten. Dies geht etwa aus den Erzählungen von Herr A.St. hervor, dessen Familie aus der Gemeinde Györköny ausgesiedelt wurde: „Das war ja auch Unrecht mit der Aussiedlung. Das haben damals die Kommunisten gemacht. Ich denk, das haben die abgesprochen mit den Amerikanern. Das war nicht schön, was die mit uns gemacht haben. Wir haben ja gar nichts gemacht."[483] In diesem Zusammenhang betonen die Betroffenen zudem, dass die Maßnahme der Aussiedlung nicht sie hätte treffen dürfen. So war es für viele Betroffene unverständlich, dass die Bevölkerung in den Besatzungsgebieten keine derartigen Sanktionierungen erfahren hatte: „In Deutschland, wir waren da drüben und die Leute waren gar nicht betroffen vom Krieg. Denen ist gar nichts passiert. Denen ist

[480] Interview A.F., 55/1–55/7.

[481] Interview B.P., 115/15–115/17.

[482] Interview A.A., 160/7–160/10.

[483] Interview A.St., 73/4–73/7.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

nichts weggenommen worden, kein Feld, kein gar nichts. Die haben gar nicht müssen leiden."[484]

In den inneren Auseinandersetzungen mit den Ursachen der Vertreibung ist die Betonung der Loyalität zu Ungarn ein häufig auftretendes Motiv. Die Betroffenen betonen, dass sie sich zwar stets zum kulturellen Deutschtum bekannten, gleichzeitig aber auch immer loyal der ungarischen Nation und dem ungarischen Staat gegenübergestanden hätten. Als Beleg für diese unbedingte Loyalität zu Ungarn dient in den Narrativen häufig der Hinweis auf die persönliche familiäre Geschichte und insbesondere darauf, dass sich Großväter, Väter, Brüder und andere nahe Verwandte unter Einsatz ihres Lebens in den Weltkriegen als Soldaten in den Dienst des ungarischen „Vaterlandes" gestellt hätten und diese ihr Treuebekenntnis zu Ungarn unter Umständen auch mit ihrem Tod bezahlen mussten. So wies Frau B.P. in ihren Erinnerungen eingehend darauf hin, dass bereits mehrere Familienmitglieder für das ungarische „Vaterland" in den Kampf gezogen seien: „Mein Urgroßvater (–), das war so ein großer Ungar. Mein Vater sein Vater ist für Ungarn im Krieg gefallen – im Ersten Weltkrieg. Und sein Schwager ist im Krieg gefallen und, und, und meine Großmutter ihre Schwester ihr Jung (Sohn) – im Zweiten Krieg hat der sein Leben gelassen".[485] Deutlich wird dieses Argumentationsmuster auch in einem Gedicht von Frau A.F. aus Nagynyárád, das diese als junges Mädchen nach der Aussiedlung ihrer Familie 1947 im Lager nahe Pirna verfasst hatte. Das Gedicht behandelt die Erfahrung der Aussiedlung, des Abtransportes und der Überführung in die Aufnahmelager im besetzten Deutschland und endet mit der rhetorischen Frage: „Dafür standen unsere Männer und Burschen und Väter im Schützengraben auf?"[486]

Ein in den Erinnerungen häufig genanntes Motiv, um das Bekenntnis zu Ungarn zu belegen und so gleichsam die Aussiedlungen als Unrechtsmaßnahme darzustellen, ist der Hinweis auf die Volkszählungsergebnisse von 1941, die von den Siedlungskommissionen

---

[484] Interview B.P., 114/30–114/32.

[485] Interview B.P., 115/17–115/20.

[486] „Wir Schwaben aus Ungarn, wir stehen unglücklich da, wir haben keine Heimat und keine Hilf' ist da/ Die Welt will uns bestrafen, wo wir unschuldig sind, Gott wird uns nicht verlassen, wenn wir ihm treue sind/ Wir haben fleißig gearbeitet bei Tag bis später Nacht, und haben gut erspart uns, unsre eigene Kraft/ Die Türen sind uns verschlossen zu unserem eigenen Haus, und raue Polizei führte uns menschenlos hinaus/ Sie führten uns mit Autos und dann mit Eisenbahn, bis wir nun endlich kamen im Lager Prossen an/ Das ist der Dank? Dafür standen unsere Männer und Burschen und Väter im Schützengraben auf?". Siehe Interview A.F., 55/30–56/21.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

als Grundlage für die Aussiedlungslisten herangezogen worden waren. In den Erzählungen wird wiederholt darauf hingewiesen, dass sich die Betroffenen selbst und deren Familien bei der erwähnten Volkszählung zwar zur deutschen „Muttersprache“, gleichzeitig aber zur ungarischen „Nationalität“ und so auch zum ungarischen „Vaterland“ bekannt hätten. In diesem Doppelbekenntnis, das sich in den Erzählungen auch in der Metaphorik der Mutter- und Vaterbeziehung im Sinne einer deutschen „Muttersprache“ auf der einen und einer „vaterländischen“ Verknüpfung zu Ungarn auf der anderen Seite ausdrückt, spiegelt sich das Verständnis, dass das „Deutsche“ und das „Ungarische“ seit jeher als Identifikationsmarker miteinander vereinbar gewesen seien. Die politische Maßnahme der Aussiedlung habe auch deswegen jedweder moralischen Grundlage entbehrt, da diese das persönliche Selbstverständnis der Vereinbarkeit von kultureller und nationaler Zugehörigkeit erschütterte. So betonte Frau A.E. in ihren Ausführungen, dass in ihrer Familie beide Identitätselemente, das „Ungarische“ und das „Deutsche“, wie selbstverständlich zusammengehörten und sie dies bei dem Zensus 1941 deshalb auch offen so darlegt hatten: „Die Muttersprache war Deutsch, die Nationalität war Ungarisch bei uns. So hat sich mein Vater bekennt. Also beides.“.[487] Auch in weiteren Erzählungen wird diese doppelte Identifikationsbekundung akzentuiert. In einigen Fällen wird die spätere Entscheidung für die Rückkehr nach Ungarn auch direkt an dieses Doppelbekenntnis geknüpft. So rechtfertigte Herr F.A. die Heimkehr in seinen Erzählungen bezugnehmend auf die im Rahmen der Volkszählung dargelegte Denomination seiner Familie zur Loyalität mit Ungarn: „Wir haben uns bekennt, wir sind Ungarn. Deshalb haben wir uns gedacht, wir kehren zurück. Wir gehören nach Ungarn und nicht nach Deutschland.“[488] Im weiteren Verlauf des Gesprächs sagte er: „Die deutsche Sprache, die haben wir uns anerkannt, aber (wir bekannten uns) auch als Ungarn.“[489]

Ein in weiteres stark gewichtetes Motiv in Bezug auf die Erinnerung an die Vertreibungen ist, dass die Maßnahmen der ungarischen Behörden von den Befragten als Willkür betrachtet werden. In diesem Zusammenhang wird betont, in der eigentlichen

[487] Interview A.E., 30/24–30/25.

[488] Interview F.A., 41/27–41/29.

[489] Ebd., 41/30–41/31.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Aussiedlungspraxis hätten vor allem die Besitz- und Vermögensverhältnisse der Betroffenen eine Rolle gespielt und auf eine Feststellung individuell schuldhaften Verhaltens sei verzichtet worden. Es wird argumentiert, dass Schwaben, die Haus-, Hof- und Landbesitz hatten, von den Aussiedlungsbemühungen eher betroffen waren als Schwaben, die mittel- und besitzlos waren. Zunächst im Rahmen der Bodenreform und dann insbesondere in der zweiten Phase der Vertreibungen, die in Folge der kommunistischen Machtübernahme seit Mitte 1947 eingesetzt hatte, spielte die Beschlagnahmung von mobilen und immobilen Werten in der eigentlichen Verfahrenspraxis der Aussiedlung für die ausführenden Behörden eine zunehmend wichtige Rolle. Im Zuge dessen wurde die individuelle Vermögenssituation zum ausschlagenden Kriterium für die Aussiedlung. Gleichzeitig wurde das Verfahren der individuellen Schuldfeststellung weitgehend fallengelassen. Das willkürliche und zugleich pragmatische Vorgehen der Siedlungskolonnen, die oft gleichzeitig auch für die Einweisung ungarischer Flüchtlinge in den durch die Evakuierungsmaßnahmen freigewordenen Wohnraum und für die Landverteilung zuständig waren, ist in den Erzählungen ein zentrales und wiederkehrendes Motiv für die später vollzogene Heimkehr. Statt, wie politisch deklariert, ehemalige Mitglieder des VDU und deren Aktivisten zu enteignen und auszusiedeln, – diese besaßen in der Regel vergleichsweise kleine Häuser, Höfe und Landwirtschaften – traf es vor allem die Besitzer großer Hofanlagen und landwirtschaftlicher Betriebe. Diese wiederum hatten sich in den Kriegsjahren seltener dem VDU oder anderen nationalfaschistischen Organisationen angeschlossen.[490]

Dass die erfolgten Aussiedlungen insbesondere in der zweiten Phase der Vertreibungen in einen unmittelbaren Zusammenhang mit den vorherrschenden Vermögensverhältnissen zu stellen sind, wird in den Erzählungen ausführlich behandelt, so etwa bei Herrn F.A., dessen Familie im August 1947 aus Újpetre im Komitat Baranya ausgesiedelt worden war. Auch er erläuterte, dass die Aussiedlungskolonnen zuvorderst das Ziel hatten, Vermögenswerte zu konfiszieren und die individuelle Schuldfeststellung für die ausführenden Behörden seit 1947 kaum mehr von Relevanz gewesen sei: „Und solche, die deutsche Nationalität hatten, Volksbund, freiwillige SS-Deutsche, die haben

[490] Siehe hierzu etwa Seewann: Migrationen in Ungarn 2001, 12–13.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

sie dagelassen und uns haben sie ausgeliefert. Warum? Weil wir das ganze Vermögen hatten und das hat man uns halt wegnehmen können – alles. Da haben sie sich auszahlen können die Kommunisten hier. Da haben sie uns ausgeliefert und die haben sie dagelassen."[491] Im Weiteren wies Herr F.A. darauf hin, die Verfahrenspraxis habe sich vor allem durch die Machtübernahme der Kommunisten 1947 gewandelt. Während es bei vorangegangenen Vertreibungen noch eine Rolle gespielt habe, inwieweit die für eine Aussiedlung vorgesehenen Personen mit dem VDU und dem Nationalsozialismus verstrickt gewesen seien, sei dies in der zweiten Phase der Vertreibungen kaum mehr relevant gewesen: „Wir waren der Idee (der Meinung), wir werden nicht ausgesiedelt. Ganz am Anfang war das so mit der Aussiedlung. Die, die nur deutsche Muttersprache hatten, die haben sie nicht ausgesiedelt. Das war so in Potsdam. Da haben sie gesagt, nur die werden ausgeliefert, die was deutsche Nationalität und im Volksbund drin waren. Die müssen ausgeliefert werden nach Deutschland. Naja, das war was! Aber später sind hier in Ungarn die Kommunisten gewesen – die haben ja gemacht, was die machen wollten. Dann haben die sich gedacht, die können uns aussiedeln, weil wir hatten unsere ganzen Vermögen noch. Und die anderen hatten auch alle ihre Vermögen und dann haben sie das schön können dalassen – unser Vermögen. Solche, die wo nichts mehr hatten, die im Volksbund waren, die haben sie dagelassen, die haben sie nicht ausgeliefert. Das war ungerecht. Das war sehr ungerecht. Ganz ungerecht. Dann haben sie uns ausgeliefert."[492] Im Anschluss erläuterte Herr F.A. diesen grundsätzlichen konzeptionellen Wandel der Aussiedlungspraxis am Beispiel der Vertreibungen in der Region Feked/Véménd, wo die Vertreibungen rund ein Jahr zuvor stattgefunden hatten. Zu diesem Zeitpunkt hätten die Besitzverhältnissen der Betroffenen eine untergeordnete Rolle gespielt und die Aussiedlungen hätten sich vielmehr noch an der Frage einer objektiven Schuld orientiert: „In der Gegend um Feked und Véménd war die Aussiedlung ein Jahr vor uns als hier in Újpetre. Da war's noch so: die, die deutsche Muttersprache hatten, die haben sie dort gelassen. Die haben sie nicht ausgeliefert. Nur die, die deutsche Nationalität hatten und im Volksbundverein drinnen waren, die wurden ausgeliefert. Die mit deutscher Sprache nicht. Bis die dann hierhergekommen waren, ein Jahr später, da waren die Kommunisten

[491] Interview F.A., 42/7–42/10.

[492] Ebd., 43/26–44/3.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

schon am Hauptplatz, an der Regierung. Und da haben sie gesagt, die die was haben, die müssen wir jetzt alle ausliefern. Die, die nichts hatten, die haben sie dagelassen. Dann haben sie alles weggenommen. Darum sind in Véménd noch sechzig Prozent Schwaben. Weil dort haben sie nur die ausgeliefert, die deutsche Nationalität hatten und im Volksbund waren."[493]

Die *hazatértek* weisen in den Erinnerungserzählungen außerdem immer wieder auf die Zusammenhänge zwischen dem tschechoslowakisch-ungarischem Bevölkerungsaustausch, den Binnenmigrationen und der Aussiedlung der deutschen Bevölkerung hin. Im Rahmen der zweiten Aussiedlungswelle wurden die aus der Tschechoslowakei ausgesiedelten Ungarn in südungarischen Gemeinden angesiedelt und dabei in vielen Fällen in die Häuser und Wohnungen von vertriebenen Deutschen eingewiesen. Aufgrund der mangelnden Aufnahmekapazitäten forcierten die Behörden die Aussiedlung der Deutschen aus Südungarn zusätzlich. So war die große Zahl der anzusiedelnden Ungarn ursächlich für die Vertreibung der Deutschen, betonte Frau F.H. aus Feked: „Ja, weil die Felvidéker, die haben da hergemusst. Die Tschechen haben da hergemusst, weil sie auch ungarisch sind. Sie haben sie von dort daher. Und da haben die Schwaben fortgemusst."[494]

In den Erinnerungen gilt das Schicksal der Ungarn aus der ehemaligen Tschechoslowakei, die nach Aussiedlung der Deutschen aus Ungarn in deren beschlagnahmte Häuser und Höfe eingewiesen wurden, als vergleichsweise harmlos. Zwar mussten die „Oberungarn" oder „Felvidéker"[495] in ihren Herkunftsorten wie die ausgesiedelten Ungarndeutschen auch, Haus und Hof entschädigungslos zurücklassen. Aber die ungarischen Vertriebenen wurden durch die beschlagnahmten ungarndeutschen Höfe, Landwirtschaften und Felder entschädigt, während die aus Ungarn vertriebenen Deutschen in den Aufnahmeregionen im besetzten Deutschland nicht bzw. nur

[493] Interview F.A., 46/22–46/30.

[494] Interview F.H., 184/6–184/7.

[495] Wie Ágnes Tóth in ihrer Rückkehrerstudie feststellte, wurden die ungarischen Ausgesiedelten, die nach ihrer Aussiedlung aus der Tschechoslowakei in Ungarn die Häuser und Höfe der ausgesiedelten Ungarndeutschen übernahmen in den Gesprächen als „Tschechen" oder „Oberungarn" bzw. als „die was aus der Tschechoslowakei rübergekommen sind" bezeichnet. Die Szekler aus der Bukowina wurden als „csángók" oder „székelyek" („Szekler") bezeichnet. Die aus anderen Landesteilen in die von deutschen besiedelten Gebieten gekommenen Ungarn wurden schlicht als „Siedler" („telepesek") bezeichnet. Toth: „Wir waren noch nicht einmal fort, da waren schon andere hier" 2009, 23.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

unzureichend entschädigt wurden, so die gängige Argumentation in den Erinnerungen. Die „Felvidéker“ waren in den Augen der Ungarndeutschen somit in gewisser Weise begünstigt, zumindest aber „Teilbegünstigte jener Entrechtungs- und Rechtseinschränkungsmaßnahmen, die der ungarische Staat gegen die Deutschen erließ“, wie Ágnes Tóth feststellte.[496] Zwar wird in den Erinnerungen auch den Ungarn aus der ehemaligen Tschechoslowakei eingestanden großes Leid durch die Enteignungen, die Vermögensverluste und durch Aussiedlung aus ihrer Heimat erfahren zu haben. Dennoch wurde ihnen eine Art „Begünstigtenstatus“ unterstellt, der im Wesentlichen mit ihrer vergleichsweise guten Vermögenslage zum Zeitpunkt des Bevölkerungstransfers begründet wird. In den Erinnerungen wird immer wieder, oft auch ausführlich, darauf hingewiesen, dass die ungarischen Vertriebenen die Möglichkeit gehabt hätten sich gut auf die Aussiedlungsaktionen vorzubereiten und dadurch ihr bewegliches Hab und Gut im Vorfeld der Evakuierungen organisieren, zusammenstellen und in die neuen Siedlungsgebiete mitbringen konnten. Während die Deutschen in Ungarn all ihr Vermögen in Ungarn hätten zurücklassen müssen, hätten die vertriebenen Ungarn aus den Nachbarländern nahezu ihren gesamten Besitzstand in die Aufnahmeregionen mitnehmen können, so das gängige Narrativ. Darüber hinaus wird in den Erzählungen betont, dass die ungarischen Vertriebenen in den Aufnahmegebieten auf die von den Ungarndeutschen geschaffenen Strukturen zurückgreifen konnten, die in den Augen der Befragten wiederum als außerordentlich gut eingestuft werden. Während die ungarischen Flüchtlinge in den Ankunftsorten auf existenziell sichere und gut ausgebaute Verhältnisse setzen konnten, seien die vertriebenen Deutschen aus Ungarn im besetzten Deutschland strukturell benachteiligt gewesen.[497] Besonders deutlich wurde dies in den Erinnerungen von Frau E.M. aus Nemesnádudvar: „Die von der Tschechei, die haben die Ungarn weggejagt. Die Deutschen haben sie nach Deutschland und die Ungarn haben sie daher geschickt. Die waren aber gut dran. Das, was zu mobilisieren war, das durften die alles mitnehmen. Die haben sieben oder elf Wagone gehabt. Die haben ihr Obst mitgebracht, sogar das Hundehaus haben sie auch noch mitgebracht. Die Henne saß auf dem Ei und

[496] Ebd., 29-35.

[497] Toth: „Wir waren noch nicht einmal fort, da waren schon andere hier” 2009, 29–35.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

hat gebrütet, die haben sie samt dem Korb mitgebracht.“[498] Ein ähnlich gelagertes Narrativ findet sich auch in den Erinnerungen von Herrn J.E. aus Lippó. Auch er betonte, dass die vertriebenen Ungarn aus der „Tschechei“ eine strukturell günstigere Ausgangslage für einen Neuanfang hatten, zumal diese ihr gesamtes bewegliches Vermögen in die Aufnahmegebiete mitnehmen konnten: „Da sind schon die Ungarn aus der Tschechei nach Ungarn gekommen. Das war wegen dem Benes seinen Sachen. Die haben sich gesagt, dass die Deutschen nach Deutschland müssen und die Tschechen hier rein sollen. Darum sind wir raus, weil nicht genug Platz war. Da sind wir nach Deutschland. Die durften alles mitnehmen und wir durften nur kleines Gepäck mitnehmen.“[499]

Die Erinnerungen an die Vertreibung sind stark in einen Opferdiskurs eingebettet. Dies spiegelt sich in den Erzählungen in wiederkehrenden Vergleichen zu anderen Vertriebenengruppen. Den deutschen Vertriebenen aus den ehemaligen Ostgebieten des Deutschen Reiches und anderen Regionen Mittel- und Osteuropas wird in diesem Zusammenhang eine ähnlich gelagerte Schicksalserfahrung zugestanden. So sagte etwa Herr J.R. aus Villánykövesd: „Das war nicht nur mit uns, hat man das gemacht. Mit den Sudetendeutschen auch, dort waren drei Millionen Leut'.“[500] Auch Frau B.P aus Nagynýarád zog diesen Vergleich in ihren Erzählungen. Nach ihrer Aussiedlung in die SBZ habe sie „ein Mädchen von der Tschechei“ kennengelernt, eine „Sudetendeutsche“: „Die waren auch schon ausgeliefert worden – wie wir.“[501]

Die Heimkehr selbst schien für die Betroffenen mit Blick auf die als Unrecht erfahrene Vertreibung, einer inneren Logik gefolgt zu sein und ist aus ihrer Sicht als legitime Reaktion auf die rechtliche und moralische Illegitimität der Vertreibung zu verstehen. Das zeigte sich deutlich im Gespräch mit Frau E.M. aus Nemesnádudvar, die zusammen mit ihrer Familie in die sowjetische Besatzungszone ausgewiesen worden war. Sie berichtete: „Als sie uns alles weggenommen haben, haben wir gesagt: ‘Na gut, wir gehen schon dorthin, aber wir kommen wieder heim.‘ Das war gleich in unserem Sinn, dass wir wieder heimkommen. Wir wussten gleich, dass wir wieder zurückkommen. Das war ja

[498] Interview E.M., 22/30–23/2.

[499] Interview J.E., 65/26–65/29.

[500] Interview J.R., 164/15–164/16.

[501] Interview B.P., 104/20–104/21.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

alles falsch, was die mit uns gemacht haben. Jetzt hat man es ja schon bereut. Aber, na ja, es war geschehen. (–) Ein jeder hat den Gedanken getragen, die spielen uns eine Komödie vor, das ist nicht richtig. Und es ist auch nicht richtig gewesen. Wenn sie jetzt über diese Dinge reden, dann sagt ein jeder, das hätte nicht sein dürfen."[502]

5.5. Ankunft und Aufnahme in den Erinnerungserzählungen

Nach Ankunft an den Zielbahnhöfen wurden die betroffenen Familien und Einzelpersonen zunächst in Übergangs- oder Durchgangslager überstellt.[503] Wie in Kapitel 4.6. bereits erläutert, waren die Hauptaufnahmelager für die Vertriebenen Deutschen aus Ungarn, die in der zweiten Phase der *kitelepítés* in die sowjetisch besetzte Zone gelangt waren, die Lager im sächsischen Pirna und in Bad Schandau. Ein Großteil der befragten Heimkehrer war nach der Aussiedlung aus Ungarn in diesen Lagern untergekommen. In siebzehn von einundzwanzig Fällen berichteten die Betroffenen von der Aufnahme in der SBZ.[504]

Die Strukturen der Erzählungen über die Ankunft in den Besatzungsgebieten erfolgen in den Erinnerungen in der Regel der Chronologie der Ereignisse. In den Lebensgeschichten wird deshalb meist zunächst die eigentliche Praxis der Erstaufnahme in den Lagern, wo die Ankömmlinge ein behördliches Registrierungsverfahren und eine medizinische Untersuchung erwarteten, rekurriert. In den Erinnerungen wird dabei insbesondere die medizinisch-ärztliche Untersuchung detailliert geschildert. Auffällig ist, dass in diesem Zusammenhang zwei gegensätzliche Narrative erscheinen, abhängig davon wie die Lagerleitungen und örtlichen Verantwortlichen mit den ankommenden Vertriebenen umgingen. Vor allem die aus Vémend vertriebenen Deutschen erinnerten die im Rahmen der ärztlichen Untersuchung durchgeführten Maßnahmen, insbesondere die Waschungen, Desinfektionen und Entlausungen, als demütigend. So berichtete Frau E.Z. deren Familie im September 1947 aus Vémend ausgesiedelt worden war und nach einer mehrwöchigen

[502] Interview E.M., 24/26–24/31.

[503] Begriffe, die in den Erinnerungen wiederholt verwendet werden, um die Aufnahmeanstalten zu bezeichnen, sind „Lager", „Quarantänelager" und „Verteilungslager".

[504] Siehe dazu auch die Übersichtsdarstellung unter 3.9. „Lebensgeschichtliche und soziographische Merkmale der Heimkehr".

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Fahrt im Lager Pirna angekommen war, dass das Erstaufnahmeverfahren für sie als ein Akt körperlicher und seelischer Gewalt in Erinnerung geblieben ist: „Wir sind am 8. September 1947 weggefahren und am 29. September sind wir in Lichtentanne angekommen. Erstmal natürlich ins Lager. Da war die Entlausung. Das war in Pirna. Das war ein Lager, ein Lager. Dort war ein großer Raum und nebendran waren Viechtröge, wo das Vieh saufen tut. Dort haben wir uns gewaschen. Dann haben wir noch zwei, drei Tage dableiben müssen und dann haben sie uns raus – dreißig Frauen. Dann sind wir in einen Raum gekommen, dort waren eine Frau und ein Mann und wir mussten uns faselnackt ausziehen. Dann sind die reingekommen und die haben uns entlaust ohne Heizung. Dann war da ein anderes Zimmer, da sind wir alle reingetrieben worden. Da waren ein Arzt und eine Assistentin, die haben alle Papiere aufgenommen. Dann hat sich jede Frau mit Namen vorstellen müssen, wie sie heißen und woher sie kommen. Dann hat er gesagt: 'Rechtsrum, linksrum!'. Alles hat geweint.“[505] Für Frau H.F., die ebenfalls aus der Gemeinde Vémend stammt und im Lager Pirna das Erstaufnahmeverfahren durchgemacht hatte, war die Prozedur eine derart traumatische Erfahrung, dass sie im Rahmen unserer Unterhaltung nicht weiter auf die Geschehnisse eingehen wollte. Auf die Frage, was denn im Lager genau geschehen sei, antwortete sie: „Ach, nichts. Da haben sie uns auf den Boden, faselnackt, dreißig auf dreißig. Ach, ich kann nicht sagen, was da war.“[506] Wie aus weiteren Erzählungen hervorgeht, fürchteten viele aus Ungarn vertriebene Deutsche zu diesem Zeitpunkt offenbar, dass ihnen im Rahmen der Desinfektion und Waschung ein ähnliches Schicksal widerfahren könnte wie den europäischen Juden im Holocaust. In diesem Zusammenhang sagte Frau G.J., die ebenfalls aus Vémend stammt: „Dann sind wir nach Pirna und da haben sie uns nach (dann) ausgeladen. Da sind wir dann raus. Wir haben ja nicht gewusst, was dort wird. Und dort haben wir müssen ins Bad gehen. Und da haben wir uns gebadet und dann haben sie uns zu Essen gebracht und – weiß ich nicht, vielleicht einen Tag waren wir in so einem großen Saal. Und dann sind wir weitergefahren. Meine Eltern hatten da schon *hát* (sehr) große Angst, wie sie da baden haben müssen gehen.“[507] In anderen Erzählungen wird das

[505] Interview E.Z., 29/14–29/23.

[506] Interview H.F., 138/27–138/28.

[507] Interview G.J., 186/16–186/21.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Erstaufnahmeverfahren hingegen tendenziell als erster Schritt eines Neuanfangs gedeutet. Deutlich wird dies insbesondere in den Erzählungen von Frau B.P. aus Nagynyárád, die als Kind im Lager Pirna einquartiert war und die Aufnahmeprozedur als ein kleines Abenteuer erinnerte: „Und dann dort waren wir in Bad Schandau, da waren wir in einem Lager, so wie wir waren. Wir waren noch Kinder. Dann sind wir da rein, da haben wir uns abgeduscht, dann waren wir da. Da waren die Weiber, da die Männer, da die Kinder. Da haben wir müssen lachen, das war so schön (lacht). Das hat uns so gefallen!“[508]

Die Unterbringung in den Lagern erfolgte in provisorisch ausgestatteten Gemeinschaftsunterkünften, die von den Lagerinsassen selbst verwaltet und gereinigt wurden. Das Leben in den Lagern war durch die entsprechenden Lagerordnungen geregelt.[509] Die Lagerverwaltungen waren auch mit der Versorgung der Ankömmlinge betraut, was diese aufgrund der großen Zahl der Ankömmlinge vor große Probleme stellte. Gerade in den Wintermonaten war in den Lagern die Versorgung mit Lebensmitteln kaum ausreichend gewährleistet. In den Erinnerungen wird dieser Aspekt wiederholt betont und die allgemeine Versorgungssituation während der Aufenthalte in den Lagern als schlecht oder unzureichend beurteilt. In vielen Erzählungen erscheint der Hinweis darauf, dass die Grundversorgung der Ankömmlinge *de facto* nur durch die aus Ungarn mitgebrachten Lebensmittel sichergestellt war. Im Vergleich zur allgemeinen Notlage in den Besatzungsgebieten war die Situation der Deutschen aus Ungarn deshalb sogar als gut zu beurteilen, wie sich Frau B.P. erinnerte. Anekdotisch berichtete sie von einer Begebenheit, die sich während ihres Aufenthaltes in der „Grauen Kaserne“ zugetragen hatte und die diesen Umstand verdeutlichen sollte: „Und noch von daheim hatten wir einige Dinge mitgenommen, so Wurst und Schinken und Speck und Käse. Dann haben wir das gegessen und dann haben wir die Speckschwarte weggeschmissen, dann sind die Deutschen gekommen und haben das so zusammengelesen. Und der Ungerer Karle, der auch im Lager war, der hat gesagt, das soll man nicht wegschmeißen, da ist Hungersnot. Wenn wir rauskommen von da, da

[508] Interview B.P., 103/10–103/14.

[509] Lehmann: Im Fremden ungewollt zuhause 2007, 53.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

können wir nicht kaufen, was wir wollen, essen wie wir wollen, wie wir in der Heimat in Ungarn gegessen haben."[510]

In den Erinnerungen an die Zeit im Lager wurde auch über das Verfahren der Einteilung und Streuung der Ankömmlinge sowie über die Entsendung zum Arbeitseinsatz berichtet. Im Rahmen des behördlich durchgesetzten Tauglichkeitsfeststellungsverfahrens wurden die als arbeitsfähig befundenen Männer von den in den Lagern eingesetzten Kommissionen zu Demontagearbeiten oder zur Arbeit in den Bergwerken und Minen der SBZ abgeordnet.[511] In den Erzählungen wird die oft willkürlich betriebene Entsendungspraxis nicht nur von den direkt Betroffenen angesprochen, sondern auch von vermeintlich Außenstehenden. Das Schicksal vieler Ungarndeutscher, die nach der erfolgten Tauglichkeitsprüfung in die Bergbauregionen zum Arbeitseinsatz oder zur Demontage entsandt worden waren, ist dabei ein über das persönlich erfahrene Schicksal hinausreichendes Narrativ, mit Hilfe dessen die als schlecht erfahrenen Lebens- und Arbeitsbedienungen in den Aufnahmeregionen insgesamt unterstrichen werden. So betonte etwa Frau E.M. aus Nemesnádudvar in ihren Erzählungen über die Zeit im Lager gleich zu Beginn ihrer Ausführungen, dass in den Lagern Feststellungsverfahren und Klassifizierungen durchgeführt wurden: „In Pirna dort hat man uns in eine Kaserne. Dort waren wir vierzehn Tage und in dieser Zeit haben die dann die Leute eingeteilt. Weil höchstens zwei Familien haben sie in einen Ort getan, mehrere nicht. Und wo Jüngere waren, von achtzehn bis fünfundvierzig, die haben sie ins Erzgebirge getan. Da mussten die in der Grube arbeiten."[512] Auch Frau E.Z. aus Vémend erinnerte sich detailliert an die Umquartierungspraxis, im Zuge derer ihre Familie getrennt und in gleich mehreren unterschiedlichen Gemeinden angesiedelt wurde. Sie schilderte außerdem, wie die Ankömmlinge entsprechend ihrer Einsatzmöglichkeiten verteilt wurden und betonte, die Streuung der Vertriebenen hätte die sozialen Bande der „alten Heimat" endgültig durchbrochen: „Dann waren zwei, drei Tage wieder vorbei, dann sind sie gekommen. Dann haben sie uns eingeteilt in erste Klasse, zweite Klasse und dritte Klasse. Die erste Klasse war arbeitsfähig. Die zweite auch noch, aber die dritte, die war unfähig für die

[510] Ebd., 103/14–103/19.

[511] Siehe dazu Punkt 4.6. „Ankunft und Aufnahme".

[512] Interview E.M., 13/7–13/10.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Arbeit. Das waren alte Leute und Kinder. (–) Die Großeltern hatten die Kinder. Die sind bei Dippoldiswalde hingekommen. Die anderen sind nach Zwickau, Crimmitschau, Werdau hingekommen, die anderen, die arbeitsfähig waren. Es sind auch welche nach Leipzig gekommen. So sind wir verteilt worden."[513]

Die Tatsache, dass ganze Dorfgemeinschaften geschlossen ausgesiedelt und auch geschlossen in die Lager eingewiesen worden waren, sorgte dafür, dass die sozialen Kontakte der „alten Heimat" noch in den Lagern zumindest teilweise weiterbestehen konnten. Nicht nur die Aussiedlung, sondern auch das Leben in den Lagern wurde so von vielen als eine kollektive Erfahrung erlebt. Die Interaktion mit anderen Vertriebenen aus den Heimatgemeinden sorgte rasch für Formen der Vergemeinschaftung. Das zeigt sich etwa daran, dass sich in den Lagern lose Zusammenschlüsse von Vertriebenen bildeten, wie Frau A.F. berichtete. Sie erinnerte sich, dass sich in dem Aufnahmelager im sächsischen Bad Schandau eine „Umsiedlerjugend von Nagynárad" zusammengetan hatte, die sich aus Jugendlichen ihrer Heimatgemeinde zusammensetzte. Ein Gedicht, das Frau A.F. während unseres Gesprächs vortrug und ihrerseits als 'Gemeinschaftsprodukt' der erwähnten „Umsiedlerjugend" ausgewiesen wird, liefert nicht nur einen generellen Eindruck über die Situation der Umsiedler in den Aufnahmeanstalten, sondern macht auch deutlich, dass *Heimat* in unmittelbarer Folge des Verlusts für die Betroffenen zu einem beinahe unerreichbaren Sehnsuchtsmotiv geworden war:

Nun endlich sind wir nach vierzehn Tag
am siebzehnten am Abend angekommen auf glückliche Art.
Unsere enge Wagonstube ist uns genommen,
im sächsischen Lager sind wir angekommen.
Es liegt in Bad Schandau an der Elbe,
umgeben von lauter hohen Fichtenwäldern.
Mit unseren schmutzigen, schwarzen Bündeln,
schauten wir aus wie Zigeunergesindel.
Jetzt aber nach gut gründlichem Bad,
sind wir sogleich wieder unsere alte Art.
Wenn wir pünktlich erwachen am Morgen,
sind unsere ersten Sorgen:
Was ist in unserer Heimat,
die wir verlassen schon bald einen Monat?
Schwarzes Kaffeewasser ist unser Frühstück

[513] Interview E.Z., 29/26–29/32.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

und dazu bekommen wir noch ein schwarzes Brotstück.
Vor der Arbeit ward uns nicht bang,
auch das Essen ist nicht so lang.
Wir müssen aber damit auskommen,
weil wir es nicht anders bekommen.
Wir haben aber noch ein wenig von zu Haus,
da nehmen wir jedes Mal ein bisschen was raus.
Wenn das aber auch wird ausgehn´,
so müssen wir doch bestehn´.
Unsere Suppe und unser Mittagessen,
ist nicht zu wenig und nicht am schlechtesten.
Wir sagen dir Lieb´ Gott,
wir sind das nicht gewohnt. (-)
Bevor wir schlafen ein,
denken wir, wie und was wird daheim sein.
Dann schließen wir in Gottes Ruh'
unsre müden Augen zu.“[514]

Die Einweisung der Vertriebenen in freiwerdenden Wohnraum erfolgte in der Regel bereits innerhalb weniger Wochen nach der Ankunft in den Aufnahmelagern. In den ihnen zugewiesenen Gemeinden wurden die Neuankömmlinge in die Wohnungen, Häuser und Höfe der ansässigen Bevölkerung eingewiesen. In der Praxis der Ansiedlung wurden die Vertriebenen, die zuvor mehr oder minder gemeinschaftlich das Land verlassen hatten und dann ebenso gemeinschaftlich in den Lagern einquartiert waren, nun auf die umliegenden Gemeinden gestreut. Dieses, von den kommunalen Ämtern – in der SBZ von den örtlichen „Umsiedlerausschüssen“ –, umgesetzte Verfahren der Streuung hatte die politische Zielsetzung, die Vergemeinschaftungstendenzen innerhalb der Gruppe der Vertriebenen zu brechen und zu verhindern, dass die Vertriebenen politische Interessensgruppen etablieren. Gleichsam sollte so ein öffentlicher Diskurs um die Heimkehr und ein „Recht auf Heimat“ unterdrückt werden.[515] Die Verfahrenspraxis der Streuung hatte direkten Einfluss auf die Lebenswelten der Betroffenen, denn die bestehenden sozialen Netzwerke der „alten Heimat“ wurden nun endgültig durchbrochen. Zwar konnten Familien oft weiterhin zusammen am selben Ort leben und engere familiäre Bande konnten bestehen bleiben. Aber das soziale Umfeld der Dorfgemeinschaften und die damit verbundenen sozialen Kontakte, die die Lebenswelten der „alten

[514] „Gedicht der Umsiedlerjugend von Nagynyárád“. Interview A.F., 61/5–62/9.

[515] Siehe hierzu Punkt 4.7. „Konzepte der Aufnahme und die Frage der Heimkehr“.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Heimat“ bestimmt hatten und noch in den Lagern zumindest teilweise aufrechterhalten werden konnten, wurden durch die Streuung weitgehend auseinandergerissen und somit das Kontakthalten erschwert.

Da in ländlichen Regionen die Kriegszerstörungen ungleich geringer waren als in den Städten wurde der überwiegende Teil der Flüchtlingsströme, sowohl in der SBZ als auch in den westlichen Besatzungszonen in ländliche Gemeinden und Dörfer der näheren Umgebung weitergeleitet.[516] Auch die Versorgungslage war in den unmittelbaren Jahren nach dem Zusammenbruch in den ländlichen Regionen besser als in den industriellen Zentren oder in den Städten.[517] Die im Rahmen dieser Studie befragten Heimkehrer, die zum größten Teil in der zweiten Phase der *kitelepítés* in den Jahren 1947 und 1948 in die SBZ ausgesiedelt worden waren, gelangten vor allem in Gemeinden in der sächsischen Schweiz, meist in die nähere Umgebung der Stadt Pirna oder in Außenbezirke von Dresden.[518]

Während in vielen der hier analysierten Lebensgeschichten darauf hingewiesen wird, dass die Einquartierungen und Ansiedlungen unproblematisch verliefen und die ansässige Bevölkerung sich den Ankömmlingen gegenüber solidarisch zeigte, berichteten einige Heimkehrer auch davon, dass sie in dem für sie fremden Umfeld von Beginn an unerwünscht gewesen seien. In einigen Fällen wurde die Aufnahme der anzusiedelnden Vertriebenenfamilien von den Wohnungseigentümern sogar grundsätzlich verweigert. So berichtete Frau E.M., deren Familie in der Gemeinde Ebersdorf untergebracht werden sollte, dass ihre Einweisung nur auf behördlichen Druck hin zustande gekommen sei. Die Wohnungseigentümer verweigerten der Familie zunächst die Aufnahme: „Das war auch traurig. Die, wo sie uns ins Haus hineingenommen haben, die wollten uns ja nicht aufnehmen. (–) Die wollten uns nicht einlassen. Da waren wir mit dem Bündel an der Straße gelegen und dann sind wir zum Bürgermeister gegangen und der hat (uns) einen Polizisten mitgegeben, dass die uns hineinlassen.“[519] Wie Herr F.A. erinnerte, bedienten

---

516 Bauerkämper: Assimilationspolitik und Integrationsdynamik 2008, 27.

517 Kift, Dagmar: Zwischen „eingegliedert werden“ und „sich angenommen fühlen“. Zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Nordrhein-Westfalen in vergleichender Perspektive, in: Krauss, Marita (Hg.): Integrationen. Vertriebene in den deutschen Ländern nach 1945, Göttingen 2008, 120-147, 21.

518 Siehe die Übersichtsdarstellung unter 3.9. „Lebensgeschichtliche und soziographische Merkmale“.

519 Interview E.M., 12/23–12/27.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

sich die ansässigen Wohnungseigentümer häufig eines Tricks, um die Einquartierung von Vertriebenen in ihre Wohnungen und Häuser zu verhindern und die Zahl der Ankömmlinge klein zu halten. Hierzu zeigten sie bei den kommunalen Behörden eine Vollbelegung an. Die leerstehenden Wohnungen wurden von ihnen möglichst schnell mit Einzelpersonen belegt, so dass bei amtlichen Stellen kein Leerstand angegeben werden musste: „Wie sie uns da hingesiedelt haben nach Kesselsdorf, da haben sie mich gleich zu einem Bauern getan. Da habe ich ein Zimmer gekriegt. Ich war allein – ein Zimmer. Und der Bruder war bei einem anderen Bauern. Der hat auch ein Zimmer gekriegt und meine Eltern waren bei einem anderen Bauern und die haben auch ein Zimmer gekriegt. Und meine Großmutter war wieder bei einem anderen Bauern und die hat auch ein Zimmer gekriegt. Das war alles in Kesselsdorf. Und dort die Bauern, die haben da so rumgemacht, dass sämtliche Zimmer, die sie hatten, dass die besetzt sind, dass sie nicht noch mehr Siedler dahinbringen konnten.“[520]

Ein gemeinsames Muster in den Erinnerungen ist, dass in ihnen die Wohnverhältnisse in den aufnehmenden Gemeinden als durchwegs schlecht beurteilt werden. In der Regel bekamen die Betroffenen ein oder zwei provisorisch eingerichtete Zimmer zu Verfügung gestellt, die sie mit ihren Familienangehörigen zu teilen hatten. Küche und Bad wurden dabei meist gemeinschaftlich mit den Eigentmerb genutzt.[521] Die den „Umsiedlern“ und Vertriebenen zugewiesenen Wohnungen waren aus Sicht der Betroffenen nicht nur unzureichend ausgestattet, sondern in der Regel auch zu klein, um ganze Familien aufzunehmen. So verglich Frau H.F. aus Vémend, deren Familie in die sächsischen Gemeinde Lichtentanne umquartiert worden war, die Wohnbedingungen in den Aufnahmegemeinden mit den Verhältnissen in Russland, die gemeinhin als besonders schlecht galten: „In Lichtentanne neben Zwickau, bei einem Bauern. Ah, wunderschön! (ironisch) So eine alte Lups (Matratze), ein uraltes Bett haben sie uns reingestellt. Weiter nichts. Das war eine Armut, große Armut. (–) Da wars so schlecht wie in Russland, grad so schlecht.“[522] Im weiteren Verlauf des Gesprächs betonte sie: „Wir in Deutschland, wir hatten das, wie heißt das, Wanzen hatten wir, so viele, Jesus Maria, das war was. So eine

[520] Interview F.A., 45/27–46/2.

[521] Siehe Rutsch: Die Vertreibung von Ungarndeutschen und ihre Integration in der sowjetisch besetzten Zone 2008, 126.

[522] Interview H.F., 134/10–134/13.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Wohnung haben wir gekriegt – mit einem Bett voll Wanzen."[523] Auch Frau E.Z. erzählte, dass die ihnen zunächst zugewiesene Wohnung im sächsischen Lichtentanne nicht ausreichend ausgestattet war. Gerade im Vergleich zu den noch in der Heimat erfahrenen Verhältnissen empfand sie die Wohnsituation in der Aufnahmegemeinde als ungenügend. Nachdem die Familie eine Beschwerde beim Ortsamt eingereicht hatte, wurde ihr eine größere Wohnung zugewiesen: „In Lichtentanne. Da sind wir dann hingekommen. Da hatten wir kein Licht, kein Ofen, keine Möbel, gar nix haben wir gehabt."[524] In Bezug auf die Wohnsituation große Missstände erfahren zu haben, spielt in den Erinnerungen eine bedeutende Rolle bei der Rechtfertigung für die später vollzogene Heimkehr, zumal die Betroffenen die Situation in der Heimat gänzlich konträr in Erinnerung behalten hatten.[525]

5.6. Arbeitsaufnahme und berufliche Integration

Im Zuge der Einquartierungen erfolgte auch die Aufnahme von Arbeit. In der SBZ wurde den „Umsiedlern" nach Möglichkeit Arbeiten zugewiesen und die Betroffenen wurden – sofern diese das entsprechende Alter erreicht hatten und für arbeitsfähig befunden wurden – entweder in der Demontage, in der Landwirtschaft, im Bergbau oder in der industriellen Produktion eingesetzt.[526] Die verschiedenen Einsatzbereiche werden in den Erinnerungen jeweils unterschiedlich bewertet. Während die Arbeit in den Bergwerken der SBZ als hart und unzureichend bezahlt beschrieben wird, werden die Arbeitsbedingungen in der Landwirtschaft – vor allem mit Blick auf die gute Versorgungslage der dort tätigen Personen – als vergleichsweise gut beschrieben. In den landwirtschaftlichen Betrieben hatten die Betroffenen meist direkten Zugang zu Lebensmitteln und fühlten sich dadurch schlicht besser versorgt als diejenigen „Umsiedler", die in anderen Arbeitsbereichen eingesetzt waren. Zudem waren die Verdienstmöglichkeiten in der Landwirtschaft

[523] Interview H.F., 137/10–137/11.

[524] Interview E.Z., 31/3–31/4.

[525] Zu den „Topoi des Zeitenvergleichs" siehe Schröder: Topoi des autobiographischen Erzählens 2005, 29–33.

[526] Siehe Hoffmann, Dierk: Vertriebenenintegration durch Arbeitsmarklenkung? Zur Beschäftigungspolitik der SBZ/DDR (1945–1950), in: Hoffmann, Dierk; Schwartz, Michael (Hrsg.): Geglückte Integration? Spezifika und Vergleichbarkeiten der Vertriebenen-Eingliederung in der SBZ/DDR, Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (Sondernummer), München 1999, 173–192, hier 191 f.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

ungleich höher als in anderen Tätigkeitsbereichen. In der allgegenwärtigen existentiellen Notlage der Jahre 1947 und 1948 war die Lebenssituation der in der Landwirtschaft arbeitenden „Umsiedler“ deshalb vergleichsweise gut, wie in den Erinnerungserzählungen berichtet wird: „Die beim Bauern gedient haben, die haben etwas mehr gekriegt“, sagte etwa Frau A.F., deren Mutter als Hilfsarbeiterin auf einem Bauernhof in Rheinsdorf bei Zwickau untergekommen war.[527] Auch Herr G.A., der vor seiner Aussiedlung als Landarbeiter im heimischen Betrieb beschäftigt war, berichtete, dass er froh war, auch wieder Arbeit in der Landwirtschaft zugeteilt bekommen zu haben. Gleichzeitig aber wies er daraufhin, dass die Beschäftigungssituation ihn unterfordert habe, zumal für ihn hiermit ein Verlust von Verantwortung und Selbstständigkeit einherging. Noch in Ungarn wirtschaftete die Familie subsistent und selbstbestimmt. Im Umfeld des Aufnahmeregimes wurden ihm nun Arbeiten zugewiesen: „Das war gut. Wir haben Arbeit gekriegt. Das war ein Bauer, der hatte Kühe und Pferde und ich hab' dort die Kühe gemolken. Wir waren ja zu dritt. Zehn Kühe hatte der. Und wir zu dritt. Das waren so Junge. Das waren zwei Deutsche und ich. (Lachen) Da haben wir jeder müssen zwei, drei Küh' melken. Und da haben wir sie raus auf die Weide. Und dann abends wieder in (den) Stall rein. Ha, na, ich sag, wenn ich das alles mein Leben lang (hätte machen müssen).“[528]

Für den Integrationsprozess war es von Vorteil, wenn die Betroffenen, die zuvor in Ungarn meist landwirtschaftliche Tätigkeiten ausgeübt hatten, in den Aufnahmegebieten nicht in ihnen „fremden“ Arbeitsbereichen eingesetzt wurden.[529] Zwar machte die Anpassung an die im besetzten Deutschland vorgefundene Arbeitskultur – im Speziellen ein anderer Arbeitsrhythmus, ein anderer technischer Umgang mit den Arbeitsgeräten usw. – auch vielen der aus der Landwirtschaft kommenden und nun in den Aufnahmegebieten in landwirtschaftlichen Betrieben als Hilfsarbeiter eingesetzten Ungarndeutschen zunächst Probleme. Aber die Möglichkeit der Fortführung der in der

[527] Interview A.F., 55/24–55/26.

[528] Interview G.A., 121/19–121/27.

[529] Wie Han in „Soziologie der Migration“ herausstellt, dient Arbeit nicht nur als Mittel der Existenzsicherung und zur Verbesserung des Lebensstandards. Vielmehr bestimmt Arbeit den gesellschaftlichen Status und die soziale Rolle des Einzelnen. Siehe Han, Petrus: Soziologie der Migration: Erklärungsmodelle, Fakten, Politische Konsequenzen, Perspektiven, Stuttgart 2005, 190.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Heimat erlernten und ausgeübten Berufe (in Bezug auf die Deutschen aus Ungarn insbesondere die Berufe des Landwirts oder Bauers) bedeutete für sie, dass zumindest auf beruflicher Ebene keine Neuorientierung stattfinden musste. Die in der „alten Heimat" erlernten praktischen Fähigkeiten konnten von ihnen nun auch in der vermeintlich „neuen Heimat" eingesetzt werden, was – zumindest in diesem Bereich – eine biographisch-lebensweltliche Kontinuität ermöglichte.

Obwohl von den Besatzungsbehörden vorgesehen war, die „Umsiedler" nach Möglichkeit nicht berufsfremd einzusetzen, konnte de facto nur ein kleiner Teil der Vertriebenen wieder in den in der Heimat ausgeübten Beruf zurückkehren. Viele noch in Ungarn als selbstständige Kleinbauern tätige Ungarndeutsche wurden nach ihrer Ansiedlung nicht weiter in der Landwirtschaft beschäftigt, sondern sie kamen als Angestellte in der Industrie, in Bergwerken und Minen oder in der Demontage zum Einsatz. Der damit einhergehende Verlust der sozialen Berufsrolle bedeutete für die Betroffenen nach den Erfahrungen von Vertreibung und Enteignung eine zusätzliche mentale Belastung und erschwerte letztendlich die soziale Integration der Ankömmlinge.[530] Für Herr J.E. aus Lippó war die Erfahrung schlechter Arbeitsbedingungen vorgeblich eines der Hauptmotive für seine spätere Rückkehr nach Ungarn. Der gelernte Handwerker kam zunächst in ein Durchgangslager in Prossen und wurde dann nach Hainichen bei Zwickau in der Demontage zum Abbau industrieller Maschinen aus dem Fahrzeugbau eingesetzt.[531] Nach einigen Monaten wurden die Räume der Fabrik zu einer Großschreinerei für den Wohnungsbau umgebaut, wo er weiter beschäftigt wurde. Die Rückkehr nach Ungarn, die er zusammen mit seinem Schwager angetreten hatte, der im Bergbau eingesetzt worden war, führt er vor allem auf die von ihm als Ausbeutung erfahrenen Einsatzbedingungen zurück: „1947 sind wir ausgesiedelt

[530] Auch in anderen kulturgeschichtlichen Arbeiten zur Integration der Vertriebenen in die deutsche Nachkriegsgesellschaft wird betont, dass für viele Vertriebene der Einsatz in qualifikationsfremden Branchen eine große psychische Belastung darstellte. Vgl. etwa Jacobi: „Wir gehören jetzt schon hierher" 1996.

[531] Die sowjetische Besatzungsmacht hatte schon unmittelbar nach Kriegsende und dann rechtlich legitimiert durch die Verabschiedung der Potsdamer Protokolle im August 1945 mit dem Abbau und dem Abtransport von Industrieanlagen und Gleiswerken aus der SBZ begonnen um die Reparation und die Entmilitarisierung voranzutreiben. Auch die, in der industriellen Produktion geschaffenen Werte, wurden zu einem großen Teil für Reparationen herangezogen. Siehe hierzu das Kapitel „Demontagen und Reparationen", in: Jan Foitzik (Hrsg.), Sowjetische Interessenspolitik in Deutschland 1944–1954, München 2012, 131-138.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

worden nach Ostdeutschland. In Hainichen waren wir. Das ist bei Zwickau und da mussten wir schaffen für die Russen. Da waren solche Werke, da wurden Autos gebaut. Das waren solche Autos, die hinten zwei Räder hatten und vorne eins nur. Das gibt es ja heute auch noch. Die (Fabrik) haben sie abgebaut und dann haben sie so eine Schreinerwerkstatt gemacht in der Fabrik. Und dort haben wir für Schweden, Schwedland, Häuser mit Holzteilen, Wohnungen gebaut. Stockhohe Häuser mit zwei Wohnzimmern, Küche, Bad, Esszimmer, oben waren zwei Schlafzimmer. Das waren zehn bis fünfzehn Zentimeter dicke Holzbalken. Da wurde ein Filz eingelegt. (–) Da gab's keinen Urlaub, keinen freien Samstag, immer schaffen. Ich war ja noch jung. Da waren mehrere Aussiedler von uns aus Lippó. (–) Da musste ich sechzehn Stunden schaffen. Von der Früh an um sechs Uhr bis am Abend. Da hatte ich die Schnauze voll. Mein Schwager, der war in Schlema im Erzgebirge in der Erzgrube. Und der war auch schon unzufrieden mit dem vielen Laufen. Der ist auch in die Grube gekommen. Da musste der mit Holzschuhen arbeiten. Dann sind wir weggefahren."[532]

In den Erinnerungen wird außerdem häufig betont, dass den Betroffenen der eigentliche Sinn der Beschäftigung, der eines angemessenen Verdienstes, schlichtweg fehlte. Wiederholt wird darauf hingewiesen, dass mit dem für die getätigten Arbeiten erhaltenen Lohn – auch aufgrund des verfallenen Geldwerts – nicht die für die Sicherung der Existenz tatsächlich wichtigen Dinge gekauft werden konnten. Darüber hinaus stand der Verdienst in der Demontage und Industrie in keinem Verhältnis zu den geforderten Leistungen. So berichtete Herr A.Sch., der als Hilfsarbeiter zu Demontagearbeiten auf dem Bahnhofsgelände von Bad Schandau eingesetzt worden war, er habe auch aufgrund dieses Missverhältnisses die Heimreise nach Ungarn angetreten: „Die anderen, die was junge Leute (waren), die über achtzehn Jahre, (die) sind nach Auerbach gekommen. Dort ist ein Bergwerk. Dort haben sie gearbeitet, dort haben sie sich müssen niederlassen, dort haben sie in der Holzkohlegrube arbeiten müssen. Das war keine Zwangsarbeit mehr. Die haben Bezahlung bekommen, so wie früher auch. Ich habe dort am Bad Schandauer Bahnhof gearbeitet – Strecken abreißen, wegreißen. Und die haben wir gleich in die Wagons und die sind dann nach Russland. Von dort sind schon die Gefangenen gekommen. Und dort habe ich gearbeitet. Zweiunddreißig Mark war der Wochenlohn.

[532] Interview J.E., 63/8–63/22.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Aber für die zweiunddreißig Mark konnte man nichts kaufen… außer Haaröl oder so etwas."[533]

Tatsächlich kehrten viele zum Einsatz in den Bergwerken verpflichtete Deutsche aus Ungarn aufgrund der schlechten Arbeitsbedingungen in den Minen der SBZ zurück in ihre Heimat. Häufig waren es gerade sie, die als Erste zurück in die Heimat drängten. Die Nachricht der Heimkehrenden machte schnell Runde unter den Landsleuten. Wie Frau A.E. erinnerte, habe sie von der Möglichkeit der Rückkehr erfahren, da sich herumgesprochen hatte, dass viele der in den Bergwerken der SBZ eingesetzten Vertriebenen die Rückkehr nach Ungarn angetreten hatten und dauerhaft dortbleiben konnten. Diese „Erfolgsberichte" hätten auch sie zur Rückkehr motiviert: „Und dort waren wir im Lager und von dort sind wir verteilt worden. Die meisten im Kreis Pirna, wir sind nach Zwickau. Viele, die meisten von dort, die sind nach Reinsdorf, das ist neben Zwickau, da war eine Erzgrube. Da haben sie die jungen Männer reingesteckt. (–) Da waren lauter Leut´ die vorher auch landwirtschaftlich gearbeitet haben. Dort jetzt in die Grube, da hat sich jeder ja ein bisschen gefürchtet. Ich weiß von einem noch, die haben ihre Sachen zusammengepackt und sind langsam heim. Erst hat's ein Mann probiert, dann wieder einmal einer und dann zum Schluss sind die Familien schon gegangen. Also, wir waren nicht ganz ein Jahr draußen. Dann sind wir halt auch heimgegangen."[534] Auch Frau B.P. aus Nagynyárád berichtete davon, dass die im Bergbau eingesetzten Vertriebenen die ersten waren, die eine Rückkehr nach Ungarn versuchten: „Ja die, was in der Grube waren, die haben Angst gehabt. Die sind zuerst heim, die haben nicht wollen in der Grube bleiben. (–) Die, die haben in die Erde müssen gehen. Das waren die nicht gewöhnt, darum sind die so schnell heim."[535]

Unter Umständen konnte auch allein die Angst vor dem Einsatz im Bergbau den Entschluss zur Rückkehr herbeiführen. Dies betraf etwa jene junge Männer, die zunächst in der Demontage oder Landwirtschaft eingesetzt waren und dann durch ein amtliches Schreiben zum Einsatz im Bergbau abbestellt werden sollten. So erinnerte Herr S.T. aus Feked, der in Mosel nahe Zwickau bei einem Bauern angesiedelt worden war, dass er

[533] Gemeint ist die Gemeinde Auerbach im sächsischen Erzgebirge. Interview A.Sch., 3/29–4/5.

[534] Interview A.E., 48/10–48/16.

[535] Interview B.P., 106/3–106/5.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

nach seiner Aufnahme zunächst „so wie zu Hause“ als Landarbeiter beschäftigt werden konnte. Nach einiger Zeit wurde er zur Arbeit in einer Erzgrube abgeordnet. Der Maßnahme entzog er sich auf Empfehlung seines Arbeitgebers durch die „Flucht“ nach Ungarn: „Von Zwickau weg haben sie uns auf Mosel getan. Dort war ich beim Bauern. Bei dem Bauer war ich eine kurze Zeit und habe dort Landwirtschaft gemacht so wie zu Hause. Und dann hat der Bauer zu mir gesagt: 'Da ist ein Papier gekommen von dem russischen, von dem russischen Militär' (–) und haben uns in die Erzgrube reingetun. Da hat der Bauer zu mir gesagt: 'S., ich sag dir ganz einfach – hau ab von hier, weil die tun dich in die Erzgrube und du siehst niemand weiter mehr wie die Erzgruben.'“[536]

5.7. Zur Lebenssituation in den Aufnahmegebieten

Die allgemeine Lebenssituation in den Aufnahmegebieten wird in den Erinnerungen als schlecht und die Versorgungslage als unzureichend erinnert. In diesem Zusammenhang werden von den Betroffenen häufig – oft auch wiederholend – verallgemeinernde Aussagen herangezogen wie etwa: „Das war so schlecht“[537], „Da war nichts zu leben“[538] oder „Wir hatten nichts“[539]. Insgesamt wird der Aufenthalt im besetzten Deutschland von den Betroffenen als „eine schlimme Zeit“[540] in Erinnerung behalten, was sich insbesondere auf die existenzielle Angst bezieht, die die Gesprächspartner in dieser Form oftmals erst im besetzten Deutschland kennengelernt hatten. Auf die Frage, wann Frau E.Z. aus Vémend sich überlegt habe, wieder nach Ungarn zurückzukehren, antwortete sie: „Da gab’s keinen Zeitpunkt. Wir hatten nichts zu Essen – nur Elend und Not – und dann sind wir gegangen.“[541]

Ein gängiges Bild, das von den Betroffenen in den Erinnerungserzählungen vermittelt wird ist, dass alle von ihnen als lebensnotwendig erachteten Faktoren – ausreichend Lebensmittel, Kleidung oder angemessener Wohnraum – im besetzten Deutschland

536 Interview S.T., 98/31–99/5.

537 Interview H.F., 136/31.

538 Interview F.A., 42/15–42/16.

539 Interview G.J., 192/25.

540 Interview E.M., 26/7.

541 Interview E.Z., 30/6–30/7.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

schlichtweg nicht in dem ihnen aus ihrer Heimat bekannten Maß vorhanden waren. Gerade in der existenziellen Krise, die man nun in den Aufnahmegebieten erfahren hatte, offenbarte sich für sie die Alterität zwischen Heimat und Exil.[542] In den Erinnerungserzählungen wurden in diesem Zusammenhang immer wieder Vergleiche zu den Lebensverhältnissen in Ungarn vor der Aussiedlung herangezogen: „In Ungarn war doch alles besser".[543] So sagte Frau E.M. über die Situation im sächsischen Ebersdorf: „Ich weiß nicht mehr, wie viel Gramm Brot wir täglich bekommen haben. Kartoffeln, das hat's gegeben. (–) Nur Kartoffeln mit nichts, das waren wir nicht gewohnt. Wir haben Schweine geschlachtet. Jedes Jahr so viel wie die Familie gebraucht hat. Dort gab es nichts."[544] Auch Herr F.A. berichtete, dass er die Lebensverhältnisse in Ungarn zur selben Zeit als besser befunden habe. Er betonte in seinen Ausführungen, dass durch die Einwirkungen des Krieges das Umfeld der Aufnahmeregion von Grund auf zerstört war. Gleichzeitig war ihm bewusst, dass in der Heimat in Ungarn die „alten" Strukturen weiterhin Bestand hatten. Erst später habe sich die Situation in Ungarn verschlechtert, wie er berichtete: „Das war eine große Armut in Deutschland, das war eine große Armut. Ich bin mehrmals nach Dresden gefahren. Also, wie das Dresden ausgeschaut hat, das kann man sich nicht vorstellen. Das war ja so verhauen mit Bomben. Das haben sie doch in zwei Stunden hingemacht. Das war eine große Armut. Und hier in Ungarn war es zur selben Zeit schon sehr gut. Später ist es hier in Ungarn immer schlechter geworden."[545] Und auch Frau F.H. berichtete über die Lebensbedingungen und die Versorgungssituation in Aufnahmegemeinde: „Überall war eine große Armut und nichts zu Essen. Das war es. Und wir Leute, wir hatten es doch hier. Wir haben uns das (an)gebaut, was wir hatten", berichtete Frau F.H.[546]

---

[542] Siehe Schröder: Topoi des autobiographischen Erzählens 2005, 29–33.

[543] In remigrationstheoretischen Arbeiten wird in diesem Zusammenhang von relativer Deprivation gesprochen: „Die relative Unzufriedenheit (relative Deprivation) entsteht aufgrund eines individuellen Vergleichs eines reellen Einkommens einer Person im Herkunftsland mit einem möglichen Einkommen, das die vergleichbaren Berufsgruppen sowohl im Herkunfts- als auch im Einwanderungsland erzielen können." 19

[544] Interview E.M., 13/32–14/6.

[545] Interview F.A., 43/5–43/10.

[546] Interview F.H., 184/1–184/2.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Noch in der ungarischen Heimat besaßen viele ausgesiedelte Deutschen eigene Höfe und gut funktionierende landwirtschaftliche Betriebe. Die auf diesen Ländereien erwirtschafteten Erträge machten sie weitestgehend unabhängig von der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung. In den Aufnahmegemeinden sahen sich die Ausgesiedelten nun in Abhängigkeit von den dort ansässigen Bauern, von staatlichen Auftragsarbeiten, von Arbeit in der industriellen Produktion, im Bergbau oder in der Demontage von Industrieanlagen.

Die Gegenüberstellung der in den Aufnahmegebieten erfahrenen Lebenssituation mit der zuvor in der Heimat erfahrenen Lebenssituation dient in den Erinnerungserzählungen als Rechtfertigung für die Heimkehr. Aus Sicht der Befragten war der Entschluss zur Rückkehr nach Ungarn auch eine Reaktion darauf, dass die Lebensbedingungen in Deutschland aus existenzieller Sicht als ungleich schlechter empfunden wurden als die in Ungarn vor der Aussiedlung vorgefundenen Verhältnisse. Auf meine Nachfrage, warum sich Herr F.A. zu einer Rückkehr nach Villány entschieden habe, obwohl er davon ausgehen musste, dass er in Ungarn nichts mehr besitzen würde, antwortete er: „Wir hatten da draußen in Deutschland ja auch nichts. Soviel wie halt in ein Paket reinpasst. Jeder hatte zwei Pakete, mit denen sind wir zurückgekommen. Zur selben Zeit – das war 1947 als wir ausgeliefert wurden, 48 im Sommer sind wir zurückgekommen – schon 47 war es so gut hier in Ungarn. In Ungarn war es im Allgemeinen schon viel besser. In Deutschland aber, da war nichts zu leben. Das war sehr schlecht in Deutschland damals. Und hier in Ungarn war schon alles in Hülle und Fülle. Und dann sind wir zurückgekommen.“[547] Auch Herr J.E. betonte, dass die Entscheidung zur Rückkehr für ihn auch aus rein existenziellem Interesse zustande gekommen war: „Ich wusste ja, dass es hier in Ungarn besser ist. Hier war zu Essen und alles andere war auch noch da. Wir haben doch hier gewohnt in Ungarn. Wo wir weggefahren sind, da haben wir drei Schweine geschlachtet – große Schweine. Da gab’s Wurst und Schinken und Speck. Wir tun heute noch drei Schweine schlachten jedes Jahr. Wir müssen nicht in den Laden. Wir machen das alles selber.“[548] Im weiteren Verlauf des Gesprächs sagte er: „Da draußen

[547] Interview F.A., 42/12–42/17.

[548] Interview J.E., 66/16–66/20.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

hatten wir so einen schlechten Stand gehabt. Das hat man gar nicht aushalten können. Immer Hunger und nichts zu essen hatten wir. Das hat auch nach Hause getrieben."[549]

In den Erzählungen wird die in den Aufnahmegebieten erfahrene existentiellen Krise oft ausführlich besprochen. Zwar wird darauf hingewiesen, dass Armut, Mittellosigkeit und Hunger nicht im Speziellen die Gruppe der Vertriebenen und „Umsiedler" betraf, sondern in gleichem Maße auch die ansässige Bevölkerung. Gleichzeitig aber wird betont, dass sie als Vertriebene bezüglich der Verteilung der begrenzten Ressourcen in der Aufnahmebevölkerung als zusätzliche Bürde und Konkurrenten galten und ihnen aufgrund dessen nur wenig Solidarität entgegengekommen sei. Die prekären Verhältnisse haben aus ihrer Sicht letztlich auch der sozialen Desintegration in den Aufnahmeregionen Vorschub geleistet. Deutlich wird dies auch in den Erinnerungen von Herrn J.R., der zusammen mit seiner Familie in der Nähe von Meißen angesiedelt worden war: „Und in das Dorf, wo wir sind hingekommen dort, hat die Frau, die in dem Haus geholfen hat, die was da gewohnt hat, die die Wirtschaft bearbeitet hat, da hab ich einmal Kartoffeln gestohlen. Da war so ein großer Kessel, vier oder fünf Krumpli hab ich rausgenommen. Die brauchen wir für die Säu', hat sie gesagt. Für die Schweine brauchen wir die Kartoffeln."[550]

Bestimmte Erinnerungsbilder tauchen in den Erzählungen zur Erfahrung von Armut in den Besatzungszonen gehäuft auf. So ist das „Hamstern" ein wiederkehrendes Motiv in der Erinnerung an die in den Aufnahmeregionen erfahrenen existentiellen Not. Die schlechte Versorgungslage zwang viele Menschen, insbesondere jene die in den Städten lebten, dazu, auch abseits der Erntezeiten die Felder und Obstwiesen nach Essbarem zu durchforsten. In den Erzählungen wird dieses Erinnerungsbild immer wieder verwendet, um die Ausnahmeerfahrung einer existenziellen Notlage zu unterstreichen. So berichtete Herr J.E., der nahe Zwickau untergekommen war: „Wenn sie gesehen hätten, wie im Herbst die Bauern die Kartoffeln rausgemacht haben dort. Aus der Stadt sind die Menschen gekommen und haben so kleine Hacken mitgebracht und haben dann winzige Kartoffeln zusammengelesen. Die Menschen, die in der Stadt gewohnt haben, die hatten alle einen Rucksack an und haben vielleicht drei Kilo Kartoffeln zusammenlesen können.

[549] Interview J.E., 69/6–69/8.

[550] Interview J.R., 165/4–165/7.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Vielerorts war's so, da hat der Bauer draußen seinen Hund angebunden und wenn die Leute gekommen sind, die rausgekommen sind, um Kartoffeln zu lesen, die mussten weggehen."[551] Auch Frau E.M., deren Familie in der sächsischen Gemeinde Ebersdorf angesiedelt worden war, bezog sich in ihren Erinnerungen auf das „Hamstern": „Man konnte keinen Faden, keine Nadel, kein gar nichts konnte man kaufen in dem Ort. Die sind nicht umsonst verrückt geworden. Die waren doch dann immer neidisch, weil es im Westen was gab und bei ihnen gar nichts. Die waren deswegen sehr, sehr böse. (–) Das musste man mitmachen, dass man das verstehen kann. (–) Die waren sehr böse über uns auch, weil wir ihre kleine Armut noch aufessen halfen. Der Bauer, der hat Kartoffel geerntet und der hatte ein kleines Grundstück, aber da waren schon fünfzig oder hundert Leute gewesen (–) Wie der Bauer dann aufgehört hat, da haben sie noch mit der Hacke noch gesucht, dass sie vielleicht zwei oder drei Kartoffeln finden in dem Boden. So eine schlimme Zeit war das."[552]

In den Erinnerungen wird in diesem Zusammenhang auch häufig vom System der Rationierung von Lebensmitteln und anderen lebensnotwendigen Gütern durch die Vergabe von Versorgungs-Karten berichtet. Lebensmittel, Heizmaterialien, Kleidung und Ähnliches wurden nach bestimmten Kriterien an Bedürftige ausgegeben.[553] Aufgrund der allgemeinen Notlage und des Geldwertverfalls waren die Ankömmlinge aus Ungarn auf die Annahme von Lebensmittelkarten angewiesen. Die Diskrepanz zwischen „alter" und jetzt „neuer Heimat" offenbarte sich hierin besonders deutlich. Die Betroffenen standen im Umfeld der „neuen Heimat" in einem Abhängigkeitsverhältnis, das ihnen in dieser Form aus der ungarischen Heimat bis dato nicht bekannt war. In den Erzählungen wird der Hinweis auf das System der Lebensmittelrationierung deshalb häufig dazu herangezogen, die schlechte Versorgungslage in den Aufnahmegebieten zu unterstreichen. So berichtete Herr A.St., dessen Familie aus Györköny im Komitat Tolna ausgesiedelt worden war: „Damals haben wir nicht viele Sachen gehabt. Ein bisschen Brot haben wir bekommen. Essensmarken haben wir bekommen. Fleisch gab's überhaupt

[551] Interview J.E., 66/29–67/4.

[552] Interview E.M., 27/3–27/7.

[553] Siehe hierzu Punkt 4.6. „Ankunft und Aufnahme".

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

nicht. In einem Monat vielleicht einmal. Das war nicht so toll."[554] Und auch Herr L.H. aus Elek, der in die amerikanische Zone ausgewiesen worden war, bezog sich in seinen Erinnerungen auf System der Rationierung: „Und da war kein zu Essen. Karten waren in Deutschland, Esskarten. Schwerarbeiter und so. (–) Und wenn du keine Schwerarbeit gemacht hast, dann weniger Brot. Das war vorgeschrieben wie viel Brot und alles... so war das."[555] In den Erinnerungen von Frau A.E. aus Nagynyárád wurde die Lebensmittelrationierung direkt mit dem Rückkehrwunsch verknüpft: „Wir hatten Lebensmittel auf Karten. Hunger hatten wir – kein Obst, kein nix. Das hat auch viel damit zu tun, warum wir dann zurück sind."[556] Es zeigte sich deutlich, dass Armut und Hunger in den Aufnahmegebieten zu einer alltäglichen Erfahrung wurden. Für die Betroffenen war diese Situation gänzlich neu und konträr zu den lebensweltlichen Realitäten der „alten" Heimat. Der Wunsch nach Rückkehr in die Herkunftsgemeinden wurde hierdurch bestärkt.

In der Hoffnung auf die Möglichkeit bald wieder in den Heimatort zurückkehren zu können, richteten viele Vertriebene sich nur provisorisch ein.[557] Zudem versuchten sie sich während ihrer Zeit in Deutschland finanziell, wie materiell nicht zu belasten. So lehnten die Befragten nach eigenen Angaben die staatlichen Hilfsangebote grundsätzlich ab, bzw. versuchten sie diese so wenig als möglich auszuschöpfen. Mit dem Argument, dass man ohnehin kein richtiger Deutscher sei und sich deswegen nicht am deutschen Staat bereichern dürfe, verweigerten die Heimgekehrten jedwede Form staatlicher Hilfe. So lehnte auch die im württembergischen angesiedelte Familie von Frau M.B.T. die Lastenausgleichszahlungen prinzipiell ab, die in Westdeutschland ab 1952 an „Neubürger" ausgezahlt wurden: „Wir haben gesagt, wir sind eine ungarische Familie und deswegen haben wir keinen Lastenausgleich in Anspruch genommen. Das hat man ja in Deutschland so geregelt. Weil meine Großeltern haben immer gesagt, dass wir kein

[554] Interview A.St., 70/18–70/20.

[555] Interview L.H., 194/13–194/15.

[556] Interview A.E., 50/10–50/11.

[557] Siehe Hampe, Henrike: Flüchtlinge und Vertriebene aus Südosteuropa im Nachkriegsdeutschland, in: Hampe, Henrike (Hg.): Heimat im Koffer. Flüchtlinge und Vertriebene aus Südosteuropa im Nachkriegsdeutschland. Begleitheft zur Ausstellung im Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm, Ulm 2008, 31–61, hier 46.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Recht haben etwas vom deutschen Staat zu bekommen, unser Vermögen sei hier in Ungarn.“ [558]

5.8. Fremdheit und Alterität in der „neuen Heimat“

Der die ungarndeutschen Lebenswelten bestimmende soziale Bezugsrahmen der Dorfgemeinschaft war in Folge der *kitelepítés* und durch die Streuung der Vertriebenen und „Umsiedler“ in den Aufnahmegebieten aufgebrochen worden. Zwar konnten die engeren familiären Beziehungen in vielen Fällen weiterbestehen. Zudem kam es in Reihen der Vertriebenen trotz ihrer Streuung schon bald zu Formen der Vergemeinschaftung. Dennoch mussten sich die Vertriebenen in dem ihnen fremden sozialen Umfeld neu orientieren. Dabei entstanden auf verschiedenen Ebenen neue soziale Bindungen, Netzwerke und Kontakte. In der Haus- und Wohngemeinschaft, am Arbeitsplatz, in der Schule, in der Kirche usw. kamen die Ankömmlinge nach ihrer Umquartierung in nahen Kontakt mit der heimischen Bevölkerung und damit auch mit dem für sie *Fremden*.[559] Durch die häufig sehr engen Bezugssysteme waren die Vertriebenen und die aufnehmenden Familien mit den kulturellen Differenzen direkt konfrontiert. Andere Ess- und Arbeitsgewohnheiten, eine andere Sprache, ein anderer Dialekt, ein anderer Kleidungsstil, andere konfessionelle Zugehörigkeiten usw. sonderten die Vertriebenen und Umsiedler schon kulturell bedingt von der heimischen Bevölkerung

[558] Interview M.B.T., 77/5–77/10.

[559] Die Konfrontation der Ausgesiedelten mit der ansässigen Bevölkerung vollzog sich in mehreren Phasen, wie Ulrich Tolksdorf herausstellt. Die erste Phase der Konfrontation war für den Einzelnen durch das Erfahren von Fremdheit und kultureller Andersartigkeit geprägt, es kam zu einem *Kulturschock*. Im Rahmen der zunehmend auch in vielen lebensweltlichen Bereichen stattfindende Konfrontation entstanden erste *Kulturkontakte*. In diesem Prozess wurde ihnen kulturelle Unterschiede bewusst. Die sich durch Abweisung, Anfeindung und das Beharren auf eigene kulturelle Werte äußernden Reaktionen kennzeichnet Tolksdorf als *Kulturkonflikt*. Im Zuge des Integrationsprozesses wurden kam es allmählich zur Verschmelzung der Eigen- und Fremdkultur. Heute unterliegen die als heimisch und traditionell betrachteten Wertvorstellungen lediglich noch einer „punktuellen Bewahrung“. Siehe dazu Tolksdorf, Ulrich: Phasen der kulturellen Integration bei Flüchtlingen und Aussiedlern, in: Bade, Klaus (Hg.): Neue Heimat im Westen. Vertriebene – Flüchtlinge – Aussiedler, Münster 1990, 106–127, hier 110–122. Siehe auch Hammerer, Katharina: Heimatvertreibung – Kollektives Gedächtnis und Identität, Berlin 2014, 59–65. Auch die Soziologin Elisabeth Pfeil, die wohl eine der situationsnächsten Arbeiten zu Flucht und Vertreibung geschrieben hat, arbeitete mehrere Phasen der kulturellen Konfrontation der Vertriebenen mit der deutschen Gesellschaft heraus. Die erste Phase war demnach von Mitleid gekennzeichnet. In einer zweiten Phase begegnete die einheimische Bevölkerung den Neuankömmlingen mit Gleichgültigkeit. Die dritte Phase der Konfrontation war durch Feindseligkeiten geprägt. Siehe dazu Pfeil, Elisabeth: Der Flüchtling. Gestalt einer Zeitenwende, Hamburg 1948, 86–88.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

ab und wiesen sie in der neuen Umgebung als *Fremde* aus. [560] Der *Kulturkontakt* führte nicht selten zu Reibereien und Konflikten zwischen der ansässigen Bevölkerung und den Ankömmlingen. Scheinbar banale Alltagsfragen sorgten dabei immer wieder für Missstimmung. So sind den Befragten die gemeinsame Nutzung von Küche, Bad oder Heizmöglichkeiten als Konfliktmomente in Erinnerung geblieben. Für viele Bereiche des alltäglichen Zusammenlebens muss von einer sozialen Desintegration der Vertriebenen in dem für sie neuen Umfeld ausgegangen werden.[561]

Deutlich wurde den Betroffenen die kulturelle Diskrepanz zwischen der „neuen" und der „alten Heimat" insbesondere durch die Differenzen in der Sprache.[562] Der ungarndeutsche Dialekt und die lokal oft sehr unterschiedlich ausgeprägte schwäbische Mundart, die noch in der Heimat stets Zugehörigkeit vermittelt hatten, wurden in dem neuen Umfeld zu einer sprachlichen Barriere zwischen ihnen und der in den Aufnahmegemeinden ansässigen Bevölkerung. Noch in den Herkunftsgemeinden in Ungarn war die gemeinsame Dialektsprache ein gemeinschaftsstiftendes Element, zumal die Schwaben in Ungarn innerhalb eines multilingualen Umfelds gerade wegen der spezifischen Minderheitensprache ein enges Gemeinschafts- und Zusammengehörigkeitsempfinden entwickelt hatten. In dem Umfeld des Aufnahmeregimes aber wurde die dialektale Eigenart ein offensichtliches Indiz für Andersartigkeit. In den Erinnerungen wird diese Situation als eine prägende Erfahrung beschrieben. So erinnerte sich Herr G.J., der in einer sächsischen Gemeinde zur Schule gegangen war, daran, dass sich schon allein aufgrund der sprachlichen Differenzen der Eingliederungsprozess schwierig gestaltet habe: „Vier Jahre war ich draußen in der Schule. Zuerst war es sehr schlecht. Da hat uns ja erst keiner verstanden in der Mundart, wie wir sie in Szigetbecse reden. In Deutschland, in Sachsen überhaupt, wird ganz anders gesprochen als hier. Die sprechen alles mit 'ich'. Das war erst sehr schlecht mit der Sprache. Zuhause haben wir immer Schwäbisch gesprochen mit der Mutter. Als wir rausgekommen sind, mussten wir auf einmal normales

[560] Beer: „die helfte hir und tie helfte zuhause" 2004, 61.

[561] Rutsch: Die Vertreibung von Ungarndeutschen und ihre Integration in der sowjetisch besetzten Zone 2008, 126.

[562] Zur Funktionalität von Sprache im Eingliederungsprozess siehe Esser, Hartmut: Migration, Sprache und Integration, Arbeitsstelle Interkulturelle Konflikte und gesellschaftliche Integration – Forschungsbilanz 4/2006, 11, online abrufbar unter: http://www.bagkjs.de, zuletzt am 20. August 2015.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Deutsch mit den Kindern sprechen."[563] Auch Frau M.B.T., deren Familie im Württembergischen angesiedelt wurde, betonte, dass die ungarndeutsche Mundart im Umfeld der Aufnahmegemeinde ein Gefühl des Fremdseins bewirkte. Dieses Gefühl wurde dadurch verstärkt, dass das Element „Schwäbisch", das noch in Ungarn ein elementares Merkmal ihrer identitären Selbstzuordnung war, in dem „schwäbischen" Umfeld im Südwesten Deutschlands konkurriert wurde: „Die Sprache (gemeint ist die ungarndeutsche Mundart) passte ja auch gar nicht dahin. Wenn wir wenigstens zu den Bayern hingekommen wären, die war viel ähnlicher die bayrische Sprache. Ich versteh das bis heute nicht das Schwäbische. Wir konnten *dieses* Schwäbisch doch gar nicht. Der schwäbische Dialekt, den man in Stuttgart und drumherum spricht, der ist ja gar nicht wie unsere Sprache. Das war alles so fremd für diese Deutschen dort, zu denen wir nach Deutschland kamen."[564]

Zwar wies der ungarndeutsche Dialekt die Sprecher in dem neuen Umfeld als Fremde aus, gleichzeitig aber bewirkte die dialektale Andersartigkeit auch ein Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Ausgesiedelten. Die gemeinsame Dialektsprache war für viele Vertriebene im Umfeld der Aufnahmegesellschaft deshalb nicht allein ein exklusorisches, sondern gleichsam auch ein gemeinschaftsstiftendes Element mit Hilfe dessen sich die soziale Identität der Vertriebenen festigen konnte. Die sprachlichen Barrieren haben so auch das soziale Zugehörigkeitsempfinden zur Gruppe der vertriebenen Deutschen aus Ungarn bzw. zur Gruppe der *svábok* nach innen gestärkt. So berichtete Frau A.F.: „Das war uns keine Heimat. Wir haben ja auch kein Hochdeutsch gesprochen. Wir waren ja ungarischer Nationalität. Wir haben immer nur unsere Sprache gesprochen."[565]

Ein weiteres deutliches Signal für die soziale Zugehörigkeit der Vertriebenen stellte in dem neuen Umfeld das äußere Erscheinungsbild der Ankömmlinge dar.[566] Während Trachten für die Ausgesiedelten noch in der Heimat als Repräsentationsobjekt galten,

[563] Interview J.G., 87/28–88/1.

[564] Interview M.B.T., 78/32–79/3.

[565] Interview A.F., 2–5.

[566] Siehe dazu Hampe, Henrike: Abschied vom „Juppl" und „Kittel". Kleidungswechsel im Integrationsprozess der Flüchtlinge und Vertriebenen, in: Hans-Werner Retterath (Hg.): Ortsbezüge. Deutsche in und aus dem mittleren Donauraum, Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Institutes 5, Freiburg 2001, 223–245, hier 225.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

wurden diese von der ansässigen Bevölkerung als befremdend wahrgenommen. Noch im multiethnischen Ungarn war für die Gruppe der Ungarndeutschen Kleidung ein Mittel der Abgrenzung gegenüber anderen Bevölkerungsgruppen. Kleidung galt als „Zeichen der Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gruppe und der Abgrenzung gegenüber anderen ethnischen Gruppen“, wie Henrike Hampe herausstellt.[567] Durch das Tragen der von den Befragten als „baurisch“ bzw. „bäurisch“ bezeichneten Gewänder sonderten sich die Ausgesiedelten schon rein äußerlich von der ansässigen Bevölkerung ab. „Fremdheitsindizien“ wie Dialekt oder Religionszugehörigkeit ließen sich vordergründig leicht verbergen. Die Trachten aber wiesen die Ausgesiedelten sofort und für jeden ersichtlich als Fremde aus.[568] In der gesellschaftlichen Wahrnehmung waren die Betroffenen dadurch häufig Vorurteilen ausgesetzt.[569] So erinnerte Frau E.M., dass die ansässige Bevölkerung auch wegen des Kleidungsstils der Ankömmlinge voreingenommen gewesen sei: „Die Oma und die Mama, die haben noch so lange Röcke gehabt. So bäurisch waren die angezogen und deswegen haben die so etwas gesagt. Die, die langen Röcke haben, die sagen alle die Unwahrheit, dachten die.”[570]

Desintegrativ war nicht zuletzt die Tatsache, dass viele ungarndeutsche Familien, die vorwiegend katholischen Glaubens waren, in der sowjetischen Zone und den Aufnahmeregionen im Südwesten Deutschlands in evangelisch-protestantischen Gemeinden angesiedelt worden waren.[571] Noch in der ungarischen Heimat besuchte man regelmäßig die katholischen Gottesdienste und beteiligte sich aktiv an den im Jahresverlauf stattfindenden Gedenkfesten und Feiern. Die Ausübung der Religion hatte

[567] Ebd., 226. Vgl. auch Röder, Annemarie: Zur Funktionalität der donauschwäbischen Trachten, in: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde 39/1996, 256–281.

[568] Hampe, Kleidungswechsel im Integrationsprozess 2001, 237.

[569] Die Tracht wurde von vielen Vertriebenen in den Aufnahmegebieten schon bald abgelegt. Die Bereitschaft dies zu tun, betraf allerdings nicht nur die Gruppe der Ungarndeutschen und wird deshalb in der Flüchtlingsforschung nicht als isoliertes Ereignis betrachtet. Anders als frühe volkskundliche Untersuchungen annahmen, war das Ablegen der Tracht kein Effekt, der auf die Bereitschaft der Vertriebenen zur Assimilation oder Anpassung an die Mehrheitsgesellschaft zurückzuführen ist. Vielmehr war es der allgemeine Modernisierungsdruck der die Vertriebenen allmählich dazu bewegte, die Tracht abzulegen. Siehe dazu Jacobi: „Wir gehören jetzt schon hierher“ 1996, 118.

[570] Interview E.M., 13/29–14/2.

[571] Beer: Deutsche aus Ungarn in West- und Ostdeutschland 1997, 144.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

im Umfeld der „alten Heimat“ eine zentrale kulturelle und soziale Bedeutung.[572] In den Aufnahmeregionen waren die Möglichkeiten der Ausübung des katholischen Glaubens aber vielerorts kaum gegeben, da die Aufnahmegemeinden in Sachsen und in Württemberg vorwiegend protestantisch waren. So waren die grundsätzlichen Strukturen und Möglichkeiten für die Ausübung des katholischen Glaubens vielerorts schlichtweg nicht vorhanden.[573] Frau B.P. aus Nagynyárád, die in der Nähe von Pirna in einer vorwiegend protestantischen Gemeinde untergekommen war, berichtete, dass ihre Familie weite Wege auf sich nahm, um den katholischen Gottesdienst in einer Nachbargemeinde zu besuchen. Wie sie erinnerte, war der sonntägliche Gottesdienst auch eine Gelegenheit mit anderen aus der Heimat vertriebenen Deutschen zusammenzukommen. Die wöchentlichen Messen boten somit auch eine Möglichkeit des Beisammenseins, des Kontakthaltens und des Austauschs mit anderen Vertriebenen aus den Heimatgemeinden. Neben dem religiösen Aspekt waren für die Vertriebenen insbesondere der soziale und kulturelle Aspekt der Gottesdienste von Bedeutung. Diese Diasporasituation hat somit letztlich stark zur Vergemeinschaftung und zur sekundären Minderheitenbildung beigetragen:[574] „Weil wir sind katholisch gewesen, und dort wo wir waren, da waren *hát* viele Evangelische, die deutsche Kirch'. Für uns, die katholische (Kirche), war so weit draußen. Und wir sind gerne in die Kirche in die Mess' gegangen und so viele Leute sind in die Kirche gegangen.“[575]

Auch Frau M.B.T. berichtete, wie in den Aufnahmegebieten schon aus konfessioneller Sicht Diasporagemeinden entstanden waren. Ihre Familie kam nach ihrer Vertreibung aus

---

572 Religion diente in den ungarndeutschen Gemeinden als „Überlebensstrategie der Gruppe, die die Selbsterhaltung ermöglichte“. Siehe Bindorfer, Györgyi: Glaubensleben und Religion der Ungarndeutschen. Verbindender und trennender Katholizismus, in: Acta Ethnographica Hungarica 49/2004, 141–150, 149.

573 Insbesondere in den westlichen Zonen und der BRD dienten Vertriebenenwallfahrten als Mittel der Vergemeinschaftung. Neben der religiösen Komponente der Wallfahrtszusammenkünfte war für die Teilnehmenden der kulturelle Aspekt der Wallfahrtstreffen von besonderer Bedeutung. Dabei fanden die kulturellen Muster und Praktiken der „alten Heimat“ zum Teil auch Eingang in die rituelle Praxis der Vertriebenenwallfahrten. Siehe dazu Prosser-Schell, Michael: Wallfahrten als Ereignisse der kulturellen Selbstbehauptung von Flüchtlingen und Vertriebenen in Baden und Württemberg (1946–1952), in: Alzheimer, Heidrun; Rausch, Fred G.; Reder, Klaus; Selheim, Claudia (Hrsg.): Bilder – Sachen – Mentalitäten. Arbeitsfelder historischer Kulturwissenschaften. Wolfgang Brückner zum 80. Geburtstag, Regensburg 2010, 165–172, hier 167.

574 Siehe auch Tóth: Rückkehr nach Ungarn 2012, 152–153.

575 Interview B.P., 104/28–104/2.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Budaörs in das württembergische Creglingen. Hier lebten viele Protestanten. Die katholische Gemeinde vor Ort rekrutierte sich allein aus Heimatvertriebenen und Flüchtlingen, wie sie berichtete: „In Creglingen hat man in der ersten Zeit, da waren ja so viele Flüchtlinge und die waren alle katholisch, für die hat man in der Turnhalle eine Kirche gemacht. Dann kam ein katholischer Pfarrer. Der kam aus Oberschlesien oder aus solchen Gebieten. Der hat dann dort so lang gebettelt, so haben meine Eltern gesagt, Spenden gesammelt, bis man da eine katholische Kirche bauen konnte. Die haben sehr schnell eine Kirche dort gebaut in Creglingen. Die steht bis heute diese katholische Kirche. Dort bin ich auch zur Erstkommunion gegangen und meine Schwester auch. Weil diese Flüchtlinge – in der DDR war es auch so – das war ja eine evangelische Gegend geworden durch die Reformation. Dadurch, dass man dort viele Deutsche angesiedelt hat, war dort eine Art Diaspora entstanden. In Creglingen gibt es bis heute diese katholische Kirche. Man hat dann eine Siedlung dort angelegt.“[576]

Die Erfahrung einer Minderheitensituation war für die Betroffenen grundsätzlich neu und bedeutete für sie eine immense psychisch-mentale Belastung. Zwar waren die Schwaben in der Heimat als Deutsche in Ungarn eine nationale Minderheit, aber diese Situation wurde von ihnen in ihrer alltäglichen Lebenswelt kaum als solche erfahren. Im Zusammenleben mit der ansässigen Bevölkerung wurde ihnen das kulturell Eigene – ihre spezifisch schwäbische Kultur sowie die vaterländische Verbindung zu Ungarn – zunehmend bewusst.

5.9. Soziale Integration im Aufnahmeregime

Die soziale Eingliederung der Vertriebenen wurde dadurch behindert, dass bedingt durch die strukturellen Missstände in Folge des Krieges und durch die anhaltende Ressourcenknappheit die Eingliederung der Vertriebenen und „Umsiedler“ von der aufnehmenden Bevölkerung als zusätzliche Last empfunden wurde und ihre Präsenz deshalb häufig unerwünscht war. Zudem konnten die heimatvertriebenen Deutschen – anders als die aufnehmende Bevölkerung – nicht auf bestehende Ressourcen, Netzwerke und Kontakte zurückgreifen. Der Integrationsprozess war so durch eine strukturelle

[576] Interview M.B.T., 80/11–80/21.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Disparität bestimmt. Letztlich hatte diese Situation eine wechselseitig vollzogene Abgrenzung zur Konsequenz, die im Umfeld der Aufnahmeregionen zu einer sozialen Marginalisierung der Vertriebenen führte. Aus dem Bewusstwerden kultureller Differenzen und dem strukturellen Ungleichgewicht in den Aufnahmeregimen entwickelte sich eine soziale Distanz zwischen der Gruppe der Vertriebenen und der heimisch-ansässigen Bevölkerung. In den Erinnerungserzählungen spiegelt sich dieses Verhältnis deutlich in einer pauschalierend vollzogenen Abgrenzung beider Gruppen. So wird die Aufnahmegesellschaft in den Erinnerungen meist generalisierend als „die" (im Gegensatz zu „wir") bezeichnet und dabei häufig negativ stereotypiert: „Die waren nicht gut zu uns"[577] oder „die waren sehr böse"[578]. Nur in wenigen Fällen wird in diesem Zusammenhang der Begriff „die Deutschen" verwendet, wohl auch weil die *svábok* als Deutsche aus Ungarn die Kategorie „Deutsch" für sich beanspruchten, dies ihnen aber von der Aufnahmegesellschaft verwehrt wurde. Noch in Ungarn war „Deutschsein" für sie ein bestimmendes Identitätsmerkmal. Im Umfeld der Aufnahmegesellschaft wurde diese Selbstzuschreibung aber konkurriert.

In den Erinnerungen an die Situation in den Aufnahmeregimen spielt das Erfahrungsmoment der sozialen Ausgrenzung eine entscheidende Rolle und dient als wichtiges Kriterium bei der argumentativen Legitimation für die Entscheidung, wieder nach Ungarn zurückgekehrt zu sein. Für die Betroffenen äußerte sich ihre soziale Desintegration insbesondere in der Erfahrung offener Anfeindungen und Stigmatisierungen. Wie aus den Erzählungen hervorgeht, griff die ansässige Bevölkerung auf verschiedene Fremdbilder zurück, die die Vertriebenen in der deutschen Gesellschaft als „die Anderen" auswiesen. Die ihnen gegenüber diskreditierend verwendeten Begriffe verweisen zum einen auf die soziale Situation der Ankömmling und ihre gesellschaftliche Rolle. In den Erinnerungen in diesem Zusammenhang wiederholt genannte Begriffe sind etwa „Ausländer"[579] oder „Flüchtlingskinder"[580]. Insbesondere aber Bezeichnungen, die auf die kulturelle und ethnische Herkunft der Ankömmlinge verweisen wie etwa

[577] Interview E.M., 13/25.

[578] Ebd., 13/32.

[579] Interview F.A., 44/23.

[580] Interview M.B.T., 79/30.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

„stinkende Schwaben“ (ung. „büzes svábok“) oder „ungarische Zigeuner“[581], sind in den Erinnerungen präsent. Die intersektionale Kategorisierung „ungarische Zigeuner“ traf die Betroffenen besonders schwer, da diese Stigmatisierung ihre soziale Rolle in mehrfacher Hinsicht umzukehren schien. Durch die Betonung auf die nationale Herkunft „Ungarn“ wurde zum einen die „Zugehörigkeit zur nationalen Gemeinschaft (der Deutschen) in Zweifel gezogen, obwohl diese Personengruppe gerade wegen ihres Deutschseins verschiedene Rechtsnachteile erlitten hatte und vertrieben worden war“, so Ágnes Tóth.[582] Gleichzeitig aber hatten sich die *svábok* als Deutsche in Ungarn noch in der ungarischen Heimat von der Gruppe der „Zigeuner“ abgegrenzt. Dabei war der Begriff „Zigeuner“ für sie stets negativ konnotiert, da diese Lebensformen pflegten, die aus Sicht der Gesprächspartner nicht mit den Wert- und Moralvorstellungen der *svábok* – wie Fleiß, Tüchtigkeit, Ordnungsliebe und Arbeitsamkeit – vereinbar waren: „denen ist es nicht im Blut mit dem Arbeiten“, so eine gängige Zuschreibung.[583] In der vermeintlich ‚neuen Heimat‘ standen die Neuankömmlinge somit vor der Situation, dass die sozial-lebensweltlichen Gültigkeiten der bis dato anerkannten Selbst- und Fremdbilder vertauscht wurden. Was in der ungarischen Heimat noch als selbstverständlich *Eigenes* und *Anderes* galt, unterstand im Umfeld der Aufnahmegesellschaft einer verkehrten Wertigkeit.[584] Insbesondere das im vorangegangenen behandelte „Negativstereotyp“[585] des „ungarischen Zigeuners“ erscheint in den Erinnerungserzählungen deshalb sehr häufig, wie die nachfolgenden Zitate belegen:

- „Die wollten uns nicht. Wir waren 'ungarische Zigeuner'. Das haben sie gesagt, wie wir sind nach Deutschland gekommen.“[586]
- „Und dann waren wir ja noch sehr schockiert, dass man doch hier immer gesagt hat, wir seien Deutsche. Und dort hat man gesagt, wir sind ja gar keine Deutschen. Wir sind doch Zigeuner hat man zu uns gesagt.“[587]

[581] Interview A.F., 54/10–54/13.

[582] Toth: Rückkehr nach Ungarn 2012, 136.

[583] Interview J.G., 91/15.

[584] Vgl. Sparwasser: Ungarndeutsche und die Rückkehr 2014.

[585] Toth: Rückkehr nach Ungarn 2012, 136.

[586] Interview H.F., 134/15–134/16.

[587] Interview M.B.T., 78/29–78/30.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

- „Die Kinder sind uns hinterhergesprungen auf der Straße. (–) Die haben gesagt, wir sind 'ungarische Zigeuner'. Wir haben dann gesagt, wir sind die 'svabok'. Dann haben die uns halt 'stinkende Schwaben' genannt. Wir waren halt einfach die 'ungarischen Zigeuner'.“[588]
- „Das waren alles arme Leute dort. Die waren nicht gut zu uns. Die haben uns geschimpft und haben uns auch gefragt, warum wir denn dort hingekommen seien. Viele dachten, wir wollten in Ungarn nicht arbeiten und deswegen hat man uns aussortiert. Sie dachten, wir sind ungarische Zigeuner. Und ob wir auch die Wahrheit sagen können oder so etwas.“[589]
- „In Deutschland war es so. Die Leute haben gesagt, die ungarischen Zigeuner kommen. Das hat man da immer wieder gehört. Die Deutschen aus Ungarn das sind alles Zigeuner. Gott sei Dank gibt es hier, wo wir heute wohnen, wenig Zigeuner.“[590]
- „In Zwickau waren wir auch nicht willkommen geheißen. Jeder wollte keine Ungarn haben. Die haben gar nicht gewusst, wer wir sind. Das wussten die Leute gar nicht, dass wir eigentlich Deutsch sprechen, weil die haben immer gesagt – im Hintergrund haben die immer über uns Ungarn geredet, als wenn wir lauter Zigeuner wären. Aber von uns haben die gar keine Ahnung gehabt, von uns Ungarn. Dass wir Donauschwaben schon über zweihundert Jahre hier leben, das haben die gar nicht gewusst.“[591]

Wenngleich in den Erinnerungen das Urteil über die Qualität und den Verlauf der sozialen Eingliederung in der Aufnahmegesellschaft im Allgemeinen negativ ausfällt und deshalb insgesamt von einer sozialen Desintegration der Vertriebenen in den Aufnahmeregimen ausgegangen werden muss, so ist doch darauf hinzuweisen, dass gerade enge soziale Bezugsfelder in den Erinnerungen auch positiv bewertet werden. So wird in den Erinnerungen immer wieder angedeutet, dass man im unmittelbaren persönlichen Umfeld

[588] Interview A.F., 54/10–54/17.

[589] Interview E.M., 13/26–13/29.

[590] Interview J.G., 91/12–91/13.

[591] Interview A.E., 47/28–47/34.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

– im persönlichen Umfeld der Arbeit, in der Schule, in den Nachbarschaften und anderen engen sozialen Beziehungsräumen – auf Verständnis und Solidarität gestoßen sei. In einigen Fällen wurde die Distinktion zwischen einem als positiv erfahrenen persönlichen Umfeld und dem als negativ erfahrenen gesellschaftlich-sozialem Umfeld direkt getroffen, so etwa in den Erzählungen von Frau A.E. Während sie die direkte persönliche Beziehung zu der sie aufnehmenden Familie positiv bewertete und in ihren Erinnerungen betonte, während ihres Aufenthaltes in der SBZ die Hilfsbereitschaft ihres engeren sozialen Umfeldes erfahren zu haben, schilderte sie auch, dass sie das soziale und gesellschaftliche Umfeld in der Aufnahmeregion sonst als distanzierend und abweisend empfand: „Wie soll ich sagen? Wo wir haben hingehen müssen, das waren zwei alte Leute und wir waren in der Dachwohnung und die waren unten. Manche, die haben sich mit uns, wie soll ich sagen, die aus der Nachbarschaft, da waren zwei, die haben sich so um uns gekümmert. Die waren freundlich zu uns, aber nicht jeder. Die haben sich einfach gefürchtet vor uns und die haben gedacht, wir sind gar nichts. So wie ich's gesagt hab, die haben gedacht, wir sind ungarische Zigeuner. Das ist schon traurig gewesen unser Schicksal und sehr schwer."[592]

Wie die soziale Integration der Vertriebenen in dem ihnen neuen Umfeld erinnert wird, ist in erster Linie abhängig von subjektiven Faktoren, persönlichen Wertsetzungen, der persönlichen Aufgeschlossenheit und anderen persönlichen Präferenzen. Auch das Alter spielte eine Rolle in diesem Prozess. Gerade jüngere Vertriebene, die zum Zeitpunkt der Aussiedlungen noch im Kindes- oder Jugendalter waren, haben tendenziell positivere Erinnerungen an die Zeit im besetzten Deutschland und schienen sich leichter an die neu vorgefundenen Zustände und sozialen Kontexte angepasst zu haben. Auf die Frage, wie persönliche Kontakte zur heimischen Bevölkerung geknüpft wurden und wie sich diese gestalteten, antwortete Herr A.Sch., dass diese Beziehungen aufgrund seines jugendlichen Alters stets unproblematisch gewesen seien: „Die Eingliederung eines jungen Menschen ist kein Problem. Ich hab' dort drei Monate gearbeitet am Bad Schandauer Bahnhof. Die jungen Leute dort waren alle meine Freunde. Das war kein Problem für mich. Ich hab' gleich gefunden, wo ich hingehöre."[593] Auch Herr A.St., der

[592] Interview A.E., 49/5–49/10.

[593] Interview A.Sch., 9/5–9/7.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

als Jugendlicher die Zeit im besetzten Deutschland erlebt hatte, betonte, dass er gute Kontakte zu den ansässigen Familien pflegte: „Wir waren gut mit den deutschen Familien, die dort gewohnt haben. Da war man sich sicher, dass man zu denen auch hätte hingehen können und nach Brot fragen. Die hätten es einem sicher gegeben."[594] Wenngleich in den Lebensgeschichten das Verhältnis zu den aufnehmenden Familien häufig auch positiv beschrieben wurde, zeigte sich doch, dass die Betroffenen die Zeit im besetzten Deutschland insgesamt als eine Phase innerer Desorientiertheit in Erinnerung halten. Die Eingliederung war ein Prozess, der für die Ausgesiedelten in vielerlei Hinsicht soziale und gesellschaftliche Gültigkeiten in Frage stellte. Kulturelle Wertvorstellungen, soziale Rollen, Sprache und Humankapital unterstanden in dem neuen Umfeld einer anderen Wertigkeit. Der Gedanke der Heimkehr erlangte für sie in der Situation des erzwungenen Exils große Bedeutung.

5.10. Rückkehrmotive

Der individuelle Entschluss für die Heimkehr war sowohl an wirtschaftliche, strukturelle und kulturelle Vorbedingungen und Erwägungen, als auch an das soziale und familiäre Umfeld und das subjektiv Erlebte im *hier* und *dort* gekoppelt. Nicht nur die sozialen Bindungen mit der „alten Heimat" waren für den Einzelfall unterschiedlich stark ausgeprägt, sondern auch der Verlauf der Aussiedlung und der Eingliederungsprozess in den Aufnahmeregimen wurde von den Betroffenen jeweils unterschiedlich erfahren. Die in den Erinnerungen genannten Gründe für die Entscheidung zu einer Rückkehr nach Ungarn sind deshalb sehr vielschichtig und werden von Fall zu Fall unterschiedlich gewichtet; gleichzeitig stehen die genannten Motive *in sich* in einem engen kausalen Zusammenhang.[595] Trotz dieser Vielschichtigkeit lassen sich auch in den hier analysierten Erinnerungserzählungen bestimmte Typologien feststellen. Dabei ist herauszustellen, dass der Prozess der Entscheidungsfindung für die *hazatértek* insbesondere durch das subjektive Empfinden von Zugehörigkeit bestimmt war. Die Sehnsucht nach dem, was die Gewährspersonen als Heimat erfahren hatten, hatte den wohl größten Einfluss auf die

[594] Interview A.St., 71/30–71/32.

[595] Vgl. Cassarino: Theorising return migration 2004.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

individuelle (Re-)Migrationsentscheidung und die faktische Rücksiedlung nach Ungarn.[596]

Um die verschiedenen Einflussfaktoren auf die Rückkehrentscheidung zu bestimmen, wurden in der Analyse der wurden deduktiv fünf Hauptkategorien gebildet.[597] Die in den Erinnerungserzählungen genannten Motive wurden in den Kategorien „Rückkehr als persönliche Strategie, Familienzusammenführung", „Informelle Netzwerke und Ressourcen", „Lebenssituation und Desintegrationserfahrungen im Aufnahmeregime", „Legitimität der Rückkehr, Unrechtmäßigkeit der Vertreibung" und „Heimweh, kulturelle Verbundenheit" zusammengefasst. Diese Motivbilder werden im Folgenden weiter expliziert und mit Beispielen aus den Erinnerungserzählungen korreliert.

Rückkehr als persönliche Strategie, Familienzusammenführung

Für die *hazatértek* war der Wunsch auf *Familienzusammenführung* bzw. den Wunsch auf Wiederherstellung enger Freundschaften oder naher Bekanntschaften einer der zentralen Gründe für ihre Rückkehr nach Ungarn. Alle Befragten gaben an, dass in Folge der *kitelepítés* die bestehenden sozialen Kontakte und Bindungen in Ungarn auseinandergerissen und häufig auch engere familiäre Bande getrennt worden waren. Viele Betroffene mussten im Zuge der Ausweisungen nahe Familienmitglieder, Freundschaften und Partner in Ungarn zurücklassen. Dies ist im Wesentlichen auf die willkürliche Praxis der *kitelepítés* zurückzuführen. Bei weitem nicht alle in Ungarn lebenden Deutschen waren von den Ausweisungsbemühungen mittelbar betroffen. Viele der im Land verbliebenen Deutschen waren auf den Ausweisungslisten der ungarischen

[596] Ágnes Tóth bestimmte in „Rückkehr nach Ungarn" auf Grundlage der ihr vorliegenden Lebensgeschichten folgende Motive für die Heimkehr: „Heimweh, Festhalten an der Heimat", „Bessere Lebensumstände in Ungarn", „Offizielle Familienvereinigung", „Familienvereinigung", „Krankheit", „Selbstbild: 'Wir waren keine Verbrecher'", „Gefühl des Fremdseins; Eingewöhnungsschwierigkeiten", „Bestärkung dadurch, dass die bereits Zurückgekehrten, in Ungarn bleiben konnten", „Ermutigung durch die in Ungarn Gebliebenen", „Schlechte Lebensumstände, insbesondere Lebenmittelmangel", „Zwang zur Arbeit im Erzbergbau", „Schlechtes Verhältnis zu den Einheimischen Deutschen". Die im Rahmen der Heimkehrer-Studie am häufigsten genannten Gründe für die Remigration waren „Heimweh", der Wunsch auf „Familienzusammenführung" sowie die Erfahrung schlechter „Lebensumstände". Siehe dazu Tóth: Rückkehr nach Ungarn 2012, 145.

[597] Die Aufschlüsselung der Rückkehrmotive orientierte sich an einem theoretischen Modell Michael Schönhuths. Aufbauend auf diesem Modell wurde davon ausgegangen, dass die individuelle Entscheidung für eine Rücksiedlung sowohl von persönlichen Voraussetzung als auch von äußeren Anreizen abhängig gemacht werden muss. Siehe die Darstellung zur „individuellen Rückkehrentscheidung" bei Schönhuth, Remigration 2008, 73.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Kommissionen schlichtweg nicht erfasst worden oder sie hatten sich den Aussiedlungen entzogen, indem sie sich bei Bekannten, Freunden und Verwandten in Höfen, Werkstätten und Weingärten versteckt hielten. Insgesamt lebten, aktuellen Schätzungen entsprechend, auch nach Krieg und Vertreibung rund 220.000 bis 230.000 *svábok* weiterhin in Ungarn.[598] Durch die Rückkehr in ihre Heimat versuchten die Heimkehrer häufig diese scheinbar verlorenen sozialen Kontakte der „alten Heimat" wiederherzustellen. Die Rückkehr war so unter Umständen Teil einer *familiären Strategie*.[599] In den Interviews finden sich hierzu zahlreiche Beispiele. So gab Herr A.Sch. an die Rückkehr auch deswegen angetreten zu haben, weil seine Eltern, die auf den Aussiedlungslisten nicht vermerkt waren, nach wie vor in Ungarn lebten. Auch seine Kameraden und Freunde waren nicht ausgesiedelt worden und waren in Ungarn geblieben. Seinen Entschluss wieder nach Ungarn zurückgekehrt zu sein, führt er rückblickend deshalb auch darauf zurück, die Hoffnung gehabt zu haben, diese sozialen Bindungen wiederherzustellen: „An einem Tag hab ich mich (für die Rückkehr nach Ungarn) entschieden. Weil meine Eltern hier waren, meine alten Kameraden, mit diesen ich in die Schul' bin gegangen."[600] Im Verlauf des Gesprächs betonte er: „Es war nur die Sehnsucht. Es war nur die Sehnsucht. Hier waren meine Spielkameraden, Spielfreunde, die hiergeblieben sind. (–) Die Menschen hier, die hab ich gekannt."[601] Das Motiv der Hoffnung auf Re-Etablierung der sozialen Beziehungen der „alten Heimat" erschien auch in den Erinnerungen von Herr J.R. Auch seine Familie hatte weiterhin enge Familienangehörige in Ungarn, die nicht aus dem Heimatort ausgesiedelt worden waren: „Hát, wir wollten zu Hause gehen, weil unser Freund, mein Vater seine Schwester und meine Mutter ihr Bruder, die waren auch hier da in Ungarn, (–) in Villány, die sind geblieben und wir waren ausgeraubt, und wir wollten zurück wieder zu denen."[602]

Informelle Netzwerke und Ressourcen

[598] Prosser-Schell, Volkskunde/Europäische Ethnologie und die „Donauschwaben"-Forschung 2013, 212.

[599] Tóth: Rückkehr nach Ungarn 2012, 147–148.

[600] Interview A.Sch., 10/14–10/15.

[601] Interview A.Sch., 9/22–9/23.

[602] Interview J.R., 166/10–166/13.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Großen Einfluss auf die Rückkehrentscheidung hatten die nach den Vertreibungen weiterbestehenden Kontaktbeziehungen nach Ungarn. Auch während ihrer Zeit im besetzten Deutschland pflegten viele heimatvertriebene Deutsche aus Ungarn ein *informelles Netzwerk* zu den in der Heimat verbliebenen Bekannten, Verwandten und Freunden. Auch wenn für die unmittelbaren Jahre nach 1945 davon auszugehen ist, dass sich der internationale Briefverkehr schwierig gestaltete, konnte der Kontakt zu ihnen häufig durch Briefe, Telegramme sowie in seltenen Fällen auch durch Telefonate aufrechterhalten werden.[603] Durch das Kontakthalten blieben nicht nur die emotionalen Bindungen zur „alten Heimat" bestehen, sondern die Vertriebenen erfuhren so auch von der Möglichkeit der Rückkehr in die Heimatregionen. Die Fürsprachen und Ermutigungen der in Ungarn verblieben Bekannten, Verwandten und Freunde, begünstigten dabei in vielen Fällen die Entscheidung für eine Heimkehr nach Ungarn. So berichtete etwa Herr F.A., dass seine Familie im Exil weiterhin brieflich Kontakt zu einer nahen Verwandten in Ungarn unterhielt. Diese stellte ihnen in der Korrespondenz in Aussicht, dass die Heimkehr erfolgreich verlaufen könne, zumal sie davon berichtete, dass auch schon andere Vertriebenen aus dem Heimatort nach Ungarn zurückgekehrt waren. Zudem unterrichtete die im Heimatort verbliebene Familienangehörigen die Familie über mögliche Routen für eine Rückreise, die diese von bereits heimgekehrten Deutschen in Erfahrung gebracht hatte. Auch aufgrund dieser Informationen habe sich seine Familie dafür entschieden wieder nach Újpetre zurückzukehren, wie Herr F.A. berichtete: „Von Ungarn hatten die schon einen Brief geschrieben, dass es schon mehrere nach Hause gekommen sind, zurück auf Ungarn."[604] Im weiteren Verlauf des Gesprächs sagte er: „Die Schwester meiner Mutter hat hier im Nachbarsdorf gewohnt, in Ujpetre, und mit denen hatten wir Verbindung. Wir haben ihr immer wieder mit der Post geschrieben und die hat meiner Mutter geschrieben. Die hat geschrieben, wann wir wegfahren sollen und wie wir kommen sollen. Sie hatte schon gesprochen mit solchen, die zurückgekommen sind. Die wussten, welchen Weg wir kommen sollen. So haben wir Bescheid gewusst, wie wir zurückkommen können."[605] Auch Herr S.L. berichtete, dass

[603] Beer: „die helfte hir und tie helfte zuhause" 2004, 62.

[604] Interview F.A., 41/6–41/7.

[605] Interview F.A., 44/10–44/14.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

seine Rückkehr auch aufgrund der Hoffnung zustande gekommen war, die Familie in Ungarn zusammenführen. Begünstigt wurde die Rückkehr durch das Kontakt-Halten mit nahen Verwandten in Ungarn. Sein Vater war als ungarischer Soldat in russische Kriegsgefangenschaft geraten. Nach seiner Entlassung und der Rückkehr in den Heimatort musste er feststellen, dass seine Familie ausgesiedelt worden war. Nachdem der Vater brieflich Kontakt zu seiner Familie im besetzten Deutschland aufgenommen hatte, entschlossen sie sich dazu nach Ungarn zurückzukehren und die Familie in der „alten Heimat" zusammenzuführen: „Die Verwandten haben das alles gewusst, wo wir sind. Und dann haben sie telefoniert. (–) Die haben gewusst die Adresse. Als mein Vater nach Hause ist gekommen, hat meine Mutter gesagt, wir bleiben nicht in Deutschland, wir gehen zurück. Das ist unsere Heimat. Dann sind wir wieder schwarz zurückgekommen."[606] Im weiteren Verlauf des Gesprächs fügte er hinzu: „Er (der Vater) hat zurückgeschrieben, er wäre zu Hause, wann wir (kommen). Meine Mutter hat geschrieben, sie bleibt nicht in Deutschland, sie kommt zurück."[607] Auch Frau M.B.T., deren Familie 1956 auf legalem Weg wieder nach Ungarn zurücksiedelt war, gab an, dass die Aufrechterhaltung des Kontakts mit den in der Heimat verbliebenen Großeltern eine wichtige Rolle bei der Entscheidung auf Rückkehr gespielt habe. An die Briefe ihrer Großeltern erinnert sie sich auch heute noch gut, zumal sie die Inhalte der Korrespondenz rückblickend als realitätsfern erinnert: „Nur gute Sachen standen da drin. Wenn ich überlege, das war wie eine Phantasie von meiner Großmutter. Was die so alles gesagt hat oder geschrieben hat. Meine Eltern haben das irgendwie geglaubt. Es war ja keine Möglichkeit, eine Reise hierher zu machen und sich von der Situation zu überzeugen. Meine Mutter hat dann später sehr oft gesagt, wenn sie das gewusst hätte, dann wären sie nicht zurückgekommen. Damals ging es ihnen in Deutschland schon besser."[608] Wie aus den weiteren Recherchen deutlich wurde, versuchten viele der heimatvertriebenen Deutschen aus Ungarn zudem Kontakt zu offiziellen Stellen in Ungarn herzustellen, um die Heimkehr zu erwirken. Durch die Kontaktaufnahme zu „alten" Beziehungen, wie

[606] Interview S.L., 140/22–140/25.

[607] Interview S.L., 146/3–146/4.

[608] Interview M.B.T., 77/25–77/28.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

etwa zu Bürgermeistern, Verwaltungsmitarbeitern, oder der örtlichen Polizei erwarteten die Ausgesiedelten erhöhte Chancen auf eine Heimkehr.[609]

Wenngleich durch die Streuung der Vertriebenen im Rahmen ihrer Ansiedlung die bestehenden Gemeinschaftsbeziehungen zu anderen Vertriebenen durchbrochen waren, waren die Ausgesiedelten auch in den Aufnahmeregionen in verschiedene soziale *Netzwerke* eingebunden. Kontakte bestanden nicht nur zu den direkten Familienangehörigen, sondern auch zu den unmittelbaren Nachbarn sowie anderen Vertriebenen und Flüchtlingen. Durch die soziale Interaktion mit ihnen erfuhr man von der Möglichkeit der Heimkehr und bekam Informationen über mögliche Routen sowie über Hindernisse und Risiken einer möglichen Rückreise. Aufgrund der Erfolgsberichte anderer schien sich die Heimkehr für sie zunehmend als machbare und legitime Option zu bestätigen. So berichtete etwa Frau A.E. davon, dass ihre Familie in Deutschland Bekannte hatte, die sich im Vorfeld ihrer Heimkehr bereits für die Rücksiedlung entschlossen. Ihre Familie sah sich hierdurch in ihrem Willen bestätigt die Heimkehr zu versuchen. Weiterhin betonte sie, dass diejenigen Vertriebenen aus Ungarn, die in der SBZ zur Arbeit in den Bergwerken eingeteilt worden waren, die ersten gewesen seien,

[609] Dies geht etwa aus einer Regionalstudie über die Vertreibungen im Komitat Tolna hervor. Von Seiten der Vertriebenen wurden immer wieder Versuche unternommen mit den Behörden der Heimatgemeinden Kontakt aufzunehmen, um eine Heimkehr möglich werden zu lassen. Dies bezeugt etwa ein Schreiben eines aus Székszárd ausgesiedelt Deutschen, der nach den Vertreibungen in der Lutherstadt Eisleben untergekommen war, an den damaligen Székszárder Bürgermeister aus dem Jahr 1949. Aus dem Schreiben geht hervor: „Vielleicht erinnern Sie sich noch an mich (–). Ich wende mich mit einer Bitte an Sie. Ich habe erfahren, dass Sie Abgeordneter geworden sind. Vielleicht wissen Sie noch, dass unsere Aussiedlung auf Grundlage falscher Meldungen erfolgte. Aus meiner Familie war niemand Mitglied irgendeiner faschistischen Organisation, des Volksbundes oder der SS: Die ganze Familie hat die ungarische Nationalität. Wir haben uns nie der ungarischen Heimat gegenüber schuldig gemacht. So bin ich meiner Pflicht bei den Steuern, bei den Abgaben und in allem 1000%-ig nachgekommen. Mein Großvater hat schon 1848 am Freiheitskampf auf der Seite des ungarischen Volkes teilgenommen. (–) Ich kann nicht verstehen, dass man die Unschuldigen mit den Schuldigen in einen Topf schmeißt.“ An mehrere Institutionen habe er sich gewandt jedoch nie eine befriedigende Antwort erhalten. Die ungarische Botschaft habe sein Anliegen zurückgewiesen. Vom Innenministerium im Budapest habe er nie eine Antwort erhalten: „Jetzt bitte ich Sie noch einmal, wenn Sie so gut wären, mir zu erklären, was für Zeugnisse ich brauchte oder wohin ich mich wenden sollte. Oder ob es eine Rückreiseerlaubnis oder ein Staatsbürgerschaftsrecht gibt. Meine beiden Schwager, mein Schwiegervater und die Verwandten sind zu Hause. Die hatten kein Haus. Die Trennung der Familie schmerzt am meisten.“ In dem Antwortschreiben gibt dieser zu, dass die Aussiedlungen nicht ordnungsgemäß und rechtswidrig vonstattengegangen waren und bat weitere Anfragen an das Innenministerium zu richten. Eine Möglichkeit bestünde darin sich als arbeitsfähiger Bergmann zu melden. Außerdem solle er betonen, dass er als Arbeiter für den Aufbau des sozialistischen Ungarn tätig sein wolle und nicht wegen seines Vermögens die Rückkehr anstrebe. Siehe László, Péter: Heimatlose Jahre. Zwangsmigration im Komitat Tolna 1944–1948, Szekszárd 2009, 105–106.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

die die Heimkehr angetreten hatten: „Ich weiß von einem noch. Die haben ihre Sachen zusammengepackt und sind langsam heim. Erst hat's ein Mann probiert, dann wieder einmal einer und dann zum Schluss sind die Familien schon gegangen. Also, wir waren nicht ganz ein Jahr draußen. Dann sind wir halt auch heimgegangen. (–) Das hat damit angefangen, wie die jungen Männer in die Grube haben müssen gehen – in die Erzgrube. Und dann ist das von einer Familie zu der anderen gegangen. Erst hat man gehört, wie die gehen, dann hat man gehört, wie die anderen gehen. Dann sind wir halt auch gegangen. In die Ungewissheit sind wir gegangen. Das war der größte Weg. (–) Das hat sich so rumgesprochen in jeder Familie. Die sind gegangen, die sind gegangen, die sind jetzt auch schon heim. Wie machen wir das, wie wird's gut? Jeder wollte halt heim, das war das einzige."[610] Auch Frau F.A. berichtete, dass die Berichte anderer über eine erfolgreiche Remigration den eigenen Entschluss auf Heimkehr bestärkt hatte: „Die einen haben gesagt, wir fahren jetzt. Meine Tante und unsere Familie, wir haben zusammen beschlossen, wir gehen jetzt weg. Und die anderen sind auch zurückgekommen."[611]

Tatsächlich wurden die Rücksiedlungen meist gemeinschaftlich beschlossen, indem sich mehrere Heimkehrwillige darüber verständigten, gemeinsam wieder in den Heimatort zurückzukehren. Die gemeinsame Herkunft spielte dabei eine wesentliche Rolle. Häufig setzten sich die Trecks aus Rückkehrenden zusammen, die aus der selben Ort oder derselben Region in Ungarn stammten. Zudem reiste man meist zusammen mit Familienmitgliedern, wie J.R. berichtete, der zusammen mit seiner Familie und mit anderen Vertriebenen aus seinem Heimatort wieder nach Ungarn zurückgesiedelt war. Im Vorfeld der Abreise hatte seine Familie sich mit anderen Heimkehrwilligen aus Ungarn über die Rückkehr verständigt: „Und da haben wir uns zusammengeredet, wir wollen nach Hause gegangen, wir bleiben nicht hier."[612]

Weiterhin stellte sich heraus, dass gerade die Kirche für die heimatvertriebenen Deutschen bezüglich der Frage der Rückkehr nach Ungarn ein wichtiger Ort und Kontaktraum für Austausch und Informationsbeschaffung war. Bei den sonntäglich stattfindenden Gottesdiensten konnten die Heimkehrwilligen nicht nur mit anderen

[610] Interview A.E., 48/14–20.

[611] Interview F.A., 43/16–43/21.

[612] Interview, J.R., 165/30–165/31.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Vertriebenen aus den Heimatgemeinden zusammenkommen, sondern sich dort auch über die Möglichkeit der Rückkehr aufklären lassen, wie Frau A.E. berichtete: „Wenn wir in die Kirche gegangen sind, da haben wir schon die Leute getroffen, die dort im Ort waren. Da hat man auch über so was gesprochen. Wir gehen heim, wir gehen heim. Das war halt immer die Heimat.“[613]

Darüber hinaus nutzten die Rückkehrwilligen auch die Kontakte, die diese zu Einheimischen pflegten, um Informationen über die Möglichkeiten einer Rücksiedlung einzuholen. Die Heimkehrwilligen wurden dabei von der in den Aufnahmegebieten ansässigen Bevölkerung in ihrem Vorhaben häufig unterstützt. Die ansässigen Familien stellten Kartenmaterial zur Verfügung und gaben hilfsbereit Tipps für mögliche Routen und stellten finanzielle Mittel und Verpflegung. Unter Umständen vermittelten sie den Heimkehrwilligen in Grenzübertrittsfragen sogar offizielle Ansprechpartner und institutionelle Anlaufstellen.

Lebenssituation und Desintegrationserfahrungen im Aufnahmeregime

Neben der Hoffnung familiäre und freundschaftliche Beziehungen wiederherzustellen und der Einbindung der heimatvertriebenen Deutschen in verschiedene soziale Netzwerke, die den Entschluss für eine Heimkehr unterstützen, spielte die spezifische *Lebenssituation* in den Aufnahmegebieten und der Verlauf des Eingliederungsprozesses eine wichtige Rolle für den Entschluss zur Heimkehr. Wie im vorangegangenen bereits beschrieben, war die Erfahrung einer existentiellen Notlage für viele der Vertriebenen ein entscheidender Grund für die Rücksiedlung. Die Gesprächspartner argumentierten häufig aufgrund der schlechten Versorgungssituation sowie der Erfahrung von Armut und Hunger die Heimkehr nach Ungarn angetreten zu haben. Weil das Erfahren dieser existentiellen Krise in den Aufnahmegebieten in einem krassen Widerspruch stand zu der Situation, die diese noch kurz zuvor in der ungarischen Heimat erfahren hatten, wagten die Betroffenen die Rückkehr nach Ungarn. An vielen der überlebensnotwendigsten Ressourcen, die noch in den Heimatgemeinden in ausreichendem Maße vorhanden waren, mangelte es im Umfeld der Aufnahmeregime in den Jahren nach der Aussiedlung aus

[613] Interview A.E., 50/24–50/26.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Ungarn schlichtweg vollkommen.[614] Gleichzeitig gestaltete sich der Eingliederungsprozess in dem sozialen Umfeld der Aufnahmegemeinden für die ungarnvertriebenen Deutschen häufig sehr schwierig. Als Heimatvertriebene fühlten sich die Betroffenen im besetzten Deutschland strukturell benachteiligt und erfuhren hier erstmals *soziale Ausgrenzung* und Exklusion. Dies war für sie eine einschneidende biographische Erfahrung und hatte letztlich maßgeblich Einfluss auf die individuelle Entscheidung für die Remigration. Viele der Betroffenen erlebten im Umfeld der Aufnahmegesellschaft erstmals die Situation sozialer Marginalisierung, was sich für sie unmittelbar in offener Anfeindung und Ausgrenzung äußerte. Die soziale Existenz als Randgruppe bedeutete für sie eine immense psychische Belastung, zumal die Erfahrung einer Minderheitensituation für sie im krassen Gegensatz zu den Erfahrungen in der Heimat stand, wo sie stets integraler Bestandteil einer als selbstverständlich empfundenen Gemeinschaft gewesen waren.[615] Dies äußerte sich auch in ihrer beruflichen Desintegration. Die als prekär empfundenen Arbeitsverhältnisse, insbesondere im Kontext der Entsendung zum Erzbergbau, waren häufig genannte Gründe, die den Entschluss auf Heimkehr bewirkten.[616]

Das Erfahren kultureller Andersartigkeit und Fremdheit ist in den Erinnerungen ein ebenso häufig genanntes Motiv für die Rückkehr nach Ungarn. Die Betroffenen waren in der Aufnahmegesellschaft erstmals mit anderen kulturellen Praktiken und Mustern konfrontiert, die sie nicht nur selbst als fremd empfanden, sondern sie gleichsam auch als Fremde auswiesen. Eine andere Sprache bzw. ein anderer Dialekt, anderer Kleidungsstil, andere Ess- und Arbeitsgewohnheiten, andere Feiern, Feste, Rituale, eine andere konfessionelle Ausrichtung usw. bewirkten das Gefühl von Nicht-Zugehörigkeit. Die Erfahrung kultureller Alterität erschwerte letztlich nicht nur die Integration in die Aufnahmegesellschaft, sondern verhinderte auch den dauerhaften Verbleib.[617]

Strukturelle Voraussetzungen und Spezifika der Eingliederung

---

[614] Siehe Kapitel 5.7. „Die Lebenssituation in den Aufnahmegebieten".

[615] Siehe Kapitel 5.9. „Soziale Integration im Aufnahmegebiet".

[616] Siehe Kapitel 5.6. „Arbeitsaufnahme und berufliche Integration".

[617] Siehe Kapitel 5.8. „Fremdheit und Alterität in der ‚neuen Heimat'".

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Grundsätzlich ist davon auszugehen, dass die strukturellen Voraussetzungen für eine dauerhafte Eingliederung der Heimatvertriebenen und Umsiedler in der SBZ ungleich schlechter waren als in den Aufnahmeregionen im Westen. Wie in Kapitel 4.7. „Konzepte der Aufnahme und die Frage der Heimkehr“ bereits ausgeführt, unterschieden sich die spezifischen Bedingungen der Aufnahme und der Umgang mit den heimatvertriebenen Deutschen in den Besatzungszonen in vielen Bereichen grundsätzlich. Die Vertriebenenproblematik wurde als solche in der SBZ/DDR schlichtweg nicht anerkannt. Gleichzeitig versuchte die SED die Ankömmlinge politisch und ideologisch zu beeinflussen und an sich zu binden. Das Verhältnis der heimatvertriebene Deutschen zu den sowjetischen Besatzern sowie zur sozialistisch-kommunistischen Idee, die in der SBZ zunehmend an Einfluss gewann, aber war von Beginn an gestört. Die sowjetischen Besatzer wurden von den „Umsiedlern“ als „suspekte Macht“ begriffen, zumal sie aus ihrer Heimat von eben jenen kommunistischen Kadern aus ihren Häusern und Höfen vertrieben worden waren. Umso befremdlicher war für sie, dass nun im Umfeld der Aufnahmegesellschaft diese über ihr Schicksal bestimmten. Wie Alexander von Plato und Andreas Meinicke in der 1991 erschienenen Studie „Alte Heimat – Neue Zeit“ herausstellten war insbesondere die Tabuisierung der Vertriebenenfrage und das politisch-ideologisch erzwungene „Schweigen-Müssen“ über die Umstände der Vertreibungen für viele heimatvertriebene Deutsche in der SBZ von Beginn an ein destabilisierendes Element. Diese Tabuisierung schloss auch die Frage der Heimkehr ein, die als revanchistisch und profaschistisch eingestuft wurde. Auch aufgrund der ideologischen Unterdrückung der Vertriebenenfrage seien viele SBZ-Vertriebene in die westlichen Besatzungszonen oder nach Übersee emigriert, wie von Plato und Meinicke betonen.[618]

Nicht nur auf politische-ideologischer, sondern auch auf wirtschaftlicher Ebene zeichneten sich bereits kurz nach Ende des Krieges gegensätzliche Entwicklungstendenzen in Ost und West ab. Während in der späteren BRD durch den Marshall-Plan seit 1947 aber ein wirtschaftlicher Wiederaufbau forciert wurde und die Westmächte weitgehend auf Reparationen verzichteten, wurde in der SBZ/DDR auf

[618] von Plato, Alexander; Meinicke, Wolfgang: Alte Heimat, neue Zeit. Flüchtlinge, Umgesiedelte, Vertriebene in der Sowjetischen Besatzungszone und in der DDR, Berlin 1991, 253 f.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Geheiß der SU die Demontage von Industriebetrieben und Gleiswerken mit Beginn des Besatzungstatuts energisch vorangetrieben. Hierdurch war die wirtschaftliche Entwicklung der Region grundlegend gehemmt.[619] Zwar verlief die Arbeitsintegration der Heimatvertriebenen und Umsiedler sowie die Arbeitsmarktentwicklung in beiden Landesteilen nach Ende des Krieges mit der gleichen Geschwindigkeit an, aber schon mit Gründung der beiden deutschen Staaten waren auch in diesem Bereich eindeutige Defizite der DDR zu erkennen.[620] Der wirtschaftliche Wiederaufbau der SBZ/DDR wurde auch dadurch gehemmt, dass die Region eine große Zahl von Flüchtlingen aufnehmen musste und Wohnraum durch die Kriegseinwirkungen großflächig zerstört war. Die Lebenssituation in der SBZ/DDR ist für die Jahre nach 1945 vor diesem Hintergrund durchaus als schlechter zu beurteilen als zeitgleich in den westlichen Besatzungszonen. Viele heimatvertriebene Deutsche waren schon bald in den Westen emigriert, da sie sich hier bessere Lebensperspektiven und Auskommensmöglichkeiten erwarteten. Auch viele der aus Ungarn in die SBZ vertriebenen Deutschen sahen sich aufgrund dieser regionsspezifischen wirtschaftlichen Situation zu einer weiteren Emigration gezwungen. Dies spiegelt sich auch in den Zahlen der Rückkehr nach Ungarn. Ein Großteil der im Rahmen dieser Studie befragten *hazatértek* war aus der SBZ nach Ungarn remigriert. Die spezifischen strukturellen Entwicklungen in der SBZ spielten für sie eine entscheidende Rolle für die Rückkehr nach Ungarn.[621]

Es ist anzunehmen, dass nach Gründung der beiden deutschen Staaten und mit dem Abschluss bilateraler Verträge zwischen der DDR und Ungarn auch einige heimatvertriebene Deutsche aus Ungarn die nunmehr legalen Möglichkeiten der Heimkehr nach Ungarn nutzten. Allerdings waren viele der heimatvertriebenen Deutschen zu diesem Zeitpunkt schon weitgehend „angekommen", waren in den Westen emigriert oder hatten ihre Verwandten und Bekannten aus Ungarn nachgeholt, so dass de facto nur ein geringer Prozentsatz der SBZ-vertriebenen Deutschen aus Ungarn sich tatsächlich um einen Bewilligungsantrag bemühte. Hinzu kam, dass die Vorgaben für die

[619] Siehe etwa das Kapitel „Die Reparationsfrage und Hemmnisse des Wiederaufbaus in den Besatzungszonen" in Schwarzer, Oskar: Sozialistische Zentralplanwirtschaft in der SBZ/DDR. Ergebnisse eines ordnungspolitischen Experiments (1945–1989), Stuttgart 1999, 21–30.

[620] von Plato; Meinicke: Alte Heimat, neue Zeit 1991, 253 f.

[621] Insgesamt 17 der 21 Befragten waren aus der SBZ nach Ungarn remigriert.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

legalen Rücksiedlungen sehr rigide und an das Arbeitskraftpotential des Einzelnen gebunden waren, so dass bei weiten nicht jedem Antragssteller eine Rücksiedlung bewilligt wurde, sondern nur diejenigen die dem ungarischen Staat einen wirtschaftlichen Nutzen brachten. Während vor allem junge Ungarndeutsche schon bald nach ihrer Aussiedlung in die SBZ die weitere Emigration in den Westen oder die Rückkehr nach Ungarn angetreten hatte, waren vor allem ältere Vertriebene im nicht-arbeitsfähigen Alter in den Aufnahmegebieten zurückgeblieben. Die Chance auf die Bewilligung einer Rückkehr in die ungarische Heimat war für sie sehr gering. Wenngleich vor dem Hintergrund der bilateralen Vereinbarungen insgesamt günstigere Bedingungen für eine Heimkehr nach Ungarn vorherrschten, ist festzustellen, dass nur wenige Umsiedler aus Ungarn diese Möglichkeit tatsächlich auch nutzen konnten.[622]

Unrechtmäßigkeit der Vertreibungen und Legitimität der Rückkehr

Der Entschluss auf Heimkehr wird in den Erinnerungen in vielen Fällen argumentativ mit der durch die Aussiedlung erfahrenen Unrechtmäßigkeit verknüpft und somit auch das gegen die deutsche Bevölkerung als Ganzes angewandte Prinzip der „Kollektivschuld" als illegitim und falsch verurteilt. Wie bereits ausgeführt, wurde in den Erinnerungen immer wieder betont, dass man sich selbst weder an den Aktivitäten des Volksbundes oder der SS beteiligt habe oder in anderer Weise mit dem Nationalsozialismus verstrickt gewesen sei. Auch eines anderen Vergehens oder Verbrechens habe man sich nicht strafbar oder schuldig gemacht. [623] Zwar habe man sich stets – auch öffentlich – zum kulturellen Deutschtum bekannt, gleichzeitig aber auch zur ungarischen Nation und dabei dem ungarischen Staat stets loyal und solidarisch gegenübergestanden. Ihre ethnische und kulturelle Herkunft hätte in keiner Weise mit der Schuldfrage in Verbindung gebracht werden dürfen. Als Deutsche in Ungarn gelebt zu haben, berechtigte aus ihrer Sicht unter keinen Umständen die politische Maßnahme der Aussiedlung. Allein eine individuelle Feststellung von Schuld und Täterschaft hätte eine derartige Sanktionierung zur Folge haben dürfen: „Wir waren keine Sünder".[624]

[622] Siehe das Kapitel 4.10. „Die deutsche Minderheit und das sozialistische Ungarn".

[623] Siehe das Kapitel 5.4. „Zur Bewertung der Aussiedlung".

[624] Tóth: Rückkehr nach Ungarn 2012, 151.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Das Gefühl unrechtmäßig vertrieben worden zu sein, wurde durch die Praxis der Vermögenskonfiskation und -verteilung verstärkt. Insbesondere in der Spätphase der Vertreibungen spielten die Besitzverhältnisse der Betroffenen eine zunehmend wichtige Rolle dabei, ob Familien aus ihren Häusern und Höfen ausgesiedelt wurden oder nicht. Gerade vermögende Familien waren von den Aussiedlungsbemühungen eher betroffen als Schwaben, die mittel- und besitzlos waren. Dieses willkürliche und zugleich pragmatische Vorgehen der Behörden, die oft gleichzeitig auch für die Einweisung ungarischer Flüchtlinge in Wohnraum und für die Fragen einer neuen Landverteilung zuständig waren, ist in den Erzählungen deshalb ein zentrales und wiederkehrendes Motiv, weil es als grobes Unrecht erlebt worden war. Die Heimkehr ist vor diesem Hintergrund als legitime Reaktion auf die erfahrene Unrechtmäßigkeit der *kitelepítés* zu verstehen. Gleichzeitig wird in den Erinnerungen betont, dass die im Zuge der Aussiedlungen erfahrenen Unrechtmäßigkeiten ihre nationale Identifikation mit Ungarn nicht in Frage stellten. Trotz der politisch-strukturellen Benachteiligungen und Entrechtungen, fühlten sich die späteren Heimkehrer weiter mit Ungarn verbunden.[625]

Heimweh und Anhänglichkeit zur Heimat

Neben konkreten Gründen, wie Armut und Anfeindung in den Aufnahmegebieten erfahren zu haben oder dem Wunsch die Familie zusammenzuführen, spielt das abstrakte Motiv *Heimweh* in den Erinnerungen die wohl wichtigste Rolle bei der Begründung der Entscheidung zur Rückkehr.[626] Aussagen in denen die tiefe emotionale Verbindung mit dem Heimatort, der Heimatlandschaft oder dem sozialen Gefüge der Heimat angedeutet werden, finden sich in den Erinnerungen sehr häufig und werden von den *hazatértek* als Rückkehrmotiv oft an erster Stelle genannt. [627] Gleichzeitig aber wurde deutlich, dass die

[625] Siehe Sparwasser: Ungarndeutsche Vertriebene und die Heimkehr nach Ungarn 2013, 111.

[626] Heimweh ist ein abstrakter Begriff, der eine emotionale Verwurzelung mit der Heimat ausdrückt. Heimweh entsteht stets im Rückbezug auf Heimat, also dann, wenn Heimat verloren oder verlassen wurde. Durch ihre Abwesenheit, durch die Erfahrung einer Nicht-Heimat und als Folge des Umgangs mit dem „Fremden“ wird der Ort der Herkunft zu einer intakten Heimat und in vielen Fällen sogar überhaupt erst zur Heimat stilisiert. Vgl. etwa den Band Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven. Bd. 1+2, Bonn 1990; Manfred Seifert (Hg.), Zwischen Emotion und Kalkül. „Heimat“ als Argument im Prozess der Moderne, Leipzig 2001; Mitzscherlich, Beate, „Heimat ist etwas, was ich mache.“ Eine psychologische Untersuchung zum individuellen Prozeß von Beheimatung, Pfaffenweiler 2000.

[627] Tóth: Rückkehr nach Ungarn 2012, 149 f.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Empfindung von *Heimweh* seitens der Betroffenen häufig kaum genauer eingeordnet werden kann. Heimweh wird als Gemütszustand, Emotion oder Gefühl beschrieben, das zwar durch den Heimatverlust hervorgerufen wurde, sich für sie aber nicht weiter konkretisieren und beschreiben lässt. Heimweh äußerte sich für sie in dem unbedingten Willen wieder in die Heimat zurückzukehren und durch eine Heimkehr die Strukturen der „alten Heimat" wiederherzustellen: „Also, wenn jemand eine Sehnsucht hat, dann muss er gehen. Wenn er keine Sehnsucht hat, dann ist ja alles hin. Aber ich hatte sehr große Sehnsucht nach Baja", antwortete Herr A.Sch. auf die Frage warum er sich trotz eines zu erwartenden schwierigen Neustarts für die Rückkehr nach Ungarn entschieden habe.[628] Im weiteren Verlauf des Gesprächs betonte er: „Die Sehnsucht, das waren die Kameraden, die Leute die ich eher gekannt habe. Hier war alles anders. Also die Leute haben danach Sehnsucht, wo sie geboren sind, das haben sie, das ist ihnen immer im Sinn, wie es war damals. Es gibt solche Leute, die was vor der Sehnsucht, dass sie niemals zurückkommen werden, gestorben sind. Sie waren in Depression."[629] Ein ähnlich gelagertes Narrativ findet sich auch in den Erinnerungen von Frau A.E. Auf die Frage, was sie sich von der Rückkehr erwartete, antwortete sie: „Die Menschheit wollte einfach nur nach Hause gehen. Ich weiß ja gar nicht, wie das alles so kam. Das weiß ich nicht. Wir haben uns nicht wohlgefühlt dort. Das war's."[630]

Heimweh wird von den Betroffenen zumeist als ein irrationales Gefühl beschrieben. Die Betroffenen wollten zurück in ihre Heimat in Ungarn, obwohl zu erwarten war, dass sich diese grundlegend gewandelt haben würde. Den Betroffenen war zum Zeitpunkt ihres Aufenthaltes in den Besatzungszonen Deutschlands bewusst, dass die allgemeine Lebenssituation in Ungarn in vielerlei Hinsicht als schlecht und sogar gefährlich zu beurteilen war, etwa dahingehend, als dass sie nach einer eventuellen Rückkehr keine Aussicht auf existentielle und materielle Sicherheit in Ungarn haben würden, da ihnen jedwedes Vermögen entzogen worden war. Auch mit Blick auf die in Ungarn anhaltenden rechtlichen Beschränkungen gegen die deutsche Bevölkerung schien eine Rückkehr kaum als machbare Option. Zwar hatten die Betroffenen zum Zeitpunkt ihrer Aussiedlung nach

628 Interview A.Sch., 8/20–8/21.

629 Interview A.Sch., 10/9–10/11.

630 Interview A.E., 50/12–50/15.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

wie vor das Bild einer „funktionierenden Heimat“ vor Augen, dennoch war ihnen schon mit dem Moment der Vertreibung bewusst, dass durch die *kitelepítés* die Lebenswelten der alten Heimat zerstört worden waren. Dennoch wurde ihrerseits das Gefühl von Heimweh als Rückkehrmotiv über die zu erwartenden individuellen Lebensperspektiven gestellt. So antwortete Frau A.F. auf die Frage, warum sie und ihre Familie wieder nach Ungarn zurückgekommen seien, indem sie sich auf einen von ihr im Aufnahmelager verfassten Sinnspruch bezog: „Alles hat man uns weggenommen. Zurückgezogen hat uns die Heimat. Ich sag ja die Heimat. ‚Was Heimat ist, kann ich nicht sagen, das muss man erst von dannen tragen.‘ Es hat uns immer heimgezogen. (–) Das war die Heimat, sonst wären wir ja dortgeblieben.“[631]

Deutlich wurde, dass Heimweh für die Betroffenen eine schwere traumatische Erfahrung war. Der Heimatverlust bedeutete für sie eine derart große mentale Belastung, dass die Rückkehr nach Ungarn für viele Betroffene schlichtweg alternativlos schien. Zwar bestanden viele andere Möglichkeiten des Neuanfangs. Der Verbleib in den Aufnahmegebieten oder eine weitere Emigration aber waren für sie zu keiner Zeit keine zukunftsweisenden Optionen gegenüber der Rückkehr in die ungarische Heimat. So betonte Herr A.St., dass er stets zurückkehren wollte und die anfänglichen Überlegungen seiner Eltern nach Übersee auszuwandern nicht unterstützte: „Ich hatte so was wie Heimweh. Ich wollte zurück. Ich wollte nicht mit nach Kanada. Ich wollte nur zurückkommen.“[632] Ähnliche Narrative finden sich in den Erinnerungen häufig. Herr J.E. aus Lippó erinnerte, dass aus seiner damaligen Sicht die Rückkehr nach Ungarn schon allein wegen seines großen Heimwehs zustandegekommen war. Der Verbleib in der vermeintlich „neuen Heimat“ war für ihn keine Option für die Zukunft. Auf die Frage, ob er gewusst habe, dass eine Rückkehr in Haus und Hof kaum möglich war, antwortete er: „Das habe ich gewusst. Das haben wir gewusst. Ja, die Heimat hat uns gezogen. Das können sie sich nicht vorstellen. Wie soll ich sagen, Heimweh haben wir gehabt. Ich war einundzwanzig, zweiundzwanzig Jahre alt. Das war im Krieg auch so. Ich hätte schon in Deutschland bleiben können. Ich hätte da einen Job machen können. Ich hätte dort heiraten können, aber irgendwie hat mir das nicht gepasst. Und hier, hier ging’s mir sehr

631 Interview mit Frau A.F., 55/23–55/28.

632 Interview A.St., 71/4–41/6.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

gut. Beim Bauern war ich. Dort war zu essen und zu trinken gewesen. Deshalb bin ich zurück."[633] Und auch Frau A.F. betonte in ihren Erinnerungen, dass es für sie allein aufgrund ihres Heimwehs keine andere Option als die Rückkehr nach Ungarn gab: „Wir haben nicht gleich gewusst, dass wir wieder herkommen. Wir haben nur immer gesagt: 'Da bleiben wir nicht!' Irgendwann wollten wir auf jeden Fall noch mal heim."[634] Das Gefühl von Heimweh war für die Betroffenen eine tiefgreifende mentale Belastung, die bis heute schwer wiegt. Für die Betroffenen ist kaum vorstellbar, dass ein derartiges Sehnsuchtsempfinden für Außenstehende nachvollziehbar sein kann. Heimweh ist für sie eine persönliche Empfindung, die allein ihrer spezifischen Erfahrung geschuldet ist: „Das war so... da hat man Heimweh. Weißt du was das ist?"[635]

5.11. Über den Verlauf der Heimkehr

Wie im vorangegangenen bereits beschrieben, wurde die Möglichkeit der Rückkehr der Heimatvertriebenen und Umsiedler in ihre Heimatregionen in Ungarn politisch ausgeschlossen. So waren auch die rechtlichen Voraussetzungen hierfür bis in die 1950er Jahre hinein faktisch nicht gegeben. Vor dem Hintergrund der strukturellen Unterdrückung der Heimkehr, mussten Rücksiedlungen illegal vollzogen werden und waren für die Betroffenen in vielerlei Hinsicht riskant. Im Falle, dass Heimkehrende an den Grenzen und Wachposten im besetzten Deutschland, im ebenso besetzten Österreich oder in Ungarn aufgegriffen wurden, drohten empfindliche Strafen und Sanktionierungen. Das zu erwartende Strafmaß war für die „illegalen Grenzgänger" im Vorfeld kaum absehbar, zumal die Formen der Sanktionierung bei irregulären Grenzübertritten in den jeweiligen Besatzungsregimen bis Ende der 1940er Jahre rechtlich kaum definiert waren und es deshalb auch kein einheitliches Vorgehen gegenüber aufgegriffenen Rückkehrern gab. Die Betroffenen waren so der Willkür und dem Wohlwollen der jeweiligen Behörden überlassen.[636] Dennoch waren die faktische Illegalität und Irregularität sowie die großen Unsicherheiten der Rückkehr für viele der

[633] Interview J.E., 66/22–66/27.

[634] Interview A.F., 56/26–56/27.

[635] Interview L.H., 183/31.

[636] Siehe Kapitel 4.7. „Konzepte der Aufnahme und die Frage der Heimkehr".

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

hazatértek kein Hindernis eine Rücksiedlung in die Heimat auch tatsächlich zu versuchen. Der Wunsch in der Heimat einen Neuanfang zu wagen, war für die Rückkehrwilligen größer als die Angst, von den Besatzungsbehörden oder ungarischen Grenzwachen eingesperrt und zurückgeführt zu werden. Aufgrund der Unsicherheiten und Gefahren verlangte ihnen der Schritt aber ein großes Maß an Überwindung und Mut ab: „Die meisten waren auch auf dem Gedanken, zurückzukehren. Die haben das auch befürwortet. Aber die haben kein Glück gehabt oder wie soll man sagen, die haben sich nicht alle getraut, die Reise mitzumachen“, erinnerte Frau E.M., die im Winter 1947 aus der SBZ nach Ungarn remigriert war.[637]

Die im vorangegangenen bereits ausgeführt, entschieden sich die rückkehrwilligen Vertriebenen aus Ungarn meist schon wenige Wochen und Monate nach ihrer Aussiedlung und somit noch vor Gründung der beiden deutschen Staaten 1949 für die Heimkehr. Um die Risiken der „Reise“ möglichst klein zu halten, setzte die eigentliche Vorbereitungsphase dabei schon Wochen im Voraus ein. Es galt Kartenmaterial, Verpflegung und Geld zu organisieren und eine passende und sichere Route auszuwählen sowie Mittel und Wege zu finden, um die von den Behörden auferlegten Reisebeschränkungen zu umgehen. SBZ-Vertriebene, sofern diese keine Ausnahmegenehmigung vorweisen konnten, durften sich der Grenze auf eine bestimmte Entfernung nicht nähern. Zuwiderhandlungen wurden mit Gefängnisstrafen oder Rückführungen in die entsprechenden Aufnahmegebiete bestraft. Was die konkreten Regelungen rund um die Einschränkung betrifft, konnten im Rahmen der Recherchen auch in den lokalen Archiven keine genaueren Angaben gefunden werden. Es ist allerdings davon auszugehen, dass die örtlichen „Umsiedlerausschüsse“ die Reisebeschränkungen unterschiedlich auflegten und die Freizügigkeit von Umsiedlern in der Regel auf Kreisebene beschränkt wurde. So tauchen auch in den Erinnerungen unterschiedliche Angaben dazu auf welche Reise- und Mobilitätsbeschränkungen den Ankömmlingen auferlegt wurden. Herr A.Sch., der nach seiner Aussiedlung aus Ungarn in der sächsischen Gemeinde Bad Schandau untergekommen war, gab an, dass er sich aufgrund der Ordnungsauflagen in der SBZ nur in einem Umkreis von rund fünfzig Kilometern frei bewegen durfte. Beim Grenzübertritt nahe Aue wurde er als

[637] Interview E.M., 21/21–21/24.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Alleinreisender von den Grenzbehörden der SBZ aufgegriffen: „Es war so in der SBZ, wenn jemand Reisen wollte, dann hatte er ein Ausweispapier vorzeigen müssen, wo die Polizei bestätigt, dass sie diesen Ausweis herausgegeben hat, dass ich A.Sch. bin. Es war nämlich so. In einem Umkreis von fünfzig Kilometern konnte man Reisen ohne Papier. Es waren hundert oder hundertdreißig Kilometer oder noch mehr. Deshalb haben sie mich abends oder nachts in einen Raum gesperrt.“[638] Einige Befragten umgingen die Verbote und Reiserestriktionen, indem sie sich bei den entsprechenden Dienststellen oder auch mit Hilfe von Freunden und Bekannten unter den verschiedensten Vorwänden eine Ausnahmegenehmigung beschafften. Unter dem Vorwand einen Vertriebenentransport mit Bekannten abfangen zu wollen, gelang es der Gruppe von Frau E.M. eine Sondergenehmigung bei den örtlichen Polizeibehörden ausgestellt zu bekommen, die ihnen erlaubte in Grenznähe zu reisen: „Die haben uns eingeschränkt. Wir durften nur dreißig Kilometer ringsum weit wegfahren. Ich weiß nicht – haben sie das gespannt, dass wir vielleicht abhauen. (–) Weil wir mussten so fahren in der Westzone. Bamberg, Nürnberg, Regensburg, Passau. Und dann haben wir so in der Nähe von Bamberg, haben wir uns einen Ort ausgeguckt, und haben dem Polizisten angegeben, dass dort Aussiedler angekommen sind, und die haben auch uns was mitgebracht. (lacht) So haben die uns dann einen Schein gegeben.“[639]

Oft bedienten sich die Ausreisenden der Hilfe ihrer Nachbarn und der Familien, die sie aufgenommen hatten. Diese gaben Hilfestellung bei der Verpflegung und Routenwahl und unterstützten die Entscheidung zumeist, wie in den Erinnerungen berichtet wird: „Der Herr S. (Hausherr, gekürzt), der hat bei der Eisenbahn gearbeitet. Und da haben wir die Landkarte genommen und haben geschaut, wo durch“, erzählte Frau E.M. im weiteren Verlauf des Gesprächs.[640] Die Vorbereitungsphase beschrieb auch Herr A.Sch., der 1947 nach Bad Schandau ausgesiedelt wurde und 1948 die Rückkehr in seinen Heimatort Váskut angetreten hatte, als einen über Wochen andauernden Prozess. Um sich Informationen über mögliche Wege und Grenzübertrittmöglichkeiten einzuholen, informierte er sich im Vorfeld seiner Rücksiedlung bei Bekannten vor Ort. Diese stellten

[638] Interview A.Sch., 5/2–5/5.

[639] Interview E.M., 14/15–14/20.

[640] Interview E.M., 14/10–14/15.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

ihm Kartenmaterial zur Verfügung und gaben Empfehlungen für die sichersten Routen und Grenzübertritte. Die wesentlichen Wegpunkte seiner Route hatte er sich vor der eigentlichen Abreise gemerkt, so dass er im Falle eines Aufgriffs nicht der Rückkehr nach Ungarn beschuldigt werden konnte: „Vorausgedacht hab ich das (gemeint ist die Rückkehr) drei oder vier Wochen. Da muss man sich gut vorbereiten auf so etwas mit Landkarten – welche Straße gehe ich, mit der Eisenbahn, und wo geht man über die Grenze. Das alles. Karten hab ich mir gekauft. Alte Landkarten hab ich angeschaut und hab alles hier gehabt (tippt auf die Stirn). Das hab ich auswendig gelernt. Wenn da ein Irrtum war, da hab ich nachgefragt, das war nicht schlimm. Bloß das viele merken, war schwierig.“[641]

Die Lebensmittelknappheit und der allgemeine Mangel an Wohnraum sowie die kulturellen und sprachlichen Differenzen sorgte dafür, dass die heimatvertriebenen Deutschen in den Aufnahmegebieten oft nicht willkommen waren. So wurde in den Erinnerungen auch berichtet, dass die Tatsache, dass sich nun einige Vertriebenenfamilien auf die Weiterreise machten bzw. die Rückkehr in ihre Heimat wagten, von der ansässigen Bevölkerung oft auch begrüßt wurde. Auch seitens der lokalen Behörden wurden die Rückkehrwilligen meist nicht daran gehindert die Ansiedlungsorte zu verlassen, wenngleich dies als illegal klassifiziert war. Im Fall der Rückreise der Familie von Herr F.A. hatte ein Gemeindemitglied die Familie im Vorfeld der Abreise bei der Polizei angezeigt und die örtlichen Gemeindebehörden von den Rücksiedlungsplänen informiert. Wie sich herausstellte, billigte der beauftragte Polizist das Vorhaben der Rücksiedlung aber. Für die Familie war dies zum einen eine Erleichterung, denn eine behördliche Verfolgung mussten sie so nicht befürchten. Zum anderen schien dieses Einstellung eine weitere Bestätigung dafür zu sein, dass sie als Vertriebene in den Aufnahmegebieten nicht erwünscht waren und für sie hier keine Zukunft zu erwarten war. Herr F.A. schilderte die Situation folgendermaßen: „Ne, aber am letzten Tag, an dem wir dann weggefahren sind, am Tag davor, da hat jemand schon eingemeldet bei der Polizei, dass wir abhauen wollten. Da ist der Polizist zu uns hergekommen und hat gesagt, er habe gehört, dass wir abhauen wollen. Da haben wir gesagt: 'Wir wollen nicht dableiben. Wir gehören nicht daher.' Aber nichtsdestotrotz hat er gesagt: 'Wenn der letzte Ausländer schon fortgehen will, das ist das

[641] Interview A.Sch., 10/17–10/29.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Allerbeste. ' Der (Polizist) hat nicht weiter gemeldet, dass wir abhauen wollten. Dann konnten wir ganz beruhigt am nächsten Tag abhauen. Der hat nichts gemacht. Der hat gesagt, das wäre gut, wenn der letzte Ausländer schon fortgeht."[642]

Auf ihrer Rücksiedlung mussten die Heimkehrer mehrere Staats- bzw. Zonengrenzen überschreiten. Jeder Grenzübertritt bedeutete ein potentielles Risiko sanktioniert, erwischt, interniert oder abgeschoben zu werden.[643] Die eigentlichen Grenzübertritte mussten deshalb gut geplant und vorbreitet werden. Um das Risiko der Verhaftung möglichst klein zu halten, wurden die Grenzübertritte zumeist nachts vollzogen, wie etwa Herr F.A. berichtete, der 1947 nach Villány zurückgekehrt war: „Wir mussten fünf Grenzen überstehen, bis wir zu Hause waren. In jener Zeit war das die russische Zone, von der russischen in die (–) englische Zone, von der englischen Zone mussten wir dann noch in die amerikanische Zone, dann nach Bayern und dann von Bayern in österreichisches Gebiet. Und in Österreich, da waren wieder drei Zonen. Drei – vier! Die französische, englische, die amerikanische und die russische Zone. Und da haben wir überall schwarz über die Grenze gehen müssen. In der Nacht sind wir immer über die Grenze gegangen. Und so sind wir nach Hause bis nach Ungarn."[644]

Die Heimkehrenden vermieden bei ihrer Rücksiedlung die Einreise in die Tschechoslowakei. Stattdessen wählten sie die West-Route über die amerikanische Zone des besetzten Deutschland und durch das besetzte Österreich. Diese Routenwahl hatte mehrere Gründe. So war diese Routenwahl zum einen mit praktischen Erwägungen verbunden. Die vertriebenen Deutschen aus Ungarn waren weder dem Tschechischen noch dem Slowakischen mächtig und befürchteten sich auf tschechoslowakischem Gebiet aufgrund ihrer fehlenden Sprachkenntnisse nicht orientieren zu können. Hinzu kam, dass die Rückkehrwilligen erwarteten im Fall einer Festnahme oder Internierung von den

642 Interview F.A., 44/19–44/26.

643 Internationale Reisen und Reisen in Drittländer waren bis in die 1950er Jahre hinein stark beschränkt. Zum einen wollten die Besatzer verhindern, dass Kriegsverbrecher sich durch eine weitere Emigration der Strafverfolgung entziehen. Zum anderen versuchten Länder, wie Österreich, das ebenfalls in vier Besatzungszonen eingeteilt worden war, die Vertriebenenbewegung zu kontrollieren und den Verpflichtungen der Alliierten nachzukommen. Siehe Marschalk, Peter: Das Land den Rücken gekehrt. Deutsche Auswanderungen in die Welt nach 1945, in: Hinz, Hans-Martin (Hg.): Zuwanderungen – Auswanderungen. Integration und Desintegration nach 1945. Symposium des Deutschen Historischen Museums in Zusammenarbeit mit der Bundeszentrale für Politische Bildung vom 30. September und 1.Oktober 1999 am Deutschen Historischen Museum Berlin, Wolfratshausen 2001, 211–226, hier 212.

644 Interview F.A., 40/27–41/1.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

tschechoslowakischen Behörden ungleich schlechter behandelt zu werden als dies in anderen Staaten und Besatzungsregimen der Fall gewesen wäre. Diese Annahme basierte auf den Erzählungen und Erfahrungen anderer Umsiedler, die zuvor aus der Region vertrieben worden waren. In den Aufnahmegebieten hatten die Ungarnvertriebenen von sudetendeutschen Familien von der Brutalität ihrer Heimatvertreibung gehört und nahmen an, dass das rücksichtslose Vorgehen gegenüber Deutschen weiter fortgeführt würde. So erinnerte sich etwa Herr F.A., dass auch sein Treck aufgrund dieser Informationen die Durchreise durch die Tschechoslowakei vermieden hatte: „Und die anderen sind auch zurückgekommen. Alle miteinander über den Westen, dann nach Österreich und dann nach Ungarn. Über die Tschechei – das haben wir uns nicht getraut. Die Tschechen haben die Deutschen gehauen und geschnappt. Das war gefährlich. Das hat man nicht machen können. Das wäre viel näher gewesen. Wir mussten dann so rum zurückgehen.“[645] Auch Frau E.M. wies in ihren Erinnerungen darauf hin, dass die Route durch die Tschechoslowakei zwar kürzer gewesen wäre und zur Rückkehr nach Ungarn bei dieser Routenwahl weniger Zonen- bzw. Staatsgrenzen zu überschreiten gewesen wären. Aus Angst vor verschärfteren Sanktionierungsmaßnahmen aber habe auch ihr Treck die längere Rückreiseroute über das besetzte Österreich gewählt: „Durch die Tschechei konnten wir nicht kommen, das wäre einfacher gewesen und kürzer der Weg. Aber von dem kann keine Rede sein. Und da haben wir ausgeschaut, welche Strecke wir fahren müssen.“[646] Herr A.Sch. betonte im Verlauf des Gesprächs, dass die fehlenden Sprachkenntnisse des Tschechischen für ihn bei der Auswahl der Route eine wichtige Rolle gespielt haben: „Durch die Tschechoslowakei konnte ich nicht. Ich konnte kein Tschechisch, aber Deutsch habe ich gut gesprochen.“[647] Aufgrund dieser Erwägungen wurde von allen Gesprächspartnern der Weg durch die amerikanische Besatzungszone und im weiteren Verlauf durch das ebenfalls besetzte Österreich gewählt, obwohl diese Route streckenmäßig länger war und mehr Landes- bzw. Zonengrenzen passiert werden mussten um nach Ungarn zu gelangen.

---

645 Interview F.A., 43/15–43/21.

646 Interview E.M., 14/10–14/12.

647 Interview A.Sch., 6/8–6/9.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Der Grenzübertritt aus der SBZ in die amerikanische Besatzungszone erfolgte ebenso illegal wie die Einreise in das besetzte Österreich und nach Ungarn. Grenzübertritte aus der SBZ in die amerikanische Zone wurden meist über die „grüne Grenze“ in der Grenzregion Sachsen-Bayern bei den grenznahen Städten Adorf bzw. Hof vollzogen, in einigen Fällen auch an der weiter westlich gelegenen Grenze zwischen Bayern und Thüringen. Die Grenze wurde zwar überwacht, konnte aber von den Betroffenen meist problemlos überschritten werden.[648]

Die Rückreise durch die amerikanische Besatzungszone und Bayern vollzog sich im weiteren Verlauf meist via Bayreuth bzw. Bamberg, über Nürnberg und Regensburg bis nach Passau. Sofern die Rückreisenden die finanziellen Mittel hatten, wurden für diese Strecken die bestehenden Bahnverbindungen genutzt. In Passau informierten sich die Betroffenen dann über die Möglichkeiten des Grenzübertritts. Die Stadt war in den unmittelbaren Jahren nach dem Krieg ein Knotenpunkt der Ost-West-Migration. Auch viele Ungarnvertriebene und ungarische Flüchtlinge hielten sich in der Stadt und der unmittelbaren Umgebung Passaus auf, so dass die Rückkehrenden hier mit Ungarn in Kontakt kamen, die ebenso versuchten wieder in ihre Heimat zurückzukehren. Bei ihnen und anderen Heimkehrwilligen informierten sich die Betroffenen über die Möglichkeiten des Grenzübertritts, wie Herr A.Sch. berichtete: „Am Tag bin ich hinaus nach Passau. Das war eine sehr internationale Stadt. Die meisten dort waren Ungarn. Da hat man nichts Anderes gehört, nur die ungarische Sprache. Da waren Flüchtlinge, polnische (Flüchtlinge) – das war international.“[649]

Die Grenzübertritte in das besetzte Österreich erfolgten häufig mit Hilfe von ortskundigen Fluchthelfern, die von den Rückkehrenden bezahlt werden mussten. Die Einreise nach Österreich erfolgte dabei meist in das sowjetisch besetzte Gebiet, da die Rückkehrenden in Richtung Wien entlang der östlichen Donau-Route keine weiteren Grenzposten und Besatzungsgrenzen überschreiten mussten. Ausserdem gingen die Flüchtlinge davon aus,

---

[648] Die Grenze zwischen den westlichen Besatzungszonen bzw. der BRD und der SBZ/DDR wurde im Mai 1952 auf Anordnung der SED ausgebaut. In der „Aktion Ungeziefer“ wurde entlang der Demarkationslinie ein „Kontrollstreifen“ sowie eine „Sperrzone“ eingerichtet. Bis zu diesem Zeitpunkt war die Grenze zwischen beiden Regimen kaum befestigt oder markiert. Die Einrichtung dieser Anlage diente nicht in erster Linie dazu den Grenzverkehr zu kontrollieren, sondern dazu die „Ost-West-Kommunikation“ in den Grenzregionen zu unterbinden. Siehe van Melis: „Republikflucht“ 2006, 35–36.

[649] Interview A.Sch., 6/15–6/18.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

dass sie bei eventuellen Kontrollen in sowjetisch besetztem Gebiet durch aufgrund ihrer ungarischen Herkunft, weniger Probleme zu erwarten hätten. In Wien informierten sich die Heimkehrenden dann über das weitere Vorgehen und die Möglichkeiten der Weiterreise. Die illegalen Grenzübertritte nach Ungarn erfolgten schließlich meist in der Region rund um Eisenstadt und Sopron oder Hegyeshalom. Auch die eigentlichen Grenzübertritte nach Ungarn wurden häufig von bezahlten Schleppern organisiert. Sie waren ortskundig und kannten die entsprechenden Übertrittsmöglichkeiten. Die Wege wurden entweder mit der Bahn – sofern das finanziell für sie möglich war – oder zu Fuß zurückgelegt.

Die Rückkehrenden wurden auf ihrer Rückreise teilweise mehrfach aufgegriffen und interniert bzw. abgeschoben. Jeder Grenzübertritt bedeutete für sie ein erhöhtes Risiko aufgegriffen zu werden. Einige Gesprächspartner berichteten davon schon an der deutsch-deutschen Besatzungsgrenze noch von den Grenzbehörden der SBZ aufgegriffen worden zu sein. Aufgrund ihres rechtlichen Status als Umsiedler, wonach Freizügigkeit lediglich auf Kreisebene des Ansiedlungsortes gewährt war, wurden die Betroffenen zu einer Rücksiedlung in den Aufnahmeort verpflichtet. Dies wurde von den Behörden und den lokalen polizeilichen Stellen allerdings oft nicht weiter überwacht, so dass die Betroffenen meist schon bald erneut einen Grenzübertritt versuchten.[650]

Auch während der Durchreise durch die amerikanische Zone kam es unter Umständen zu Kontakt mit den Behörden. Im Zuge von polizeilichen Kontrollen aber wurde den Heimkehrenden, auch wenn sie sich nicht weiter ausweisen konnten und vorgaben als ethnisch Deutsche nach Ungarn zurückkehren zu wollen, die Weiterreise gewährt. So wurde etwa Herr G.A. aus Lippó bei der Rückreise, die er zusammen mit seiner Familie und einigen weiteren Bekannten aus der Gemeinde angetreten hatte, in der amerikanischen Zone auf dem Weg nach Passau in einem Zug aufgegriffen. Zunächst habe er vorgegeben nicht deutsch sprechen zu können, um so weitere Nachfragen zu verhindern. Nachdem er den Beamten schließlich doch eröffnet hatte deutsch zu sprechen und nach Ungarn zurückkehren zu wollen, wurde ihm die Weiterreise gewährt: „Dort (im Abteil) waren so viele Hunde, Polizeihunde, dort haben sie drin gehockt. Und die Hunde

[650] So berichtete Herr A.Sch. davon bei einem ersten Versuch an der Grenze bei Hof aufgegriffen worden zu sein. Nach einem kurzen Verhör wurde er wieder in die SBZ entlassen. Wenig später gelang ihm der Grenzübertritt in die amerikanische Besatzungszone.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

waren am Bellen. Ich hab (mich) gefürchtet. Die werden mich doch nicht fressen? 'Ja, wo willst du hin?', sagten sie. Ich hab erst so getan, wie wenn ich nicht Deutsch bin. Dann hab ich gesagt: 'nem tudom'. Ungarisch, hab ich gesprochen. Aber was die geredet haben, das hab ich verstanden. 'Hát, den Jungen lassen wir nicht fort.' Dann sind meine Eltern und die Leut' sind raus, und ich musste warten. Und die haben dort geredet und geredet. (–) 'Wo willst du hin? ' Ich hab wieder ungarisch gesagt: 'Nem tudom. ' (–) Und auf einmal sagte ich: 'Mei, ich kann aber auch deutsch sprechen. Nach Ungarn will ich. ' 'Nach Ungarn? Was willst du in Ungarn? ' Da sagte ich: 'Ich bin verschleppt worden, ausgesiedelt, und geh zurück nach Ungarn. Und meine Eltern sind da draußen und die erwarten mich und dann gehen wir. ' 'Lass ihn laufen', haben sie gesagt, 'lass ihn laufen. ' Das war was... (lachen) Und dann mussten wir wieder über die Grenze.“ [651] Frau E.M. berichtete, dass ihr Treck, der Nahe Passau an der österreichischen Grenze aufgegriffen wurde, nach einem kurzen Verhör an das Rote Kreuz übergeben worden war. Anschließend konnte der Treck ungehindert weiterreisen.[652]

Auch im besetzten Österreich wurden einige der Heimkehrenden im Zuge von Razzien aufgegriffen und von sowjetischen Besatzungsbehörden und der österreichischen Polizei verhört, da sie keine gültigen Reisedokumente mitführten. Zwar wurden die Betroffenen im Falle ihres Aufgriffs zunächst interniert und ausgefragt, in der Regel aber wurde ihnen schon bald die Weiterreise in Richtung der ungarischen Grenze erlaubt. Unter Umständen wurden die Heimkehrenden, die von den Behörden nunmehr als 'Flüchtlinge' klassifiziert

---

651 Interview G.A., 122/23–123/2.

652 „Jetzt waren wir in Passau, aber wo ist die Grenze. Man hat gesagt, bei Passau ist die Grenze. Zu viert waren wir. Die Frau mit dem achtjährigen Mädchen, meine Schwester und ich. Na ja, da haben wir die Leute gefragt und die haben gesagt: 'Dort oben, dort ist die Grenze.' Und dort ungefähr in der Mitte von dem Berg, dort war ein Haus und da war ein Friedhof und da hab ich gesagt zu den anderen: 'Ihr bleibt hier und ich frag die Leute, ob da wirklich die Grenze ist, und ob sie uns vielleicht helfen können. 'Die anderen haben an einem Friedhof oder so gewartet. Bis ich dann wieder runtergekommen bin, waren die anderen drei schon längst von der Polizei geschnappt und mich dann selbstverständlich auch dazu. Dann hat er uns mitgenommen. Er holte uns ins Büro. Und da ist doch die Donau bei Passau und die war überschwemmt. Und dann haben sie uns auf den Rücken genommen in ein Boot hinein. Und dann sind wir auf dem Boot auf der Straße ins Büro gefahren. Und der Oberste, der hat uns dann gleich nach den Papieren gefragt. Wir haben gesagt: 'Wir haben kein Papier, keinen Schein, wir können uns nicht beweisen, wer wir sind. 'Da sagt er: 'Das gibt es doch nicht, wie trauen sie sich dann so eine große Strecke zu fahren mit nichts? Das muss Gottvertrauen sein. 'Die haben dann behauptet: 'Ja, die Leute die haben wir erwischt. 'Vielleicht so, vielleicht anders. Der hat uns gründlich ausgefragt. Dann hat er gesagt zu denen: 'Lass doch die Leute gehen. Das sind keine Mörder, das sind keine Verbrecher. Was möchtet ihr mit denen. Lasst sie doch gehen in ihr Schicksal. 'Da haben sie uns zum Roten Kreuz gebracht. Dort haben wir Mittagessen bekommen. Und dann haben sie gesagt, wir sollen doch tun, was wir uns vorgenommen haben.“ Interview E.M., 15/15–15/30.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

wurden,[653] auch dem Roten Kreuz oder anderen Hilfsstellen überstellt. Diese Stellen koordinierten und organisierten für die sie teilweise sogar die Weiterreise an die ungarische Grenze.[654] Deutlich wurde zudem, dass viele der Heimgekehrten sich in Wien über die Möglichkeiten der Weiterreise nach Ungarn informierten und unter Umständen Schlepper organisierten, die sie über die österreichisch-ungarische Grenze bringen sollten.[655] Obwohl den Betroffenen hier von anderen ungarischen Flüchtlingen aufgrund

[653] Anders als etwa DP´s, jüdische Flüchtlinge, ehemalige Kriegsgefangene oder kriegsbedingt Internierte standen heimatvertriebene Deutsche nicht unter dem Schutz der UNRRA (United Nations Relief and Rehabilitation Administration) oder der IRA (International Refugee Organisation). Die „deutschen" Flüchtlinge, die international als Angehörige eines ehemaligen Kriegsagressors eingestuft wurden, standen in der Abhängigkeit von der Arbeit lokaler-staatlicher Verwaltungsbehörden im besetzten Österreich und konnten nicht auf internationale Hilfe setzen. Vor allem aber politisch war die Aufnahme der Vertriebenen nicht unumstritten, denn seitens der Alliierten war von Beginn an allein Deutschland als Aufnahmeland für die aus ihrer Heimat vertriebenen „Deutschen" vorgesehen. Die Nachfolgeregime des Deutschen Reiches hatten sich als Kriegsverlierer zur Übernahme dieser Menschen verpflichtet. Für den österreichischen Staat hingegen bestand eine solche Verpflichtung nicht. Das Land galt als „Opfer" der nationalsozialistischen Expansion. Dieser „Opferstatus" war schon in der Moskauer Deklaration vom 1. November 1943 festgesetzt worden. Vgl. Tara: „Prisoners of the Postwar" 2010, 191 ff.

[654] Ungarische Flüchtlinge wurden auch von den Hilfsstellen des Ungarischen Roten Kreuzes betreut. Vgl. dazu Erdős, Kristóf: Flucht, Heimkehr, Auswanderung. Ungarische Flüchtlinge und die österreichische Zweigstelle des Ungarischen Roten Kreuzes 1945—1947, in: Drăghiciu, Andra Octavia; Gouverneur, Fabienne; Sparwasser, Sebastian (Hrsg.): „Bewegtes Mitteleuropa", Tagungsband zur 2. Internationalen Tagung des Doktoratskollegs der Fakultät für Mitteleuropäische Studien an der Andrássy Universität Budapest, Mitteleuropäische Studien 8, Herne 2014, 131–150.

[655] Insgesamt wurde deutlich, dass die Erinnerungen an die eigentliche Rückkehr häufig sehr detailliert geschildert wurden. Punktuellen Ereignisse wie die Grenzübertritte, Begegnungen mit der Polizei, die nächtlichen Wanderungen und anderweitige Gefahrensituation sind in den Erinnerungen nach wie vor präsent. Die Rückkehr hatte aufgrund der Illegalität des Rückkehrprozesses für viele der Gesprächspartner Fluchtcharakter. „Ja, und dort in Wien, der Bahnhof war ganz zerstört. Nur so Baracken waren aus Holz gemacht. Da gab es mehrere solche, die die Leute über die Grenze geschafft haben. Von Wien bis zur ungarischen Grenze. Nur, man muss den Betreffenden finden, wer das macht und für wie viel Geld. Dann sind wir wieder mit dem Autobus gefahren so ungefähr fünf Kilometer vor die ungarische Grenze. Dort waren wir in einem Schuppen, in dem sie das Stroh aufbewahrt haben. Dort haben wir übernachtet und das war komisch. Wir haben den Hausherrn gebeten, er soll uns wecken um eine bestimmte Zeit, weil wir mussten dann vier oder fünf Kilometer laufen zu Fuß zu der Grenze. Der hat uns nichts gesagt, aber der Hahn hat gekräht und dann sind wir aufgewacht. Und das war unser Glück, wir haben schon etwas Verspätung gehabt. Aber wir sind noch zur Grenze gekommen. Und auf einmal sagt er, da hatte sich noch eine Frau angeschlossen, die wollte nach Budapest gehen, auf einmal sagte er der uns über die Grenze führen wollte, jetzt er hat sich geirrt. Er (der Schlepper) wusste dann auf einmal nicht mehr wo zu und wo raus. Da haben wir gedacht: „Mein Lieber Gott, was machen wir dann? Dann war da so ein Akazien, kennen sie die Akazienbäume? So lange Dörner haben die. Und das war noch kein richtiger Wald, sondern nur ein junger Wald. Und da waren viele so Zweige und durch den sind wir dann durchgelaufen. Da waren wir zerkratzt, als hätte die Katze uns verwischt. Auf einmal hab ich da ein Schild gesehen. Wir wussten da nicht, sind wir jetzt drüben oder noch nicht. Auf einmal hab ich das Schild gesehen und ich drehte es um, da war es rot, weiß, grün. Ja, Gott sei Dank, das war die ungarische Fahne. Jetzt waren wir schon in Ungarn! Und dort waren Weinberge. Am Weinberg da haben mehrere Leute so eine Hütte gemacht. Wenn sie in den Weinberg gehen arbeiten und dann kommt ein Regen oder was, dann werden sie dort beschützt sein. Dann sind wir dort in die Hütte hinein und der Betreffende hat auch gesagt wir sollen dableiben, aber nicht rausgehen, dass uns niemand sieht. Er

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

der politischen Situation in Ungarn davon abgeraten wurde dorthin zurückzukehren, hielten die Heimkehrer weiterhin an ihrer Entscheidung auf Heimkehr fest. So berichtete Frau E.Z. anekdotisch: „Wie wir in Wien ausgestiegen sind, da war eine ungarische Frau: Hova vannak? (dt. Wohin geht ihr?). Wo wir hinwollen. „Ja, wieder nach Ungarn. „Geht nicht nach Ungarn, weil da ist der Kommunismus und große Gefahr für die Menschen. „Ja, wir wollen heim. Egal was kommt, wir wollen heim. Dann hat sie gesagt: „Kommt mit und fahrt mit." Dann hat sie gesagt: „Da vorne fährt der Flieger fort, dann geht sie auf Australien. „Jetzt waren wir im Osten, waren im Westen, waren in Bayern und sind in Österreich und sind jetzt da an der Grenze, jetzt fahren wir nicht nach Australien. Nein, wir fahren nicht mit, wir gehen heim. „Euch gehts (da) nicht gut! Geht mit, kommt mit!. Nein, wir wollten heim."[656]

Insbesondere im Zuge der Einreise nach Ungarn, sowie bei der Durchreise durch Ungarn in Richtung der Zielorte wurden die Heimkehrenden im Rahmen von Grenzüberwachungen und Fahndungen aufgegriffen. Wie auch Ágnes Tóth aufgrund der von ihr durchgeführten Recherchen feststellte, war das Verfahren mit den „zurück-geflüchteten" Deutschen im Falle ihrer Inhaftnahme aber keineswegs einheitlich. Viele der an den Grenzposten oder bei der Durchreise durch Ungarn festgehaltenen Heimkehrer wurden direkt in das besetzte Österreich zurückgeführt. Darüber hinaus war es eine gängige Praxis die Heimkehrenden nach einem Aufgriff zunächst zu vernehmen und dann in ein Internierungslager in Budapest zu überstellen. Hier wurden die Betroffenen meist

---

geht jetzt uns kauft uns zu Essen und dann, wenn er zurück kommt dann müssen wir wieder warten bis es wieder Nacht wird und dann können wir weitergehen. Und er hat uns auch zu Essen gebracht und als es wieder finster geworden ist, dann sind wir weitergegangen. Wir sind dann durch zwei Orte weiter, dort wo wir wieder mit dem Zug weiterkonnten. Da sind wir nach Györ gekommen. Und der war auch nett der Mann in dem Büro dort, der uns die Karten gegeben hat für die Fahrt. Wir haben gesagt, wir möchten auf die Post gehen, und einige Sachen nach Kalocsa (deutsch Kollotschau) abschicken. Er schaute uns an – wir waren dem so komisch. Erstens schon wegen unserem Anzug und zweitens von dort aus nach Kalocsa, das ist von hier aus 30 Kilometer, ein Gepäck abschicken. Da hat er gefragt: „Wer seid ihr? Da haben wir ihm alles erzählt, dass wir da in der Umgebung von Kalocsa wohnhaft waren und in Kalocsa haben wir Bekannte. Dann hat er gesagt, wir sollen ganz ruhig bleiben und im Wartesaal warten. Wir sollen keine Angst haben, die Polizei wird kommen. Er redet mit denen, aber wir sollen keine Angst haben. Dann hat er ihnen schon hinein gewunken in das Büro. Wir waren in dem Wartesaal. Was er mit denen abgemacht hat, weiß ich nicht. Aber als wir herausgekommen sind, sind wir einfach weggegangen. Wir haben uns noch einen guten Tag gewünscht und die haben sich nicht weiter um uns gekümmert. Und so sind wir dann nach Győr. Der Zug hat dort wieder Halt gemacht. Dann haben wir dort noch ein paar Stunden gewartet bis es nach Budapest ging. Von dort war es dann schon ganz einfach. Im elften Tag sind wir dann heimgekommen. Solange waren wir unterwegs."

[656] Interview E.Z.,

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

nur vorläufig festgehalten. Nach einigen Wochen, teilweise auch Monaten des Aufenthaltes in diesen Lageranstalten erfolgte die Abschiebung in das besetzte Österreich bzw. an die Westgrenze Ungarns.[657] Auch einige der Gesprächspartner wurden auf ihrer Rückreise in Ungarn festgehalten und nach Verhören der lokalen Polizei in Budapest interniert. So berichtet Herr J.R. davon, dass sein Treck in Győr aufgegriffen worden war und dann in Budapest in ein Arbeitslager (ung. dologház) überführt wurde. Nach einigen Wochen im Lager wurden er und seine Angehörigen an die österreichisch-ungarische Grenze gebracht und zum Grenzübertritt gezwungen. Die Bedingungen im Lager empfand er als menschenunwürdig: „Die Polizei hat uns eingesperrt solange und dann haben sie uns in Budapest ins *dologház*. Die was verdächtig waren wie wir auch, die rausgekommen sind, die haben sie dort zusammengelesen. Und dort waren mehrere tausend Leute. Das hab ich auch aufgesucht schon mit meinem Kamerad und seiner Frau. (–) Da wo sie die Leute eingesperrt haben, das hat geheißen Népköztársaság útja (heute Andrássy út in Budapest). Da wurden die verschleppten Leute zusammengefasst und da war ein Lager. Das war mitten in der Stadt, da fährst vorbei. Das war sechs Stockwerke hoch und da haben sie die Leute hinein so wie die Viecher. Dort oben im Matsch hat man gelegen und überall. (–) Hát viele Leute waren in einem Zimmer, hát viele. Und die Leute haben sie dann zusammengefahren. Die was zurückgekommen sind, (–) die haben sie einwagoniert und auf die Grenze rausgeschleppt nach Ágfalva. Das war neben Sopron wieder, dort haben sie uns mit den Stiefeln rausgetreten aus den Wagons, weil wir sind Heimatverräter. Von Budapest nach Sopron zurück. Das war nicht über der Grenze. Die Grenze war hier (zeigt zum Eingang) und ein paar Meter davor haben sie uns rausgetreten vom Wagon. Der Wagon von dem Zug, der ist zurückgefahren nach Budapest. Und wir waren da und haben gesagt, wir gehen zurück.“[658]

Auch der Treck mit dem Herr A.Sch. über die österreichisch-ungarische Grenze gekommen war, wurde im Rahmen von einer Razzia in Ungarn aufgegriffen. Wie er berichtete, wurden auch sie nach ihrer Festnahme in Sopron zunächst verhört und dann in das Sammellager nach Budapest gebracht: „Wir sind irgendwie bei Sopron an der ungarischen Grenze angekommen. Da sind wir rüber, aber in der Stadt in Sopron haben

---

[657] Tóth: Rückkehr nach Ungarn 2012, 157–158.

[658] Interview J.R., 166/23–167/1.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

sie uns wieder erwischt. Dann haben sie dort uns angehört, also woher wir kommen und wo wir hinwollen. Wir hatten keinen Ausweis. Die untersuchten auch ob ich nicht schon einmal ungarischer Staatsbürger war. Ja, dann haben sie uns entlassen. Nicht entlassen, sondern nach Budapest, da war wieder ein großes Lager. Das war internationales Lager. Dort waren Deutsche, Griechische... Also alle, die mit dem Krieg etwas zu tun hatten. Die wollten jetzt alle nach Hause. Es gab auch solche, die von Deutschland nach Griechenland wollten, oder nach Jugoslawien oder solche, die von Rumänien nach Deutschland wollten. Also das war alles durcheinander. Dort war ich drei Wochen, vier Wochen.“[659] Nach einigen Wochen des Aufenthaltes im Lager, wo er leichtere Arbeiten verrichten konnte, wurde er zusammen mit anderen an die Grenze zu Österreich gebracht und hier auf freien Fuß gesetzt. Wie er berichtete, habe er sich des statushalber freiwillig nach Österreich überführen lassen: „Dass ich wieder frei bin. Dass ich das wieder probier' zurückzukommen.“[660]Anschließend hielt er sich einige Wochen in der Grenzregion zu Ungarn auf. Bei seinem zweiten Versuch illegal einzureisen gelang ihm die Rückkehr in den Heimatort.[661]

Auch nach Gründung der Volksrepublik Ungarn wurde weiter restriktiv gegen die Rückkehrenden vorgegangen. Zwar existierten nunmehr legale Möglichkeiten der Rücksiedlung nach Ungarn. Der illegale Rückstrom aber hielt weiter an. Tatsächlich wurden die Sanktionen gegen die irregulär nach Ungarn zurückkehrenden Heimatvertriebenen sogar weiter verschärft. So berichtet Ágnes Tóth in ihrer Studie über die *hazatértek* von Fällen in denen Betroffene an den Grenzposten festgehalten und in Schnellgerichtsverfahren verurteilt wurden. An den ungarischen Bezirksgerichten wurden illegale Grenzgänger unter Umständen mit mehrjährigen Haftstrafen belegt. Grundlage dieses restriktiven Vorgehens war die Annahme, dass die Rückkehrenden weiterhin als Bedrohung der inneren Sicherheit des ungarischen Staates zu betrachten waren.[662]

---

[659] Interview A.Sch., 7/25–7/27.

[660] Interview A.Sch., 8/1.

[661] Siehe auch die Interviewedition im Anhang 7.4.1.

[662] Es wird von Fällen berichtet, dass illegal nach Ungarn zurückkehrende Deutsche mit Haftstrafen von bis zu vier Jahren belegt wurden, da sie als „für die Gesellschaft außerordentliche gefährlich“ betrachtet wurden. Siehe Tóth: Rückkehr nach Ungarn 2012, 64–66.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Zu legalen Rücksiedlungen kam es nur in wenigen Fällen.[663] Zwar hatten viele heimatvertriebene Deutsche immer wieder die Auslandsvertretungen und andere behördlichen Stellen wie das Auslandsreisebüro der HVdVP in Berlin kontaktiert um die Heimkehr zu erwirken. Aber nur selten wurden die Anfragen auch positiv beschieden. Die Familie von Herr J.G. gelang es trotz der formellen Schwierigkeiten eine Rückreisegenehmigung zu bekommen. Sein Vater hatte wiederholt die ungarische Auslandsvertretung in Berlin mit dem Anliegen der Rücksiedlung nach Ungarn konfrontiert. Diese hat die Rückkehr der Familie schließlich genehmigt und in Aussicht gestellt, dass auch andere Angehörige und Bekannte die Rücksiedlung zeitnah bewilligt werde: „Es kam ein Papier 1951, da stand drauf wir dürfen heimkommen. Da stand drauf, wir hätten gar keine Sünde mehr, wir sollen doch wieder heimkommen. Da stand, dass man wir keine Schuld mehr haben. Dann ist mein Papa nach Berlin gefahren zur Botschaft und hat gefragt, was das denn jetzt ist. Dann haben die gesagt, dass die Schwaben, die aus Ungarn ausgesiedelt wurden, alle wieder heimkommen können. Die haben gesagt, alle lassen sie heim. Aber die Eltern waren doch noch hier in Ungarn. Dann hat er gesagt, dass, wenn wir das jetzt wegschmeißen das Papier, dann kommen die anderen heim, dann kriegen die ein Papier, dass sie heimkommen dürfen und wir bleiben dort in Deutschland. Wir sollen ruhig auch heimkommen, es kommen sowieso alle heim, hat er gesagt. Das war nicht wahr, da hat er gelogen. Der von der Botschaft hat gesagt, dass alle heimkommen. Da hat er aber gelogen. Das hat nicht gestimmt. Die Großeltern, dem Papa, seine Eltern, die sind 1959 heimgekommen. Die sind viel aufs Ministerium gelaufen, dass die heimkommen können.“[664]

5.12. Ankunft, Neuanfang und Konsolidierung in Ungarn

Die Wiedereingliederung der Heimgekehrten in Ungarn verlief von Fall zu Fall unterschiedlich und war wesentlich abhängig davon, welche Kontakte, Netzwerke, Kapitalien und Ressourcen den Heimgekehrten im Einzelfall in der „alten Heimat“ zu Verfügung standen bzw. welche diese nach ihrer Rückkehr mobilisieren konnten. Gerade

[663] Siehe hierzu das Kapitel 4.10. „Die deutsche Minderheit und das sozialistische Ungarn“.

[664] Interview J.G., 88/2–88/12.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

in der Anfangszeit war für die *hazatértek* ein gutes Netzwerk unabdingbar, denn als Illegale war ihr persönliches Auskommen nur durch die Hilfestellungen von den in Ungarn verbliebenen Angehörigen und Freunden möglich.[665] Den Heimgekehrten war mit dem Moment der Ausweisung jedwede Existenzgrundlage in der „alten Heimat" genommen worden. Aufgrund der rechtlichen Nicht-Anerkennung als Angehörige der deutschen Minderheit war es für sie außerdem nicht möglich einer legalen Tätigkeit nachzugehen und in irgendeiner Form gesellschaftlich zu partizipieren. Die grundlegenden ökonomischen und rechtlichen Inklusionsvoraussetzungen für eine erfolgreiche Reintegration in Ungarn waren so in der ersten Phase der Neuorientierung in der „alten Heimat" faktisch nicht gegeben.[666] Es verwundert nicht, dass auch von Fällen berichtet wurde, wonach heimgekehrte Deutsche aufgrund der Aussichtslosigkeit der von ihnen in den Heimatgemeinden vorgefundenen Situation nur wenige Tage oder Wochen nachdem sie in die Heimatorte in Ungarn zurückgekehrt waren, eine „zweite" Emigration wagten und wieder in den Westen zurücksiedelten. Die Rückkehr war so keineswegs immer dauerhaft erfolgreich.[667]

---

[665] Die frühe Reintegrationsphase ist die Basis für das weitere Leben im Herkunftsland und entscheidet wesentlich über Erfolg oder Misserfolg des Rückkehrprozesses. Siehe von Lersner: Flüchtlinge in Deutschland 2008, 55.

[666] Für die Beschreibung der Wiedereingliederung in Ungarn wurde ein Modell angewandt, das die Reintegration in das Umfeld der Herkunftsregion als einen mehrstufigen Prozess beschreibt. Demnach erfolgt der Wiedereingliederungsprozess in einer Orientierungsphase, einer Etablierungsphase und einer Konsolidierungsphase: „In verschiedenen Phasen der Reintegration sind unterschiedliche Ressourcen bedeutsam. Ökonomische Ressourcen entlasten die Rückkehrer in der ersten Orientierungsphase. Angespartes Kapital reicht jedoch nicht für die dauerhafte Sicherung des Lebensunterhaltes oder soziale Inklusion. In der Etablierungsphase sind die Nutzung erworbener Qualifikationen und die Unterstützung familiärer und freundschaftlicher Netzwerke wichtig. Diese bilden das Fundament einer erfolgreichen Konsolidierungsphase. Insbesondere Personen in schwierigen Lebenslagen, beispielsweise Rückkehrer, die eine dauerhafte medizinische oder psychologische Betreuung benötigen, müssten nach der Ausreise über die Orientierungsphase hinaus unterstützt werden." Siehe Baraulina, Tatjana: Einführung Rückkehr aus Deutschland. Zentrale Ergebnisse einer Befragung von Rückkehrern in der Türkei, Georgien und der Russischen Föderation, in: Baraulina, Tatjana; Kreienbrink, Axel (Hrsg.): Rückkehr und Reintegration. Typen und Strategien an den Beispielen Türkei, Georgien und Russische Föderation, Beiträge zu Migration und Integration 4, Nürnberg 2015, 7–82, hier 8–9.

[667] So berichtet etwa Theresia Jacobi in ihrer Studie über die heimatvertriebenen Deutschen aus Perbál in der amerikanischen Besatzungszone von einem Fall, wonach mehrere junge Männer zurück nach Ungarn gekehrt waren, sich dann aber doch für eine Rückkehr in den Westen entschieden. Für eine dauerhafte Rückkehr nach Ungarn ist für die hessische Gemeinde Burgwald-Ernsthausen, in der Jacobi ihre Studie durchführte, nur ein Fall bekannt. Siehe dazu Jacobi: „Wir gehören jetzt schon hierher 1996, 119.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Für viele Rückgekehrte war die Anfangsphase in Ungarn ein massiver Schock und ein dauerhafter Verbleib in der „alten Heimat“ stand offen. Die Betroffenen hatten das Umfeld der „alten Heimat“ zu einem Zeitpunkt verlassen, zu dem sie kaum existenzielle Sorgen hatten. Auch wenn sie es zuvor bereits ahnten, so stellten die *hazatértek* erst nach ihrer Ankunft in den Heimatgemeinden fest, dass sich die Realitäten in den Gemeinden grundlegend geändert hatten. Die Situation in Ungarn widersprach dabei gänzlich ihren vorab gestellten Erwartungen. Viele Befragte betonten im Zusammenhang mit ihrer Wiederankunft in Ungarn deshalb, dass sie existentiell vor dem Nichts gestanden haben: „Wie wir daheim waren, das Feld war alles weg. Da war nichts mehr von allem“, erinnerte sich Frau E.M. an die Anfangszeit in Ungarn.[668]

Der Neuanfang stellte die Ankömmlinge zunächst vor zahlreiche praktische Probleme. In die Häuser und Höfe, in denen sie zuvor gelebt hatten, konnten sie nicht zurückkehren, da diese längst an ungarische Flüchtlinge und Vertriebene aus den Nachbarländern überschrieben worden waren. Viele dieser Siedler waren im Rahmen des tschechoslowakisch-ungarischen Bevölkerungsaustauschs selbst als Vertriebene ins Land gekommen. Aus diesem Grund versuchten die Heimgekehrten bei in Ungarn verbliebenen Angehörigen in Weingärten und Werkstätten unterzukommen. In der Anfangszeit wurden die Wiederankömmlinge von Verwandten und Freunden mit Lebensmitteln und Kleidung versorgt und arbeiteten als Ernte- oder Bauhelfer bei örtlichen Bauern und Handwerkern. In den Erinnerungen wird immer wieder betont, dass sie als Rückkehrer aus dem engeren Umfeld der Gemeinde auf großes Entgegenkommen gestoßen seien. Auch von Seiten der ungarischen Flüchtlinge haben die Betroffenen immer wieder Solidarität erfahren, wie in den Lebensgeschichten berichtet wird. So erinnerte Frau B.P., dass ihre Familie nach der Rückkehr 1948 zunächst in einem Weinkeller untergekommen war, den auch ihr Vater vor der Aussiedlung bewirtschaftet hatte. Die Familie verbrachte hier die Sommermonate: „Nach gut eineinhalb Jahren sind wir heim. Und dann haben wir uns gefragt, wo wir jetzt hingehen. Da am Hang, wo die Weingärtnerei ist, da war mein Urgroßvater sein Keller. Den hat meine Großmutter ihre Schwester, die hat auf den aufgepasst. Und dort haben wir dann den Sommer gelebt.“[669]

[668] Interview E.Z., 37/9.

[669] Interview B.P., 112/12–112/14.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Zum Wintereinbruch stellte ihnen die aus slowakischem Gebiet vertriebene ungarische Familie, die seit ihrer Aussiedlung auf dem Hof der Familie gelebt hatte, ein Nebengebäude zu Verfügung: „Dort waren noch drei Ungarn von der Tschechei: eine Frau, ein Mann und ein Junge, der war aber auch schon über 20 und dahinter ist dann unser Haus gestanden. Dann ist einer hin und hat gefragt, ob wir nur da schlafen dürfen, dass im Winter da keiner verfriert. Und dann sind sie rumgekommen (–) und wie der gekommen ist, der hat gleich gesagt, ja, ihr könnt da rein, das kriegen wir.“[670] Auch Herr F.A. erinnerte sich, dass seine Familie nach der Rücksiedlung zunächst in einem Nachbarort bei Verwandten untergekommen war, die nicht ausgesiedelt worden waren. Diese familiären Kontakte waren grundlegend für einen erfolgreichen Neuanfang in der „alten Heimat“: „Wir hatten doch Verwandte hier. Da sind wir erst zu Verwandten gegangen. Meine Tante und meine Großmutter waren nicht ausgeliefert. Dann sind wir alle erst dorthin gegangen und so haben wir das dann gemacht.“[671]

Tatsächlich gestaltete sich die Situation der deutschen Minderheit in Ungarn bis in die 1950er Jahre hinein schwierig. Der Aufenthalt in Ungarn war für sie illegal und die Rückkehrer waren über Jahre hinweg der Gefahr einer Verhaftung oder Ausweisung ausgesetzt. Wie aus den Erinnerungen hervorgeht, wurde der illegale Aufenthalt in den Heimatgemeinden aber zumeist geduldet. Die Rückkehrer bewegten sich in einem schon vor der Aussiedlung vorhandenen sozialen Umfeld und kannten die Menschen im Ort, die sie versorgten. Auch die lokalen Behörden duldeten die sich illegal im Land aufhaltenden Heimgekehrten und zogen häufig keine strafrechtliche Verfolgung in Betracht. So berichtete Herr A.Sch., dass er nach seiner Rückkehr längere Zeit von den Behörden als Rücksiedler geduldet bei Verwandten leben konnte. Die schon vor der Aussiedlung vorhandenen Kontakte zu einem der örtlichen Polizisten waren ihm dabei hilfreich: „Die Leute haben mich hier eben gekannt. Und die Polizei, die wusste nicht, dass ich ausgewiesen war. Einer wusste was, der hat aber nichts gesagt. Und ich bin ja zur Polizei gegangen und hab gesagt, wenn sie mich raushaben wollen, dann schickt mich raus. Ansonsten sollen sie mir die Staatsbürgerschaft geben.“[672] Herr A.St. erinnerte, dass er

[670] Interview B.P., 112/14–112/18.

[671] Interview F.A., 42/25–42/28.

[672] Interview A.Sch., 8/25–8/31.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

nach seiner Rückkehr in den Heimatort im Zuge einer nächtlichen Razzia von der lokalen Polizeibehörde aufgegriffen worden war. Nach seiner Anhörung wurde er auf freien Fuß gesetzt, auch weil die Beamten schon vor den Vertreibungen persönliche Kontakte zu seiner Familie gehabt hatten: „Als wir nach Hause gekommen sind, haben die Leute hier schon gewusst, dass wir nach Hause kommen – auch die Polizei. Die sind dann gekommen. Ein, zwei Tage war ich zu Hause. Dann haben sie mich mitgenommen. Das war abends, wo sie gekommen sind – zwölf oder ein Uhr. Ich habe sie nicht gesehen, weil ich ja geschlafen habe. Die Schwester war nicht da, die war woanders. Und mein Vater, der hatte eine gute Verbindung mit der Polizei gehabt. Der hat auch den Bürgermeister gekannt, obwohl sie uns rausgeschmissen haben. Den haben wir halt gekannt. Die Polizei hat mich dann mitgenommen, aber ich kam gleich wieder zurück.“[673]

Wie bereits angedeutet, war es eine gängige Praxis, dass die polizeibekannten Heimgekehrten in den Ankunftsgemeinden regelmäßig bei den polizeilichen Stellen vor Ort zu erscheinen hatten, um sich dort zu melden. In den Lebensgeschichten wird dieser Umstand sehr häufig erinnert, wohl auch deshalb, weil die Betroffenen in der Annahme zurückgekehrt waren, die Vertreibungen seien illegitim gewesen und sie sich selbst keines Vergehens oder Verbrechens schuldig befanden. Die wöchentlichen polizeilichen Vorladungen offenbarten ihnen aber deutlich, dass sie weiterhin als „Vaterlandsverräter“ und „Kriegsverbrecher“ kriminalisiert waren. So erinnerte sich etwa Herr G.A.: „Und es hat nicht lang gedauert, da haben wir hier Arbeit gekriegt da im Dorf. Aber alle Wochen haben wir müssen gehen da auf Magyarbóly. Da haben wir hinmüssen, da sind wir zu Fuß, da war die Polizei. Da haben wir uns müssen melden, weil wir sind Kriegsverbrecher. Alle Woche hingehen und melden, dass wir noch da sind, dass wir nicht was gemacht haben. So, so war die Welt noch.“[674] Ab Anfang der 1950er Jahre wurde dieses Verfahren fallengelassen, nachdem die Deutschen in Ungarn rechtlich rehabilitiert worden waren. So berichtete Herr F.A.: „Als wir zurückgekommen sind, haben wir uns alle Sonntag bei der Polizei melden müssen. Immer wieder, drei oder vier Monate lang. Dann haben sie gesagt, na gut.“[675] Auch Frau E.Z. aus Vémend erinnerte sich, dass sie als

673 Interview A.St., 72/10–72/17.

674 Interview G.A., 124/19–124/23.

675 Interview F.A., 42/32–43/1.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Heimgekehrte zwar geduldet waren, ihr rechtlicher Status aber zunächst ungeklärt war: „Und jeden Sonntag in der Früh haben wir auf Vémend gemusst zu der Polizei und haben uns müssen melden. Das war eine kurze Zeit, da ist das gegangen so. Weiß ich nicht, auf einmal ist das verschwunden. Da haben sie gesagt, wir sollen gehen, machen was wir wollen. Dann war das vorbei.“[676]

Die Grundvoraussetzung für die Re-Etablierung der *hazatértek* in Ungarn war die Wiederanerkennung ihrer ungarischen Staatsbürgerschaft, was durch das Gesetz Nr. 84/1950 seit Frühjahr 1950 möglich wurde.[677] Bis zu diesem Zeitpunkt besaßen die Heimgekehrten weder eine offizielle Aufenthaltsgenehmigung noch eine Arbeitserlaubnis. Diese aber waren maßgeblich für die erfolgreiche Wiedereingliederung der Heimgekehrten in das Arbeitsleben und in die ungarische Gesellschaft. Tatsächlich erfolgten die Anerkennungen meist nur wenige Wochen und Monate nach Veröffentlichung der oben genannten Verordnung. Die Betroffenen konnten nun legalen Tätigkeiten nachgehen und formell gleichberechtigt in der Gesellschaft partizipieren. In der Folge setzte eine rasche soziale Reintegration in die Heimatgemeinden ein. So berichtete Herr A.Sch., dass er schon bald nach seiner Anerkennung beruflichen Anschluss fand und somit die Grundlage für den Wiederaufbau einer Existenz in Ungarn gesetzt war. Nach seiner Rückkehr war er zunächst nur geduldet und hatte sich mit Hilfsarbeiten einige Monate lang durchgeschlagen. Zudem musste er in der ersten Zeit nach seiner Rückkehr regelmäßig bei den lokalen Behörden vorstellig werden. Da er in Ungarn zunächst keine Perspektiven sah, hatte er sich gar überlegt, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Die Anerkennung der ungarischen Staatsbürgerschaft aber eröffnete schließlich doch eine Lebensperspektive in Ungarn. Schon bald fand er eine feste Lehrstelle als Elektriker und diente nach Abschluss seiner Ausbildung sogar in der ungarischen Binnenmarine: „Am 8. Dezember, das war Feiertag, da bin ich wieder hier angekommen, hier in Baja bei meinen Eltern. Das erste war, ich hatte keinen Ausweis. Gar nichts. Gearbeitet hab ich in den Weinbergen und bei meinem Vater als Tagelöhner. Und im Frühjahr, also März oder April, hab ich mir gedacht, ich geh zurück nach Deutschland. Ich hatte kein Papier. Ich bin dann irgendwann zu Polizei und hab gesagt,

[676] Interview S.T., 100/1–100/3.

[677] Siehe das Kapitel 4.10. „Die deutsche Minderheit und das sozialistische Ungarn“.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

ich bin ausgewiesen worden. Aber mein Elternhaus ist hier in Baja. Sie haben mich ausgefragt über hier und da. Dann haben sie gesagt, ich soll in drei Wochen wiederkommen. Das hat sich wiederholt ungefähr dreimal oder viermal und dann haben sie gesagt: 'Also gut, du bekommst einen Ausweis. Du hast wieder die ungarische Staatsbürgerschaft.' Dann dauerte es nicht lang, dann hab ich als Lehrling Elektriker- und Wasserleitungsmonteur gelernt. Aber gleichzeitig bin ich schon untersucht worden, ob ich nicht krank bin für das Militär und bin dann drei Jahre als Soldat zur Flussmarine."[678] Nach der Wiedereinbürgerung in Ungarn fanden viele Heimgekehrte Arbeit in den sozialistischen Staatsgütern und LPG´s, die sich schon bald nach der Machtübernahme der MDP zu etablieren begannen.[679] In den Gemeinden wurden bereits seit Mitte der 1940er Jahre landwirtschaftliche Flächen und Viehwirtschaften zusammengelegt und die Produktionsmittel und Arbeitsgeräte konzentriert.[680] Viele Betroffene berichteten davon, dass die landwirtschaftlichen Geräte, Werkzeuge und Nutztiere, die vor den Vertreibungen noch im Besitz der Familie waren, im Zuge der Kollektivierung an die LPGs und Staatsgüter überschrieben worden waren. Aber auch wenn durch die Kollektivierung unter Umständen auch das ehemalige Eigentum der Familie in Besitz des Staates und der Genossenschaften übergegangen war, wurden diese von den Betroffenen nicht zwangsläufig als kommunistisch-verwerflich betrachtet. Da die Betroffenen durch die Enteignungen ohnehin all ihr Vermögen verloren hatte, boten die LPG´s und

678 Interview A.Sch., 8/5–8/18.

679 Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft (LPG, ung. Mezőgazdasági Termelőszövetkezet/ MGTSZ).

680 Durch die Verordnung Nr. 8000/1948, die im August 1948 erlassen wurde, waren die rechtlichen Voraussetzungen zur Gründung der LPGs geschaffen worden. In der Verordnung waren drei verschiedene Typen von LPGs vorgesehen. Die LPG-Typen I und II waren „im Grunde genommen Produktionsgruppen, lose Zusammenschlüsse der Bauern, bei denen die individuellen Anbaupläne der einzelnen Mitglieder in einem gemeinsamen Wirtschaftsplan koordiniert wurden", wie Thomas Schneider herausstellt. Landflächen wurden dabei kollektiviert und gingen staatliches Eigentum über, nicht aber – zumindest bis zu einem bestimmten Grad – Landmaschinen, Ackergerät und Vieh. Typ III orientierte sich an dem Vorbild der sowjetischen Kolchosen, die kaum Selbstverfügung und individuelle Handlungsspielräume vorsahen. In den Jahren bis 1951 wurden vorwiegend Produktionsgruppen im Sinne der LPG-Typen I und II aufgebaut. Seit 1951 wurden kaum noch LPGs der Typen I und II zugelassen. Siehe das Kapitel „Die erste Kollektivierungsphase der ungarischen Landwirtschaft", in Schneider, Thomas: Landwirtschaft in Hajós. Agrarhistorie und sozialer Wandel in einem ungarndeutschen Dorf, Studien zur Volkskultur 27, Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz e.V., Mainz 2000, 186–189. Siehe auch die Ausarbeitung über den Verlauf der Kollektivierung in der Gemeinde Mesterszállás in Thelen, Tatjana: Privatisierung und soziale Ungleichheit in der osteuropäischen Landwirtschaft. Zwei Fallstudien aus Ungarn und Rumänien, Frankfurt 2003, 140–165.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Staatsgüter für sie eher die Grundlage der Wiedererstehung ihrer Existenz in Ungarn.[681] Gerade die Arbeit im Staatsgut war für sie attraktiv, da hier regelmäßige Unterhaltszahlungen zu erwarten waren.[682] Tatsächlich machten einige der Gesprächspartner in den Folgejahren regelrechte Karrieren in den sozialistischen Staatsgütern, Behörden und Genossenschaften, nicht zuletzt auch weil der berufliche Aufstieg ihnen eine soziale Integration ermöglichte. So wird in den Erzählungen der Faktor Arbeit als wesentliche Kriterium für das Gelingen ihrer sozialen Re-Etablierung in Ungarn benannt. Die rechtliche Anerkennung war hierfür die Voraussetzung, denn erst durch die staatsbürgerliche Anerkennung begann für die *hazatértek* der Prozess der Konsolidierung in der „alten Heimat":[683] „Dann haben wir von vorne angefangen zu arbeiten, dass man was zu essen hat, dann haben wir uns Viech angeschafft und so wieder stark auf die Füße gestellt. Das war unser Schicksal.", erinnerte sich Herr S.T. über den Verlauf der Wiedereingliederung in Ungarn.[684]

Für viele Heimgekehrte war es prioritäres Ziel, die Häuser und Höfe, die im Zuge ihrer Enteignung verstaatlicht und vielerorts an ungarische Flüchtlinge übergeben worden waren, zurückzukaufen. Tatsächlich gelang dies vielen auch relativ rasch. Bereits Mitte der 1950er Jahre konnten viele der *hazatértek* in ihre Eltern- und Geburtshäuser zurückziehen. Dies wird von den Betroffenen als eine wesentliche Errungenschaft ihrer Rückkehrgeschichte wahrgenommen, da mit dem Moment der Wiedererlangung ihrer Eltern- und Geburtshäuser ein Stück weit „alte Heimat" wiederhergestellt werden konnte. Der Rückkauf hatte für sie so in erster Linie eine symbolische Bedeutung. Gleichzeitig wird in den Erinnerungen aber auch darauf hingewiesen, dass der Wiedererwerb ihnen ein weiteres Mal offenbarte, welch große Ungerechtigkeit ihnen durch die *kitelepítés* wiederfahren war. Weiterhin gingen sie davon aus, dass ihnen Haus und Hof willkürlich entzogen worden waren und dass die Enteignungen jedweder rechtlichen Grundlage entbehrten. Hinzu kam, dass der Erwerbspreis meist deutlich teurer war als der eigentliche

681 Siehe Schwedt: Zur Veränderungsgeschichte dörflicher Geselligkeit 1990, 29 f.

682 In den LPGs hingegen erfolgte die Entlohnung zu einem großen Teil in Naturalien. Siehe Schneider: Landwirtschaft in Hajós 2003, 200.

683 Statt dem „value of soil" wurden „Bildung und beruflicher Aufstieg" für viele Ungarndeutsche zu wesentlichen Anzeigern des sozialen Status, wie Schwedt herausstellte. Ebd., 32.

684 Interview S.T., 101/5–101/4.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Objektwert. Die *hazatértek* aber betrachteten den Rückkauf als Schlüssel zu ihrer erfolgreichen Re-Etablierung in Ungarn, so dass sie die große finanzielle Belastung des Rückkaufs dennoch auf sich nahmen. So kam Frau B.P., der es Ende der 1950er Jahre gelang das Haus ihrer Familie für einen Preis von 40.000 Ft zurückkaufen, zu dem Fazit: „Um 58er haben wir's zurückgekauft – ja das war unser Leben – weggenommen, zurückgekauft.“[685] Auch der Familie von Frau E.Z. aus Vémend gelang es, nach einigen Jahren das ehemalige Wohnhaus ihrer Familie zurückzukaufen. Ihr Elternhaus war öffentlich zum Verkauf freigestellt worden. Erst nach eingehenden Verhandlungen gelang es ihnen, einen Preis auszuhandeln, den sie mit Unterstützung von Bekannten finanzieren konnten: „Dann ist er gekommen der Bürgermeister von hier und hat gesagt zu meinem Vater, wir sollen hinkommen, sie wollen das Haus verkaufen. Ja, 1956 wer hatte da schon Geld? Da hat er gesagt zu meinem Vater: '85.000 Ft'. 85.000 Ft im Jahr 1956, so viel Geld. Woher? Wir hatten kein Geld. Wenn sie es nicht billiger hergeben, dann wollen wir es nicht. (–) Dann sind wir wieder heim. Der eine Tag, der zweite Tag, dann ist mein Mann hingegangen und hat gesagt: 'Ja, was wollt ihr für das Haus jetzt? Jetzt lasst doch ein wenig nach. Wieviel würdet ihr denn nachlassen? Wieviel? Wir können das nicht zahlen, wir haben kein Geld.' Dann hat er gesagt: '68.000.' Das war immer noch zu viel für unser Haus. Dann haben Freunde noch 3.000 hergegeben. (–) Das Geld wurde dann immer abgezogen.“[686] Und auch Herr S.T. berichtete, dass es ihm gelang sein Elternhaus zurückzukaufen. Der Rückkauf stehe sinnbildlich für die Schicksalserfahrung seiner Familie: „Im 1952er Jahr, dann haben sie gesagt, wir können das so ratenweise abzahlen. Das mussten wir nicht auf einmal zahlen. Das war ziemlich teuer geschätzt. Dann haben wir das dem Staat bezahlt. Und weil wir uns wieder mit Viech beschäftigt haben, dann haben wir von dem Viech uns ein wenig Geld gemacht und dann haben wir das auf einmal ausgezahlt. (–) Und dann war das Haus wieder uns. So war unser Schicksal.“[687]

In die durch die Vertreibungen leerstehenden Häuser und Höfe wurden in vielen Fällen ungarische Flüchtlinge aus den Nachbarländern einquartiert. Das Verhältnis der

685 Interview B.P., 113/16–113/17.

686 Interview E.Z., 37/30–38/2.

687 Interview S.T., 101/8–101/13.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Heimgekehrten mit den nun in ihren ehemaligen Häusern und Höfen lebenden Siedlern war zwar von vornherein durch die Ansiedlungs- und Umverteilungspraxis in Ungarn vorbelastet. [688] Dennoch werden die Kontakte zu den Siedlern „aus der Tschechei“ und anderen Regionen in den Erinnerungen nicht zwangsläufig negativ beurteilt. Abhängig war dies offenbar davon, wie die angesiedelten Familien mit dem ehemaligen Eigentum der Familien umgingen. In den Erinnerungen erscheinen hierzu deshalb gegensätzliche Narrative. Herr S.L. etwa berichtete, dass er nach seiner Rückkehr nach Lippó ein gutes Verhältnis zu der nun in seinem Elternhaus lebenden Familie pflegte. Immer wieder habe er ihrerseits Unterstützung und Hilfestellung erfahren. Auch beim späteren Rückkauf des Hauses habe man gut kooperiert. Gleichzeitig machte er deutlich, dass die angesiedelte Familie den staatlichen Maßnahmen der Umverteilung und des Bevölkerungsaustausches ebenso ausgeliefert war wie er selbst und ihr deshalb keine Schuld zugesprochen werden könne: „Die konnten ja auch nichts dafür. Von der Tschechei sind sie daher gesiedelt worden und sie haben das Haus gekriegt, das war leer. Und es hieß, wir sind in Deutschland. Die haben sie hierher ausgesiedelt und dann hat man gesagt, sie können da reinziehen.“[689] Im Weiteren betonte er: „Wir waren gut miteinander, die was in unser Haus sind gekommen. Die waren ja auch nicht schuld, die was daher sind gekommen. Die haben sie von dort weggeliefert. Und was soll ich machen... das war halt so. Viele Leute, die hatten Streit miteinander. Aber mein Vater war nicht so, der hat gewusst, die sind ja nicht schuld, dass sie her sind gekommen in unser Haus.“[690] In anderen Erinnerungserzählungen wird das Verhältnis zu den nun in den Häusern und Wohnungen der heimatvertriebenen Deutschen lebenden Familien hingegen negativ geschildert. So berichteten die Befragten in vielen Fällen davon, dass die angesiedelten Familien mit dem ehemaligen Eigentum der Familie schlecht umgegangen seien. So wurde häufig darauf hingewiesen, die angesiedelten Familien hätten kaum landwirtschaftliche Kenntnisse gehabt und deshalb die von ihnen als funktionierend betrachteten landwirtschaftlichen Betriebe nicht ausreichend bewirtschaften können. In einigen Fällen wurde den

[688] Siehe Dövény; Szala: Die Auswirkungen der dem Zweiten Weltkrieg folgenden Migrationen auf die lokalen Gemeinschaften Süd-Transdanubiens 2011, 212. Vgl. außerdem Tóth: „Wir waren noch nicht einmal fort, da waren schon andere hier” 2009.

[689] Interview S.L., 141/27–141/29.

[690] Interview S.L., 145/26–145/28.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

angesiedelten Familien auch Mutwilligkeit nachgesagt und betont, dass die Ankömmlinge die Vermögenszuteilung ausgenutzt hätten, indem sie die ihnen zugesprochenen Häuser, Höfe und Landwirtschaften zugrunde wirtschafteten und allmählich verwahrlosen ließen. Diese Erfahrung traf die Betroffenen besonders schwer, da sie verfolgen mussten, wie die (symbolische) Existenz der eigenen Familie in den Gemeinden schrittweise zerstört wurde. So berichtete Herr R.J. aus Villanykövesd: „Die waren gekommen von Debrecen und von der rumänischen Grenze, die haben sie da in unser Haus reingetan. Die hatten sieben oder acht Kinder. Und wie ich die Kinder gesehen hab in meinem Gewandt, da hab ich sie gut gekloppt. Da sind die Eltern gekommen, die haben wieder mich gekloppt. Die Schweine waren im Stall, die Rindviecher und die Pferde, alles war dort. Nur uns haben sie rausgehauen und die kommen dann daher und leben hier weiter. Solange das war, solange ist das gegangen. Solche, die was hier gewohnt haben und von Debrecen sind hergekommen, so ungarische *telepes* waren das. Die kamen von dort von Debrecen und von dieser Seite. Da war große Not auch, viele Kinder hatten sie. Es waren Ungarn, die haben sie in die schwäbischen Häuser reingetan die Kommunisten.“[691] Im Weiteren erinnerte er: „Die haben alles kaputt gemacht, die haben gelebt von heute bis morgen, so haben die gelebt. Die haben hier nichts müssen machen, das war ja schon alles fertig. So wie wenn ich sag, jetzt setz dich zu uns an den Tisch und ess und trink von allem, was du magst. Als die alles von uns aufgefressen haben, dann sind die weitergegangen und sind an einen anderen Platz.“[692]

Nicht immer gelang es den Betroffenen in die Elternhäuser zurückzukehren. So waren einige Heimgekehrte in Nachbargemeinden, in die Städte oder aufgrund von Heirat und Familiengründung in eigene Häuser und Wohnungen gezogen.[693] Dennoch wurde deutlich, dass die Rückkehr in die Häuser und Höfe, die sie vor den Aussiedlungen bewohnt hatten, für die Heimgekehrten von Beginn an eine wesentliche Zielsetzung ihrer

[691] Interview R.J., 168/7–168/15.

[692] Interview R.J., 168/26–168/28.

[693] Herr G.J. etwa berichtete, dass er nach noch bevor er die Möglichkeit sah sein Elternhaus zurückzukaufen, selbst bereits ein Haus gebaut hatte: „Wie wir sind nach Hause gekommen, wir hatten ja gar nichts. Da war ja gar kein Geld, nichts mehr. Und die Tschechen die sind ja nicht fortgegangen. (–) Da hatten wir schon ein Haus gekauft, wie die sind fort. Und wir hatten schon angefangen da zu bauen, ich weiß es nicht, da sind die erst fortgegangen. Da hatten wir schon ein anderes gebaut und ein anderes Haus gekauft und da wollten wir es nicht mehr das zurückhaben.“ Interview G.J., 191/15–191/19.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Heimkehr war und dies von ihnen meist als Schlüssel zu ihrer erfolgreichen Re-Etablierung in Ungarn wahrgenommen wird.

Im Laufe der 1950er Jahre hatte sich für die Heimgekehrten die Situation in den Gemeinden normalisiert und es war den Betroffenen gelungen im Umfeld der Herkunftsgemeinden oder in der unmittelbaren Nähe eine weitgehend gesicherte Existenz aufzubauen. Zwar war der Neuanfang aus ihrer Sicht beschwerlich und nur durch große Anstrengungen möglich. Dennoch gelang vielen der *hazatértek* in den Folgejahren innerhalb der Gemeinden ein rascher materieller und sozioökonomischer Aufstieg. Arbeitsamkeit und Beharrlichkeit gelten in den Erinnerungen dabei als persönliche Grundvoraussetzungen dafür, dass die Rückkehr auch dauerhaft gelingen konnte. Gleichzeitig dient der Hinweis darauf, dass es trotz der prekären Ausgangslage gelang eine gesicherte materielle Lebensgrundlage in den Heimatgemeinden aufzubauen als wesentlicher Anzeiger für ihre erfolgreiche Konsolidierung in Ungarn. So berichtete Herr G.A.: „Da haben wir viel müssen arbeiten, meine Frau auch. Und mein Auto, war das erste Auto da im Dorf. Ein Trabant. Wir hatten einen Trabant, haben wir gekauft. Im Dorf war kein Auto noch. Da sind wir schon gekommen mit dem Auto.“[694]

5.13. Lebenswelten im sozialistischen Ungarn

Wie bereits ausgeführt,[695] oblagen Angehörige der deutschen Minderheit trotz der formalrechtlichen Anerkennung durch die Verfassung aufgrund ihrer Herkunft weiterhin Diskriminierungen und Anfeindungen seitens der Behörden und der ungarischen Mehrheitsbevölkerung. Dabei handelte es sich seit Anfang der 1950er Jahre nicht zuvorderst um eine politisch-statusrechtliche Benachteiligung, sondern vor allem eine gesellschaftlich-soziale Diskriminierung, die sich in weiten Teilen der ungarischen Gesellschaft nach wie vor auf die pauschalierende Annahme stütze, dass Deutsche kollektiv Schuld an Krieg und Kriegsverbrechen gewesen seien. Diejenigen, „... die deutsche Nationalität oder Sprache hatten oder einen deutschen Namen hatten, die waren alle verdächtig“, erinnerte etwa Herr A.Sch., der im August 1947 in die sowjetische Zone

694 Interview G.A., 129/17–129/19.

695 Siehe das Kapitel 4.10. „Die deutsche Minderheit und das sozialistische Ungarn“.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

evakuiert wurde und bereits im November desselben Jahres auf eigene Faust nach Ungarn zurückgekehrt war.[696] Ihre deutsche Herkunft benachteiligte die Betroffenen gerade in den Anfangsjahren nach ihrer Rückkehr in vielen Lebensbereichen, etwa bei der Arbeits- und Wohnungssuche. So erinnerten auch andere Interviewpartner, dass sie nach ihrer Rücksiedlung immer wieder gesellschaftliche Marginalisierung und Ausgrenzung aufgrund ihrer deutschen Herkunft erfahren hatten: „Damals war es nicht gut, Deutscher zu sein – lange nicht“,[697] meinte Herr A.St., der aus der Gemeinde Györköny vertrieben worden war. Wie er im weiteren Verlauf des Gesprächs berichtete, war es gerade bei der Bewerbung um öffentliche Ämter und Anstellungen oder bei der Immatrikulation an den Hochschulen und Universitäten des Landes kaum möglich eine deutsche Herkunft anzugeben, da sonst von einer Ablehnung auszugehen war. In vielen Bereichen des öffentlichen und alltäglichen Lebens waren Deutsche in Ungarn strukturell benachteiligt und vermieden deshalb immer häufiger sich in alltäglichen Situationen zu einer deutschen Herkunft und zur deutschen Sprache zu bekennen: „Na ja, wir konnten schon deutsch sprechen. Nur nicht draußen oder in der Mittelschule. In der Universität habe ich Volkswirtschaft studiert. Ich habe da nicht einmal geschrieben, dass ich deutsch war. Das hat man einfach nicht sagen können.“[698] Auch in weiteren Gesprächen wurde betont, dass es nach der Rücksiedlung in die „alte Heimat“ lediglich noch im familiären oder im engen sozialen Umfeld gestattet war „deutsch“, „ungarndeutsch“ oder „schwäbisch“ zu sein. Im Zuge der anhaltenden gesellschaftlichen Marginalisierungen konnten von den Betroffenen sogleich kaum mehr kulturelle Elemente des Deutsch-seins in Ungarn aufrechterhalten werden. Die traditionell ungarndeutschen Festveranstaltungen wie die Kirchweih oder das Schlachtfest wurden nach der Rückkehr weitgehend fallengelassen. Und auch die „schwäbische“ Dialektsprache war schon bald aus dem Alltagsgebrauch verschwunden. Deutsch wurde von vielen Heimgekehrten mit dem Moment der Rückkehr meist nur noch innerhalb des engeren Familien- und Bekanntenkreises gesprochen. Auch weil viele der Heimgekehrten später ungarische Partner heirateten und das alltägliche Leben im Umfeld der Familie sich deshalb nunmehr vorrangig auf Ungarisch abspielte,

696 Interview Herr A.Sch., 2/20–2/21.

697 Interview A.St., 73/4.

698 Interview A.St., 73/2–73/4.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

stellte sich in den Rückkehrer-Familien im Laufe der Jahrzehnte häufig ein deutlicher Sprachverlust ein.[699] So berichtete Herr F.A., der eine Ungarin geheiratet hatte, die nur wenig deutsch spricht, dass auch in seiner Familie schon bald kaum mehr deutsch gesprochen wurde: „Na ja, aber das geht schon schlecht mit der deutschen Sprache. Mit niemanden kann man mehr sprechen. Schon mit meinen Kindern konnte ich kein Deutsch mehr sprechen, die können kein Wort Deutsch. Nur mit meiner Frau. Wenn wir mal abgeschlossen sind, dann ist es rum. Dann sind keine Deutschen mehr hier. In diesem Dorf gibt es vielleicht noch acht oder neun Familien und lauter so Alte wie ich, die Jungen können das nicht mehr. Es wird schon lang nicht mehr deutsch gesprochen. Die Ortsnamen sind jetzt ja vielerorts zweisprachig. Deutsche Namen liest man auch viele. Namen gibt's sehr viele, aber Deutsch können die nicht mehr sprechen."[700]

Die Lebenswelten in der „alten Heimat" hatten sich nach der Rücksiedlung der *hazatértek* maßgeblich verändert. Der gesellschaftliche und soziale Wandel in Ungarn, der sich nunmehr unter den Vorzeichen des Sozialismus vollzog, machte sich für die Heimgekehrten in allen Lebensbereichen bemerkbar. So hatten in den Gemeinden, die für sie stets wesentlicher sozialer Bezugsrahmen gewesen waren, die Maßnahmen der sozialistischen Regierung nicht nur die Besitz- und Vermögensverhältnisse verändert, sondern gleichsam auch die traditionellen sozialen Hierarchien. Durch die Kollektivierung, die Enteignungen und die Neuverteilungen wurde eine neue sozialistische Gesellschaftsordnung etabliert, in deren Folge auch neue soziale Strukturen geschaffen wurden.[701] Die Heimgekehrten hatten im Zuge dessen ihre soziale Rolle in den Dorfgemeinschaften verloren. Während Besitzstand und Vermögen für die Deutschen in Ungarn stets als wesentliche Anzeiger für den sozialen Status des Einzelnen innerhalb der Gemeinde galten, waren diese Indikatoren für sie im Sozialismus kaum mehr praktikabel, zumal all ihr Vermögen im Zuge der Vertreibungen

699 Über die Verwendung der Sprache und über das Heiratsverhalten der Heimgekehrten siehe auch Punkt 3.9. „Lebensgeschichtliche und soziographische Merkmale der Heimkehr".

700 Interview F.A., 44/32–45/6.

701 Schon Edit Fél und Tamás Hofer prognostizierten in ihrer Studie über das ungarische Dorf Átány aus dem Jahr 1951, dass die Kollektivierung und der Aufbau der LPG-Wirtschaft in den Gemeinden zu grundlegenden Änderungen der dörflich und bäuerlich geprägten Lebenswelt sorgen würden. Siehe Fél, Edit; Hofer, Tamás: Bäuerliche Denkweise in Wirtschaft und Haushalt. Eine ethnographische Untersuchung über das ungarische Dorf Atány, Veröffentlichungen des Instituts für mitteleuropäische Volksforschung 7, Göttingen 1972, 17.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

abhandengekommen war.[702] Ihr Ansehen in den Gemeinden beruhte zuvor wesentlich auf ihrem soziökonomischen Status. Durch die Vertreibungen hatten sich dieses Selbstverständnis verkehrt. So betonte etwa Frau E.M., dass sie nach ihrer Rückkehr schon bald feststellen musste, dass die soziale Rolle, die sie als Tochter eines wohlhabenden Bauern in der Gemeinde stets gehabt hatte, nunmehr obsolet geworden war: „Naja, die hat keine Schule, die haben kein Haus mehr, die haben kein Feld mehr, keine Güter mehr. So eine brauchst du nicht heiraten."[703]

Durch die Kollektivierung und die Neuverteilungen im Sozialismus wurden auch die landwirtschaftlich geprägten dörflichen und kleinräumigen Strukturen der Heimatgemeinden aufgebrochen. Die Möglichkeiten wieder in die noch vor den Vertreibungen aus Ungarn ausgeübten Tätigkeiten einzusteigen, waren in der Folge kaum mehr gegeben. Viele der heimgekehrten Deutschen, die noch vor ihrer Vertreibung meist im landwirtschaftlichen Bereich gearbeitet hatten, mussten sich nach ihrer Heimkehr beruflich neu orientieren. Nur Wenigen gelang es in die zuvor ausgeübten Berufe zurückzukehren. Dabei wurden häufig auch Tätigkeiten in der Industrie oder im Handwerk angenommen. Die Arbeitsorte waren in vielen Fällen nicht mittelbar im Ort der Herkunft, sondern im weiteren Umfeld der Gemeinden. Für die *hazatértek* und die im Land verbliebenen Deutschen ging somit im Zuge ihrer Wiedereingliederung ein Verlust der traditionellen Lebensorientierung einher, die bis zum Zeitpunkt der Vertreibungen wesentlich auf den Heimatort fixiert war. Die traditionelle „Dorforientierung" wurde zunehmend durch eine „Außenorientierung" abgelöst, wie auch Herbert Schwedt in seiner Studie über die Gemeinde Nemesnádudvar festgestellt hatte. Für die Ungarndeutschen waren deshalb vor allem Elemente wie Fleiß und die Bereitschaft sich tatkräftig in die Gemeinschaft einzufügen zu universellen Werten gewachsen.[704]

Nicht zuletzt hatten sich auch die ethnischen Strukturen in den Gemeinden grundsätzlich gewandelt. Vielerorts kam es im Zuge der Vertreibungen, der Binnenmigrationen und der Bevölkerungstransfers zu einem regelrechten „Bevölkerungsaustausch", wodurch ganze Dorfgemeinschaften aufgelöst wurden und auch gänzlich neue ethnische Konstellationen

[702] Siehe das Kapitel 5.12. „Ankunft, Neuanfang und Konsolidierung in Ungarn".

[703] Interview E.M., 24/15–24/16.

[704] Schwedt: Zur Veränderungsgeschichte dörflicher Geselligkeit 1990, 33–34.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

entstanden waren. In vielen vormals deutsch geprägte Regionen Südungarns waren nunmehr kaum noch *svábok* ansässig. Zudem lebten viele vormals in engen Gemeinschaftsstrukturen zusammenlebende Familien nunmehr zerstreut auf verschiedene Gemeinden. Zentrale Orte des alltäglichen Zusammenlebens wurden ungarisch. Diese aufgebrochenen sozialen Verhältnisstrukturen führten dazu, dass die Gruppe der Ungarndeutschen kaum mehr als soziale Gruppe oder Gemeinschaft in Erscheinung treten konnte. Eine Re-Etablierung ungarndeutscher Lebenswelt, wie sie noch vor der *kitelepítés* in vielen Gemeinden Südungarns existierte, war vor diesem Hintergrund kaum mehr möglich. Eine ungarndeutsche Identität konnte auch für die Heimgekehrten lediglich noch im engsten Umfeld der Familie weiterbestehen.

5.14. Die retrospektive Bewertung der Heimkehr

Da es den *hazatértek* gelang eine dauerhaft gesicherte Existenz in der „alten Heimat" aufzubauen und sie auch zum heutigen Zeitpunkt keine weitere Emigration anstreben, ist aus remigrationstheoretischer Sicht davon auszugehen, dass die Rücksiedlung in den hier analysierten Fällen erfolgreich verlaufen ist.[705] Die meist positive Einschätzung der eigenen Lebenssituation in Ungarn stützt diese Annahme. Zwar mussten die Betroffenen nach ihrer Rücksiedlung den kulturellen Rahmen der „alten Heimat" aufgeben und ihre ethnische und kulturelle Identität verbergen, was in vielen lebensweltlichen Bereichen letztlich zu einer Akkulturation und unter Umständen auch zum Sprachverlust führte. Aber dennoch war aus ihrer Sicht die soziale Reintegration in die Herkunftsgemeinden geglückt. Nach anfänglichen Schwierigkeiten gelang den Betroffenen in vielen Fällen ein geradliniger beruflicher Aufstieg und sie hatten schon bis Anfang der 1960er Jahre materielle und existenzielle Sicherheit in Ungarn wiedergewonnen. Wenngleich die *hazatértek* die politische und strukturelle Situation in Ungarn insgesamt als negativ einschätzten und auch die sozialistische Politik und Gesellschaftsordnung als falsch verurteilten, so werden die persönlichen Errungenschaften im Umfeld der „alten Heimat" in der Retrospektive positiv bewertet. Dennoch wurde deutlich, dass auch die Möglichkeit des Verbleibs in Deutschland

[705] Siehe das Kapitel „Nachhaltigkeit von Rückkehr" in Baraulina: Rückkehr aus Deutschland 2015, 57–61. Außerdem Currle: Theorieansätze zur Erklärung von Rückkehr und Remigration 2006, 19.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

ihrerseits immer wieder hypothetische angedacht wurde und somit gleichsam die Rückkehr als zentrale Lebensentscheidung in Frage gestellt wurde. In den Erinnerungen wird in diesem Zusammenhang häufig auf die im Vergleich zu Ungarn gute wirtschaftliche Entwicklung in Deutschland hingewiesen, die für sie unter Umständen bessere Lebensperspektiven mit sich gebracht hätte. Gleichzeitig aber betonen die Heimgekehrten zumeist, dass sie die Entscheidung nicht bereuen, denn trotz der eventuellen Möglichkeit des Verbleibs in Deutschland, war die Entscheidung zur Rückkehr nach Ungarn aus ihrer Sicht in erster Linie mit dem Wunsch verbunden an den spezifischen Ort der Heimat zurückzukehren. Die Remigration war für sie zuvorderst an das abstrakte Motiv Heimweh geknüpft und nicht an ökonomische und materielle Perspektiven und Lebenschancen. Gerade im engeren Umfeld der Familie wurde diese Sehnsuchtsorientierung offenbar immer wieder diskutiert und indirekt auch verurteilt. So erinnerte sich Frau E.M., dass sie ein in einer Nachbargemeinde lebender Verwandter immer wieder darauf hingewiesen habe, dass sie in Deutschland vermeintlich bessere Lebenschancen gehabt hätte. Stets habe sie entgegnet, dass die Rückkehr nach Ungarn für sie eine emotionale Entscheidung gewesen und nicht aus rationalen oder wirtschaftlichen Erwägungen erfolgt sei: „Der hat immer geschimpft, der hat immer gesagt, wenn ich in Deutschland geblieben wäre, dann hätte ich jetzt eine Firma oder so was. Und dann, so hat er gesagt, hätte ich immer mit dem Mercedes nach Ungarn kommen können. Ich hab gesagt, ich möchte keinen Mercedes und sonst auch gar nichts – nur in Ungarn weiterleben. Ja, der Onkel der hat schon geschimpft: 'Du hättest dortbleiben müssen. Mit deinem Fleiß hättest du dir dies oder das andere dann angeschafft.'“[706] Ähnliche Narrative erscheinen in den Erinnerungen häufig. Dabei wurde von den Betroffenen wiederholt damit argumentiert, dass für sie auch im Falle ihres Verbleibs in Deutschland – hiermit ist in der Regel der Verbleib in der BRD gemeint – ein regelmäßiges „Heimkehren“ möglich gewesen wäre, zumal seit Verabschiedung der Ostverträge der 1970er Jahre Reisen in und aus den Blockstaaten unter bestimmten Voraussetzungen geduldet wurden. Zudem nehmen die Betroffenen an, dass ihnen im Falle eines Verbleibs in Deutschland ausreichend finanzielle Mittel zu Verfügung gestanden hätten, um regelmäßig in die Herkunftsorte zurückreisen zu können. Die „alte

[706] Interview mit E.M., 27/8–27/10.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Heimat“ hätte im Sinne einer touristischen Heimkehr jederzeit besucht werden können und für sie so weiter Bestand gehabt. Auch weil die Betroffenen mitbekamen, dass andere heimatvertriebene Deutsche, die nicht nach Ungarn zurückgekehrt waren und sich in Deutschland eine Existenz aufgebaut hatten, regelmäßig nach Ungarn reisten, eröffnete sich ihnen diese Option.[707] So erzählte Herr G.A.: „Es sind ja wenige so zurückgekommen. Die sind draußen geblieben dort. Die haben dort gut gelebt, *hát* gut. Ja, die dort wohnen, die sind dortgeblieben. Ich sag doch, wenn wir dortgeblieben wären, wir wären mit dem Flieger zurück.“[708]

Wenngleich die Option des Verbleibs von den Betroffenen offenbar immer wieder angedacht und diskutiert wurde, so zeigte sich doch, dass ein Großteil der *hazatértek* die Rückkehr nicht bereut. Aus ihrer Sicht war die Entscheidung zur Heimkehr nach Ungarn nicht primär an rationale Überlegungen und wirtschaftliche Motive, sondern an die emotionale Beziehung zum Heimatort geknüpft. Diese gefühlsmäßige Komponente der Heimkehr wird über das „Dortgebliebensein“ gestellt. Gleichsam wird so auch die Entscheidung anderer, die in den Aufnahmegebieten sesshaft geworden sind sowie das Nicht-Gelingen ihrer Rückkehr bedauert. So erinnerte sich Frau M.B.T., die selbst das Umfeld der „alten Heimat“ nie bewusst erlebt hatte, da sie bereits im frühen Kindesalter aus ihrem Heimatort vertrieben worden war, dass Heimweh das ausschlaggebende Motiv der Rückkehr ihrer Familie gewesen sei. Die Familie war erst im Laufe der 1950er Jahre legal nach Ungarn remigriert und war über die politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen im hier und dort im Bilde. Trotz der zu erwartenden wirtschaftlichen Nachteile und politischen Unsicherheiten in Ungarn hatte sich die Familie zur Heimkehr entschieden. Neben dem Wunsch die Familie zusammenzuführen war das Motiv Heimweh der ausschlaggebende Grund ihrer Rücksiedlung. Wie sie berichtete, habe die Rückkehr der Familie bei Außenstehenden stets für Unverständnis gesorgt. Rückblickend

[707] Zum Phänomen „Heimwehtourismus“ siehe Lehmann, Albrecht: Flüchtlingserinnerungen im Erzählen zwischen den Generationen, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 2/1989, 183–206, hier 184. Vgl. außerdem Stennert, Doris: „Reisen zum Wiedersehen und Neuerleben“. Aspekte des „Heimwehtourismus“ dargestellt am Beispiel der Grafschaft Glatz, in: Dröge, Kurt (Hg.): Alltagskulturen zwischen Erinnerung und Geschichte. Beiträge zur Volkskunde der Deutschen im und aus dem östlichen Europa, Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte 6, München 1995, 83–93. Und Fendl, Elisabeth: Reisen in die verlorene Vergangenheit – Überlegungen zum „Heimwehtourismus“, in: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde 41 (1998), 85–100.

[708] Interview G.A., 131/32–132/5.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

wird der Entschluss dennoch als richtige Entscheidung interpretiert: „Die (Eltern) hatten so ein Heimweh. Und die haben immer nur von ihren Sachen hier zu Hause geredet. Das Thema war immer nur daheim. Das blieb bis zuletzt bei ihnen lebendig. Diese, die dort dann schon geboren sind, für die war das nicht mehr so wichtig. Aber alle, die hier in Ungarn geboren sind und als junge Leute oder als Kinder dann weggegangen sind, für die war das solange sie lebten die Heimat geblieben. Die haben oft gesagt, dass sie das irgendwie verstehen, dass sich nicht alle dort einleben konnten. Meine Eltern waren noch sehr jung. Sie hätten das bestimmt geschafft, wenn meine Großeltern nicht so sehr dafür gewesen wären. Meine Mutter wäre nicht zurückgekommen. Der Familie zuliebe sind die dann auch gekommen natürlich. Die Verwandten, die hiergeblieben sind, für die war das eine Sensation – aus dem Westen zurück, eine Familie. Auch in der Schule, die Lehrer, die haben das überhaupt nicht verstanden. Das Schöne an der ganzen Sache ist nur, dass es Jahrzehnte lang gedauert hat, bis dann viele einen Verwandtenbesuch gemacht haben. Viele haben dann auf einmal gesagt, dass sie es jetzt verstehen. Es ist was anderes, wenn man die Verwandten besucht. Es ist ein ganz anderes Leben, das man dort sieht. Man hat dort andere Möglichkeiten gehabt, aber man hat dort nie eine Heimat bekommen.“[709]

Nur in wenigen Fällen wurde der Entschluss zur Rückkehr in der Retrospektive negativ bewertet. Dies betrifft insbesondere diejenigen heimgekehrten Deutschen, die die Entscheidung zur Rückkehr nicht selbst trafen, sondern die im Familienverbund nach Ungarn zurückgekehrt waren. In diesem Zusammenhang spielt auch das Alter zum Zeitpunkt der Rücksiedlung eine Rolle. Wie bereits ausgeführt, hatten gerade jüngere Vertriebene tendenziell positive Erinnerungen an die Zeit in den Aufnahmegebieten und bewerteten so auch die Entschlussfassung zur Rückkehr schon zum Zeitpunkt der Remigration nicht immer positiv. Nicht zuletzt der Verlauf der sozialen Integration in Ungarn und die persönliche wirtschaftliche und existenzielle Situation in der „alten Heimat“ haben Einfluss darauf, wie die Heimkehr der Familie retrospektiv bewertet wird. So berichtete etwa Frau B.P., die als Kind in die SBZ ausgesiedelt worden war, dass sie rückblickend eher in Deutschland geblieben wäre. Nicht nur die vermeintlich besseren wirtschaftlichen Aussichten, sondern auch die Tatsache, dass ihre Enkelkinder heute die deutsche Sprache aus wirtschaftlichen und nicht aus kulturellen Erwägungen lernen und

[709] Interview M.B.T., 80/29–81/11.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

an Auswanderung nach Deutschland denken, bestärkt sie in dieser Annahme: „Wären wir nicht gegangen, ich wär' jetzt schon Rentner.“ Im Weiteren entgegnete sie auf die Frage, ob sie glaube, dass es für sie besser gewesen wäre in Deutschland geblieben zu sein: „Ja, ja, ja... ich sag das. Die Leut' was draußen sind, wenn die reinkommen, die sind jetzt Rentner, die haben Autos, die können reinkommen, die müssen keine Schweine füttern, die müssen keine Hühner füttern, die haben gar nichts müssen machen, die können arbeiten schön. Die Leut' haben sie stehen lassen. Die gehen arbeiten, die verdienen so viel. Mit dem können sie überleben, können ein Auto fahren, und wenn sie da rein auf Ungarn kommen, dann haben sie alles billig gekriegt. (–) Aber wir haben früher nicht dahinfahren können. (–) Wie wir raus auf Deutschland (ge)kommen sind, wir konnten nicht so wie die Sachen kaufen. Mit unserem Geld konnte man nicht weit springen. Und es hatte keinen Wert nicht. Und das ärgert mich immer und ewig.“[710]

5.15. Zum Heimatbegriff der *hazatértek*

In den hier analysierten Lebensgeschichten erlangte die Frage der Heimat große Bedeutung, denn die Wiederherstellung der in Folge der Vertreibungen scheinbar verlorenen Heimat war für die *hazatértek* mit dem Moment des Verlusts derselben zu einer Art Lebensaufgabe geworden. Bis zum Zeitpunkt der Vertreibungen war Heimat für sie eine Selbstverständlichkeit, ein integraler „Bestandteil der Lebensgeschichte“.[711] In Ungarn hatten sie ihre Kindheit und Jugend erlebt. Ihre Sozialisation spielte sich für sie in den Gemeinden Südungarns ab. Die Familie, Freundschaften und die lokale Gemeinschaft des Dorfes prägten ihre frühe biographische Erfahrung. Regelmäßigkeit, Ordnung, Sicherheit, Struktur sowie klare soziale Regeln, Normen und Rollen sind Parameter, die in den Erinnerungen das Bild von Heimat bestimmen. Auch ihre spezifisch schwäbische Herkunft spielte im Umfeld der multikulturellen Gemeinden Südungarns offenbar kaum eine Rolle. Zwar spielte sich der Alltag in den Gemeinden zumeist in einem deutschsprachigen Umfeld ab. Aber auch die lebensweltlichen Beziehungen zu der lokalen ungarischsprachigen Mehrheitsbevölkerung und anderen Minderheitengruppen

[710] Interview B.P., 118/23–118/31.

[711] Bindorffer: „Wir Schwaben waren immer gute Ungarn“ 2005, 92

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

werden als unproblematisch erinnert.[712] Dieses positive Verhältnis zur Heimat wurde für sie auch durch den, seit den frühen 1940er Jahren durchgreifenden sozialen und gesellschaftlichen Wandel in den Gemeinden, kaum in Frage gestellt. Zwar hatten die Kriegseinwirkungen, die Binnenmigrationen und die politische Mobilisierung der Ungarndeutschen durch den VDU, der in vielen ungarischen Gemeinden zunehmend an Einfluss gewann und die ungarndeutsche Bevölkerung in zwei opponierende Lager spaltete, entscheidenden Einfluss auf die Lebenswelten in den Gemeinden. Aber erst durch die Erfahrung der *kitelepités*, durch die ethnisch motivierte Aussiedlung der Deutschen aus Ungarn, wurde ihr Bild einer *intakten* Heimat erschüttert. Die Vertreibungen bedeuteten einen radikalen Bruch mit der bisherigen Lebenswelt, sodass die scheinbar natürliche Selbstverständlichkeit von Heimat erstmals hinterfragt werden musste.[713]

In der Situation des erzwungenen Exils wurden sie ihrer Heimat zunehmend bewusst. Im Spannungsfeld zwischen dem Gefühl nirgendwo hinzugehören und der Hoffnung auf Rückkehr erhielt Heimat für die Betroffenen eine konkrete emotionale Färbung.[714] Sinnbildlich hierfür steht die einleitend bereits zitierte Zeile aus einem Gedicht, das Frau A.F. aus der Gemeinde Nagynyárad im Herbst 1947 in einem Lager im sächsischen Pirna verfasste. Ihre Familie war nur wenige später nach Ungarn remigriert: „Was Heimat ist kann ich nicht sagen, das muss man erst von Dannen tragen“.[715]

Es verwundert nicht, dass die Entscheidung für die Rückkehr nach Ungarn in allen hier analysierten Erinnerungen argumentativ mit dem Motiv des „Heimwehs“ verknüpft wurde. Die Hoffnung durch die Rückkehr an den Ort der Heimat auch die Strukturen der „alten Heimat“ wiederherstellen zu können, war für die *hazatértek* der gewichtigste Beweggrund ihrer Rücksiedlung. Zwar spielten auch die als schlecht erfahrenen Lebensumstände und die mangelnde Integration in den Aufnahmeregimen eine Rolle für ihre Entscheidung zurückzukehren, ausschlaggebend aber war ihre tiefe emotionale

712 Siehe Kapitel 5.1. „Erinnerungen an die alte Heimat“.

713 Siehe Kapitel 5.2. „Brüche der alten Heimat“.

714 Siehe das Kapitel „The Museum of the Self: national-ethnic belonging and the memory of expulsion“ in Zombory, Máté: Maps of Remembrance. Space, belonging and politics of memory in eastern Europe, Budapest 2012, 151–201, hier 151–153.

715 Interview A.F., 55/22–55/24.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Verwurzelung mit der Heimat: „Zurückgezogen hat uns die Heimat. Ich sag ja, die Heimat“, heißt es etwa in den Erinnerungen von Frau A.F. in Bezug auf die Frage, warum sie und ihre Familie wieder nach Ungarn remigriert waren.[716]

Heimat ist eine zentrale Erzählkategorie in den Erinnerungen.[717] Die Heimgekehrten verwendeten dabei meist sehr statuierende und unmissverständliche Formulierungen wie „das war die Heimat“ oder „hier ist die Heimat“, um den Ort der Heimat zu bestimmen. Um die Selbstverständlichkeit von Heimat als kaum anzuzweifelnden „Satisfikationsraum“[718] anzuzeigen, werden in den Erinnerungen auch tautologische Umschreibungen verwendet: „Die Heimat ist die Heimat“.[719] Gleichzeitig wird von ihnen in Bezug auf die Erfahrung der Aufnahme in den Besatzungsgebieten eine klare Abgrenzung zu einer Nicht-Heimat getroffen: „Das war uns keine Heimat...“.[720] Die Aufnahmegebiete im besetzten Deutschland, die vorgeblich zu einer „neuen Heimat“ werden sollten – die Vertriebenenpolitik der Besatzungsmächte zielte auf eine dauerhafte Eingliederung der Ankömmlinge ab –, wurden in den Erinnerungen als „dort“ oder „draußen“ bezeichnet. Heimat erscheint so gesehen als eine gegensätzliche Erfahrung zu Fremdheit: „Die Heimat war immer nur das.“[721]

Die *hazatértek* haben eine starke lokale und regionale Identität. Insbesondere der Heimatort ist für sie wichtigster identifikatorischer Bezugspunkt.[722] Heimat spielte sich für sie seit jeher vor allem in dem Dorf oder in der Gemeinde ab aus der sie ursprünglich stammten. Das ist auch aus den Eigenbezeichnungen der befragten Rückkehrer abzulesen.

---

716 Interview A.F., 55/20.

717 In Vertriebenenbiographien häufig verwendete Begriffe für das, was „Heimat“ für die Betroffenen bedeutet, reichen von Umschreibungen wie der „echten Heimat“, der „wahren“ oder „richtigen Heimat“, über die „alte Heimat“ bis hin zum „Wohnort der Familie“. Siehe dazu Sauermann, Dietmar: Erinnern und Zeichensetzen. Zur Erinnerungskultur von Vertriebenenfamilien, in: Fendl, Elisabeth (Hg.): Zur Ikonographie des Heimwehs. Erinnerungskultur von Heimatvertriebenen, Freiburg im Breisgau 2002, 79–100, hier 80.

718 Nach Greverus, Ina-Maria: Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen, Frankfurt am Main 1972, 53.

719 Interview A.F., 57/8.

720 Interview M.B.T., 81/10–81/11.

721 Interview A.E., 50/2–50/3.

722 „Bezugspunkt der regionalen Identität ist ein territorial begrenzter Lebensraum, in dem landschaftliche mit sozialen und kulturellen Aspekten verknüpft sind.“ Siehe Kley, Stefanie: Migration im Lebensverlauf. Der Einfluss von Lebensbedingungen und Lebenslaufereignissen auf den Wohnortwechsel, Wiesbaden 2009, 59.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Statt Ungarndeutscher oder Schwabe nutzten viele der Gesprächspartner lokale Konnotationen wie etwa „Wuderscher“ (Ungarndeutscher aus Budörs) oder „Nadwarer“ (Ungarndeutscher aus Nemesnadúdvar), wenn sie von ihrer Heimat sprachen.[723] Diese Heimatorientierung lässt sich auch anhand der Lebensverläufe verdeutlichen. Ein Großteil der nach Ungarn heimgekehrten Deutschen siedelte nach den Vertreibungen wieder direkt in den ursprünglichen Herkunftsort zurück. Im Falle, dass dies nicht möglich war, siedelten die Betroffenen in nahe gelegene Gemeinden. Dies lässt vermuten, dass die *hazatértek* eine starke emotionale Bindung an den spezifischen Ort der Herkunft und Sozialisation, an den Heimatort, hatten. Diese Ortsgebundenheit lässt sich noch konkretisieren, denn wie aus den Erinnerungen weiterhin hervorgeht, sind insbesondere Haus und Hof zentrale Bezugspunkte ihrer lokalen Identität. Die Lebenswelt der „alten Heimat“ – der familiäre Alltag, die Arbeit in der bäuerlichen Landwirtschaft usw. – war für sie wesentlich durch das Leben auf dem Hof bestimmt. Haus, Hof und Landwirtschaft waren für sie der konkrete Ort der Sozialisation. Darüber hinaus war im sozialen Umfeld der Herkunftsgemeinden der Besitz von Haus, Hof und Land für die Deutschen in Ungarn stets ein wichtiges „Ordnungsprinzip“.[724] Die erarbeiteten Besitzstände galten als Anzeiger der sozialen Herkunft innerhalb der Gemeinde und standen somit symbolisch für die soziale Identität des Einzelnen. Das vorrangige Ziel der *hazatértek* war deshalb auch baldmöglichst wieder in Haus und Hof zurückzukehren. Wie bereits ausgeführt, waren diese als Folge der Vertreibungen aber vielerorts an ungarische Flüchtlinge überschrieben worden. Im Laufe der Zeit gelang es vielen der Heimgekehrten dennoch ihre Geburts- und Elternhäuser zurückzukaufen, wodurch für sie die im Zuge der *kitelepítés* scheinbar verlorene Heimat wiederhergestellt werden konnte.[725] Dies zeigt, dass die Assoziationen mit dem Begriff Heimat sehr eindeutig sind. Auch wenn das Bild der Heimat als intakter sozialer Raum durch die

[723] Für viele ältere Ungarndeutsche ist die Zugehörigkeit zu einer Dorfgemeinschaft auch heute nach wie vor die vorrangige Form identifikatorischer Selbstzuordnung. Siehe Aschauer, Wolfgang: Ethnische Identität bei den Ungarndeutschen. Formen und Faktoren, in: Gerhard Seewann (Hg.): Minderheitenfragen in Südosteuropa, München 1992, 157–173, hier 159.

[724] Schwedt: Zur Veränderungsgeschichte dörflicher Geselligkeit 1990, 20.

[725] Siehe das Kapitel 5.12. „Ankunft, Neuanfang und Konsolidierung in Ungarn“.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Vertreibungen in Frage gestellt worden war, blieb Heimat aus Sicht der *hazatértek* stets der konkrete Ort ihrer Herkunft.

5.16. Identität und Remigrationserfahrung

Die innere Debatte um die Frage der Zugehörigkeit ist für die *hazatértek* ein Lebensthema. Vor dem Hintergrund des wechselvollen Verhältnisses zwischen Minderheit und Mehrheit und ihrer eigenen (Re-)Migrationserfahrungen gelangten die Fragen „Wer bin ich?“ und Wo gehöre ich hin?“ aber nie zu einer eindeutigen Antwort. Äußerungen wie „Es ist wie du meinst, was du bist...“[726] tauchen in den Erinnerungserzählungen deshalb sehr häufig auf. Ihre persönliche Lebensgeschichte – insbesondere die Vertreibung aus Ungarn – machte den Betroffenen deutlich, dass die Zugehörigkeit zu einer Gruppe, zu einer Nation oder zu einem Kollektiv in erster Linie als persönliche Empfindung zu deuten ist. Dies betrifft insbesondere die Gegenüberstellung der Identitätselemente „ungarisch“ und „deutsch“, denn trotz ihres nationalen Bekenntnisses und ihrer Loyalität zu Ungarn, die sie bei der 1941 durchgeführten Volkszählung auch offen dargelegt hatten, wurden sie als Deutsche aus eben diesem Land vertrieben: „Bin ich jetzt ein Ungar oder bin ich ein Deutscher? Das weiß ich jetzt auch noch nicht“, heißt es etwa in den Erinnerungen von Herr A.A. aus der südungarischen Gemeinde Mecseknádasd.[727]

Als Teil der deutschen Minderheitengruppe in Ungarn hatten die *hazatértek* immer wieder Rechtseinschränkungen, Anfeindungen und Sanktionierungen aufgrund ihrer ethnischen Herkunft erfahren. Dies ist für die Befragten dahingehend unverständlich, als dass für sie stets alleine „Ungarn“ als Ankerpunkt einer nationalen Identität galt. In den Erinnerungserzählungen wird dieser Aspekt eingehend betont. Die Betroffenen argumentieren, dass sie sich Zeit ihres Lebens mit Ungarn verbunden fühlten. Dies sei nicht nur in den Jahren vor den Vertreibungen der Fall gewesen, sondern auch zum eigentlichen Zeitpunkt der Vertreibungen aus Ungarn.[728] Deutlich wird dies in der

[726] Interview A.A., 160/21.

[727] Interview A.A., 160/21–160/22.

[728] Bindorffer: „Wir Schwaben waren immer gute Ungarn“ 2005, 91.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Metaphorik der Erzählungen in der Ungarn immer wieder als „Heimatland“ oder als „Vaterland“ – als Land der persönlichen Verwurzelung und Herkunft – erscheint. Eine vaterländisch-nationale Verbindung zu Deutschland wie sie den Deutschen in Ungarn von Seiten der ungarischen Behörden im Vorfeld der Vertreibungen zugesprochen und als Rechtfertigung der Vertreibungen herangezogen worden war, wird in den Erinnerungen hingegen abgewiesen. Ihr Patriotismus galt auch zum Zeitpunkt der *kitelepítés* alleine Ungarn als Land der eigentlichen Heimat. Auch die Rückkehr nach Ungarn wurde von den *hazatértek* deshalb als Zurückkommen in das „Heimatland“ gedeutet. Herr S.L. etwa, der nach den Vertreibungen aus seinem Heimatort Villánykövesd und einem Aufenthalt in der SBZ im Winter 1947/1948 zusammen mit seiner Familie nach Ungarn zurückgekehrt war, erinnerte sich an den Moment der Entscheidungsfindung mit der einfachen Formel: „Das ist unser Heimatland, darum gehen wir zurück“.[729] Trotz der erfahrenen Entrechtungen und Ungerechtigkeiten war für sie weiterhin eine natürliche Vereinbarkeit einer spezifisch deutschen Kultur und Sprache auf der einen und einer vaterländischen Verbindung mit Ungarn auf der anderen Seite gegeben.[730] Dies zeigt sich auch in einem hier nur auszugsweise dargestellten Gedicht, das Frau F.A. aus dem südungarischen Nagynyárad im Herbst 1947 während ihres Aufenthalts im sächsischen Lager Pirna verfasst hatte. Es macht deutlich, dass Ungarn von den Betroffenen trotz des radikalen lebensweltlichen Bruchs, der durch die Vertreibungen hervorgerufen worden war, auch im Exil weiterhin als „Vaterland“ erinnert wurde. Nur wenige Monate später war die Familie tatsächlich nach Ungarn remigriert:

„Wenn wir auch bekommen
Heimat und auch Glück,
das Herz sehnt sich noch immer
nach Ungarnland zurück.

729 Interview S.L., 144/14.

730 An dieser Stelle sei auf eine Definition von nationaler Identität von Otto Dann hingewiesen, der diese als ein „politisches Bewußtsein“ klassifiziert: „Nationalbewußtsein bezeichnet ein politisches Bewußtsein; es ist das Bewußtsein davon, daß man zu einer Nation gehört, daß man Mitglied einer politischen Gemeinschaft ist“. Dann, Otto: Nationalbewußtsein, Nationalismus, in: Nationalbewusstsein, Nationalismus, in: Bergmann, Klaus; Fröhlich, Klaus; Kuhn, Annette; Rüsen, Jörn; Schneider, Gerhard (Hrsg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik, Seelze-Velber 1997, 81–86, hier 81.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Wir wollen ja wie eher
zurück ins Ungarnland
dort wo wir sind geboren,
wo unsere Wiege stand.
Wir geben ja die Hoffnung
so schnell und nicht so bald,
wir wollen ja noch einmal
zurück ins Vaterland.“[731]

Obwohl die Betroffenen als Deutsche in Ungarn die Enteignungen und Aussiedlungen selbst erfahren hatten und sie als Heimgekehrte die strukturelle Unterdrückung deutscher Kultur und Sprache im sozialistischen Ungarn bewusst erlebt hatten, ist ihre emotionale Verbindung zu Ungarn stark ausgeprägt. Während aber die Identifikation mit Ungarn als Land des Lebensmittelpunktes, der Herkunft und Sozialisation positiv besetzt ist, wird Ungarn als Staat – als rechtliche Körperschaft, die politisch und exekutiv in Erscheinung trat (Demos) – mit Blick auf die persönlich erlebte Entrechtung durch die Vertreibung und die kulturelle Unterdrückung im Sozialismus kritisch bis ablehnend beurteilt. Dies macht sich in den Erinnerungen in Äußerungen wie etwa „später sind hier in Ungarn die Kommunisten gewesen – die haben ja gemacht, was die machen wollten“ bemerkbar.[732]
Auch der Begriff „deutsch“ hat aus Sicht der Betroffenen verschiedene Bedeutungsebenen. Im Selbstverständnis der Heimgekehrten ist er in erster Linie ein Indikator für ihre kulturell-ethnische Herkunft als „Deutsche“ in Ungarn. Im Umfeld der Aufnahmegesellschaft aber wurde dieses Identitätselement, das für sie noch in der ungarischen Heimat ein gemeinschaftsstiftendes Element der Zuordnung war, konkurriert. Aus Ungarn waren sie als „Deutsche“ (németek) vertrieben worden, aber auch im besetzten Deutschland waren sie nicht als „Deutsche“ anerkannt, obwohl sie sich stets selbst als Deutsche definierten. Der ethnisch-kulturelle Aspekt von Zugehörigkeit wird in den Erzählungen deshalb zumeist mit dem Element „schwäbisch“ in Verbindung gebracht. Dieser Begriff hat für sie eine die Identitätselemente „ungarisch“ und

[731] Aus dem Gedicht „Zur Erinnerung der Schwaben an die Baranya“, Interview A.F. 59/28–60/4.

[732] Interview F.A., 43/30–43/31.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

„deutsch“ verbindende Konnotation und beschreibt aus ihrer Sicht ihr Selbstverständnis von ethnischer und nationaler Zugehörigkeit am ehesten. Deutlich machte dies in ihren Erinnerungen etwa Frau F.A. aus Nagynyárad: „Wir waren keine Deutschen und wir haben uns nie als Deutsche gefühlt. Schwaben aber waren wir schon. Wir haben gesagt, dass wir Schwaben sind.“[733] Und auch Herr A.St., dessen Familie aus der Gemeinde Györkönyi vertrieben worden war, betonte in seinen Erinnerungen: „Ich hab immer gesagt, ich bin ein ungarndeutscher Schwab'. Wenn sie mich gefragt haben oder meine Eltern, dann haben wir immer gesagt, dass wir ungarische Schwaben sind.“[734] Im weiteren Verlauf des Gesprächs veranschaulichte er die Komplexität seines Selbstverständnisses mit der Formel: „Ich habe immer gesagt, dass ich ein ungarischer Schwabe bin, dass *wir* Schwaben sind. Sagen wir so: bei einem Fußballspiel bin ich für die ungarische Mannschaft, wenn die gegen Deutschland spielt. Aber wenn Deutschland nicht gegen Ungarn spielt, dann bin auch für Deutschland.“[735]

Eine gemeinsame schwäbische Herkunft wird in den Erinnerungen an verschiedenen Punkten festgemacht. Insbesondere die Sprache ist ein wichtiges Element ihres Gruppenbewusstseins. Die schwäbische Mundart, die lokal sehr spezifische Ausprägungen hat, ist für sie der wohl offensichtlichste Indikator ihrer Gemeinschaft. Auch kulturelle Eigenarten wie die spezifische schwäbische als „baurisch“ bezeichnete Tracht und die mit dem Schwabentum unmittelbar verbundenen Traditionen und Gebräuche (Kirchweih, Schlachtfest, Blaufärberei usw.) sind wichtige identitätsstiftende Elemente im Gruppenbewusstsein der *svábok* – dies auch wenn diese gegenwärtig von ihnen kaum noch oder nur punktuell praktiziert werden. Gleichzeitig zeigt sich, dass die *hazatértek* ein sehr positives Verhältnis zur eigenen Gruppe haben. Schwäbisch-Sein wird von den Befragten immer wieder mit spezifischen charakterlichen Eigenschaften konnotiert und mit als positiv empfundenen moralischen Werten und Leitideen in Verbindung gebracht: „Das waren fleißige Leute die Schwaben, da hat niemand betrogen von denen.“[736]

[733] Interview A.F., 55/11–55/13.

[734] Interview A.St., 72/18–72/19.

[735] Interview A.St., 72/22–72/24.

[736] Interview E.Z., 39/5–39/6. Siehe außerdem Röder: Deutsche Schwaben Donauschwaben 1996, 9

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Eine besondere Rolle in ihrem kollektiven Bewusstsein spielt die Geschichte der Kolonisation, der Sesshaftwerdung und Ansiedlung deutscher Siedler im südlichen Donauraum.[737] Immer wieder werden in den Erzählungen die über Generationen währenden persönlich-familiären Verwurzelungen in Ungarn hervorgehoben. So bezog sich auch Frau E.M. aus Nemesnádudvar auf die generationenübergreifende Geschichte ihrer Familie in Ungarn: „Eltern, Großeltern, Urgroßeltern. Eigentlich in der Zeit Maria Theresias hat man uns da hierhergebracht. Das war 1724. So hat man das Datum festgestellt."[738] Auch Frau A.E. aus Nagynyárád betonte: „Ich bin hier geboren. Meine Großeltern sind hier geboren. Vielleicht noch die Ururgroßmutter und die, die sind auch hier geboren. Schon deswegen, wir Donauschwaben sind schon über 200 Jahre, ich weiß nicht, 240 oder 260 Jahre, sind wir schon da. Das geht tief in die Geschichte rein. Maria Theresia hat die Ansiedlung gemacht."[739] Die Erinnernden verweisen so nicht nur auf die Kontinuität einer deutschen Kultur in Ungarn, sondern auch auf die Legitimität von Heimat. Die Historizität der ungarndeutschen Besiedlung Ungarns dient für sie als Rechtfertigung ihrer Rückkehr: „Wir haben schon immer hier gelebt."[740]

---

737 Annemarie Röder beschrieb das Geschichtsverständnis der Ungarndeutschen auch als „Ahnengeschichte, – Herkunftsgeschichte, Kolonisationsgeschichte, (An) Siedlungsgeschichte". Röder: Deutsche, Schwaben, Donauschwaben 1998, 7. Vgl. außerdem Bindorffer, Györgyi: Die Rolle der Geschichte im Leben der Ungarndeutschen. Das Beispiel Dunabogdány, in: Glatz, Ferenc (Hg.): Die deutsche Sprache und die EU aus ungarischer Sicht, Schriftenreihe des Europa Institutes Budapest 14, Budapest 2002, 177–191.

738 Interview E.M., 12/18–12/20.

739 Interview A.E., 50/5–50/8.

740 Interview E.M., 12/18.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

6. Schlussbetrachtung

Ziel der vorliegenden Arbeit war das Phänomen von Vertreibung und Heimkehr der Deutschen aus Ungarn in den unmittelbaren Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg zu dokumentieren und gleichzeitig Aufschluss darüber zu geben, welchen Einfluss diese spezifische mehrfache Migration auf die ethnische und kulturelle Wahrnehmung der Akteure und deren persönliche Identitätsentwicklung hatte. So standen nicht nur die historischen Prozesse von Vertreibung und Rückkehr im Fokus der Untersuchung, sondern auch deren subjektive Wahrnehmung. Die Untersuchung stütze sich deshalb insbesondere auf Zeitzeugenaussagen von Betroffenen, die nach ihrer Vertreibung aus Ungarn in den Jahren 1946 bis 1948 – hierbei hauptsächlich aus dem Süden Ungarns – wieder dauerhaft in ihre ungarische Heimat zurückgekehrt waren. Gleichzeitig wurden für die Ausarbeitung komplementär auch archivalische Quellendokumente herangezogen, um die Schicksalserfahrung der *hazatértek* und ihre Situation im *Hier* und *Dort* in einen weiteren historischen Kontext einzubinden. Diese historische Ausarbeitung ergab, dass sich die Situation der deutschen Minderheitenbevölkerung Ungarns seit dem Zusammenbruch der Monarchie zusehends verschlechtert hatte – insbesondere seit den Krisenjahren nach 1929. Zwar bewirkte die Annäherung Ungarns an das Deutsche Reich in den späten 1930er Jahren einige Zugeständnisse an die deutsche Bevölkerung, aber schon mit dem Einmarsch der Roten Armee in Ungarn im Laufe des Jahres 1944 setzten erste massive Sanktionierungsmaßnahmen und die Entrechtung der deutschen Bevölkerung Ungarns ein. Ende des Jahres 1944 wurden mehrere zehntausend Ungarndeutsche im Zuge des *Málenkij Robot* in sowjetische Arbeitslager deportiert. Anfang des Jahres 1945 wurde in Ungarn zudem eine umfassende Bodenreform durchgeführt, die auch darauf abzielte Deutsche zu enteignen und somit auch als ethnopolitische Maßnahme zu begreifen ist. Eine Wechselwirkung verschiedenster innen- und außenpolitischer Faktoren hatte schließlich die Aussiedlung eines großen Teils der deutschen Bevölkerung Ungarns in das besetzte Deutschland zur Folge. In Ungarn hatte sich landesweit eine antideutsche Stimmung breitgemacht. Deutsche wurden als Kriegsverbrecher und Faschisten stigmatisiert. Gleichzeitig hatte auch die sich dramatisierende Flüchtlingssituation in Ungarn und der tschechoslowakisch-ungarische

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Bevölkerungstransfer Einfluss auf die Forderung nach Aussiedlung der Deutschen aus Ungarn, die sowohl von den kommunistischen als auch von den bürgerlichen Parteien propagiert worden war. Die systematische Ausweisung der *svábok* wurde schließlich im Potsdamer Abkommen durch die Alliierten legitimiert und setzte im Folgejahr regional zu unterschiedlichen Zeitpunkten ein. In einer ersten Phase der Vertreibungen wurden die für die Ausweisung aus Ungarn vorgesehenen Familien in die amerikanisch besetzte Zone Deutschlands weitergeleitet – insbesondere nach Bayern und Württemberg. Dies betraf bis zu 130.000 Menschen. Nach einem Aussiedlungsstop gelangten die Transporte seit Sommer 1947 in die SBZ. Es ist davon auszugehen, dass rund 50.000 Personen hiervon betroffen waren. Ein Großteil der Befragten wurde in dieser zweiten Phase der Vertreibungen aus Ungarn ausgesiedelt. Das bedeutendste Aufnahmelager für die aus Ungarn ausgesiedelten Deutschen war nun das Quarantänelager „Graue Kaserne“ im sächsischen Pirna.

Über den Verlauf der Aufnahme und den Prozess der Eingliederung der Heimatvertriebenen aus Ungarn in der SBZ ist bislang nur wenig bekannt. Für die hier vorgenommene Analyse schien es aber sinnvoll gerade diese Phase in Bezug auf die gruppenspezifischen Aufnahmebedingungen zu untersuchen, denn die von den Betroffenen in den Aufnahmegebieten vorgefundene soziale Situation sowie die Erfahrung kultureller Entfremdung im Umfeld der Aufnahmegemeinden haben wesentlich dazu beigetragen, dass die *hazatértek* einen dauerhaften Verbleib in der SBZ nicht in Betracht gezogen haben und sich für die Rückkehr in ihre ungarische Heimat entschieden. So wurden viele Ankömmlinge aus Ungarn als für „arbeitsfähig“ befundene Arbeitskräfte in Bergwerksregionen zum Uranbergbau entsandt. Gerade für diese Gruppe ist davon auszugehen, dass sie die spätere Rückkehr aufgrund der in den Aufnahmegebieten vorgefundenen sozialen Verhältnisse vollzogen haben.

Die bearbeiteten Quellen zeigen ferner, dass die Frage der Heimkehr in den unmittelbaren Jahren nach der Vertreibung auch bei den ungarndeutschen Vertriebenen große Bedeutung erlangt hatte. Gerade aber in der SBZ wurde politisch die Assimilation der Heimatvertriebenen angestrebt und die Frage der Rückkehr unterdrückt. Die Forderung nach Rückkehr in die Heimatregionen wurde als „profaschistisch“ eingestuft, nicht zuletzt auch deshalb, da diese meist mit der Forderung nach Revision der Grenzen und nach Rückgabe von nunmehr beschlagnahmten und verstaatlichen Besitz verbunden war.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Sinnbildlich für die Assimilationspolitik der SMAD steht der sprachpolitische Umgang mit den heimatvertriebenen Deutschen. In der SBZ wurden die Ankömmlinge propagandistisch als „Umsiedler“ bezeichnet. Die Vertreibungen wurden so gleichsam als reguläre und legitime ethnopolitische Maßnahme begriffen. Auch dieser regimespezifische Umgang mit der Vertriebenenfrage hatte Auswirkungen auf die Rückkehrbewegung.

Auch wenn die SBZ bzw. die DDR ihr Grenzregime bis Ende der 1940er Jahre kaum gefestigt hatte, war eine Rückkehr praktisch kaum durchführbar. Grenzübertritte waren illegal und die „illegalen Grenzgänger“ wurden im Falle einer Festnahme mit harten Strafen sanktioniert. Auch die Einreise in Ungarn war für die nunmehr staatenlosen Vertriebenen mit vielerlei Risiken verbunden, denn als ethnisch Deutsche wurden die *hazatértek* in Ungarn als staatsgefährdend eingestuft. Der Umgang der ungarischen Polizei, des Militärs oder der Staatssicherheit mit den „Zurückgeflüchteten“ (ung. „visszaszököttek“) war bis Ende der 1940er Jahre sehr willkürlich. Ein einheitliches Vorgehen gegen die Ankömmlinge existierte nicht. Viele der im Zuge ihrer Rücksiedlung in Ungarn aufgegriffenen Deutschen wurden in Arbeitslager überführt und nach einem mehr oder minder langen Aufenthalt in diesen Lagern an die Grenzen gebracht und zum Übertritt in das ebenso besetzte Österreich gezwungen.

Die rechtliche Situation der Deutschen in Ungarn verbesserte sich nach der Machtübernahme der MDP schrittweise. Maßgeblich für die erfolgreiche Wiedereingliederung der *hazatértek* war die Möglichkeit der Wiederanerkennung der ungarischen Staatsbürgerschaft seit März 1950. Zeitgleich kam es zu Formen legaler Rücksiedlung, nachdem Ungarn und die DDR beiderseitige Rückkehrvereinbarungen getroffen hatten. Zu legalen Rücksiedlungen kam es de facto aber nur in wenigen Fällen. Ein Großteil der Heimkehrer war illegal nach Ungarn remigriert. Dies zeigte sich auch in den hier analysierten Lebensgeschichten. Die Mehrzahl der Befragten war nur wenige Wochen und Monate nach den Vertreibungen aus Ungarn wieder in die ungarische Heimat aufgebrochen. Diese Rücksiedlungen ereigneten sich somit meist noch vor Gründung der beiden deutschen Staaten und noch lange bevor bilaterale Rückkehrvereinbarungen zwischen der DDR und Ungarn getroffen worden waren. Der Wunsch auf Heimkehr wog für sie stärker als das Risiko der Rückreise, die von den Betroffenen aufgrund ihrer Unwägbarkeiten auch als eine Fluchterfahrung erinnert wird.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Wenngleich davon auszugehen ist, dass jede der hier analysierten Lebensgeschichten für sich steht und als individuelle Erfahrung zu kennzeichnen ist, sind doch auch bestimmte Typologien und Gemeinsamkeiten feststellbar. So ist ein verbindendes Element der Erinnerungen, dass die Wahrnehmung der „alten Heimat“ meist sehr positiv besetzt ist und das Leben in den Herkunftsgemeinden vor der Aussiedlung von den Betroffenen als intakt beschrieben wird. Auch wenn die Ereignisse des Krieges und die Vereinnahmung des VDU das Gemeinschaftsgefüge in den Gemeinden auseinanderdriften ließen, so wurde das Bild der „alten Heimat“ als intakter sozialer Bezugsraum für die Gesprächspartner erst durch die Vertreibung erschüttert. Die *kitelepítés* bedeutete einen absoluten Bruch in ihrer bisherigen Biographie, der nicht nur ihre materielle Lebenswelt zerstörte, sondern auch ihr ethnisches und nationales Selbstverständnis in Frage stellte. Während das Ungarische und das Deutsche als Identitätsmarker stets vereinbar schienen, musste dieses doppelte Zugehörigkeitsempfinden nach der Erfahrung der Aussiedlung neu gedacht und ausgehandelt werden. Dennoch hielten die Betroffenen an ihrer nationalen Identität fest und bekannten sich auch nach der Erfahrung der Vertreibung zu Ungarn. Dies nicht zuletzt auch deshalb, weil die Betroffenen in den Aufnahmegebieten im besetzten Deutschland seitens der ansässigen Bevölkerung als Fremde, nicht aber als Deutsche wahrgenommen wurden. Aus Ungarn waren sie aufgrund ihrer deutschen Herkunft vertrieben worden, aber auch im besetzten Deutschland wurde ihnen diese ethnische Zugehörigkeit nicht zuerkannt.

Die Phase im besetzten Deutschland erlebten die heimatvertriebenen Deutschen aus Ungarn als eine Phase innerer Desorientiertheit. Viele Betroffene hofften schon bald wieder in die Herkunftsgemeinden zurücksiedeln zu können, auch weil eine dauerhafte Integration in den Aufnahmegemeinden im besetzten Deutschland kaum aussichtsreich war. Die allgemeine Versorgungslage in den Aufnahmegebieten wurde von ihnen ebenso als prekär erfahren wie die Arbeits- und Wohnsituation. Und auch eine soziale und berufliche Integration fand für sie in der vermeintlich „neuen Heimat“ nicht statt. Kulturelle Andersartigkeit und Fremdheit prägten ihre Erfahrung im Exil. Vor allem aber die emotionale Verbundenheit zu ihrer Heimat war ausschlaggebend für die Entscheidung der *hazatértek* sich den Widrigkeiten einer Rückreise auszusetzen und wieder nach Ungarn zurückzukehren.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Anders als in vielen Regionen in denen Deutsche aufgrund ihrer ethnischen Herkunft vertrieben worden waren, sind in Ungarn auch nach der *kitelepítés* weiterhin Deutsche ansässig gewesen. Dies war eine Grundvoraussetzung für das erfolgreiche Gelingen der Rückkehr, da die *hazatértek* nach ihrer Ankunft in Ungarn auf Netzwerke und Kontakte zurückgreifen konnten, die sie bei ihrem Neuanfang unterstützten. Tatsächlich gelang den Heimgekehrten rasch eine neue Existenz in Ungarn aufzubauen und sich im Umfeld der Herkunftsgemeinden zu konsolidieren. Die Umverteilungen boten ihnen im Reintegrationsprozess eine Möglichkeit zur Partizipation. Vielen Rückgekehrten gelang es wieder in ihre ehemaligen Häuser und Höfe zurückzuziehen, die im Zuge der Vertreibungen enteignet worden waren. Eine soziale Integration als Deutsche in Ungarn aber fand im Prozess der Wiedereingliederung kaum statt. Viele Heimgekehrte, deren Hoffnung bei der Rückkehr war die Strukturen der „alten Heimat" wiederaufleben zu lassen, reagierten auf den gesellschaftlichen Druck, indem sie sich mit dem System arrangierten. Kulturelle und sprachliche Eigenheiten wurden allmählich fallengelassen. Zunehmend ersetzte Ungarisch das Deutsche als Alltagssprache. Dennoch bewerten die Heimgekehrten die Rückkehr in der Retrospektive meist positiv. Heimat ist für sie auch aus gegenwärtiger Sicht keine beliebige Option, sondern alternativlos.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

7. Anhang

7.1. Interviewedition[741]

A.Sch.: „Ich hab gesagt: 'Ich will zurück nach Ungarn.'“

B: Ich bin 1930 geboren. Jetzt bin ich in meinem achtzigsten Lebensjahr. Die Schule hab ich abgeschlossen. Das war eine Bürgerschule. Nach der Bürgerschule wollte ich weit lernen, aber ich durfte nicht, die haben mich nicht aufgenommen, weil ich war ein Deutscher. Das hieß damals ein Verbrecher. Das muss man wissen – hier waren alle Deutsche die, die deutsche Nationalität oder Sprache hatten oder einen deutschen Namen hatten – die waren alle verdächtig. Na ja, wir wussten schon, dass es soweit kommen wird. Der erste Transport ist 1946 nach Westdeutschland geschoben worden in die Nähe von Stuttgart, also in die schwäbische Umgebung. Und das waren rund 1200 bis 1300 Mann – (die) sind hinausgewiesen worden – aber nach Westdeutschland. Und dann da war es ziemlich voll, wenig Platz. Es gab wenig zu Essen. Und dann haben die Amerikaner keine mehr aufgenommen. Aber jetzt muss man nachdenken. Es waren solche, die dem Volksbund angehört haben und jüngere SS-Soldaten, die haben sie nach Westdeutschland. Und die anderen, die noch hiergeblieben sind, die haben sie 1947 in die russische Zone – damals war noch kein Ostdeutschland, sondern russische Zone. Und dort bin auch ich in die russische Zone hingekommen. Ich bin die ersten drei Wochen nach Pirna und von dort nach Rathmannsdorf. (–) Meine Eltern waren hier, die haben hier gelebt. Und meine Großeltern haben in Vaskút gelebt. Die haben dort einen Betrieb gehabt und haben sich mit allem beschäftigt. Und ich hab dort geholfen. (–) Wir haben uns schon gedacht, das wird was geben. Aber wann, das wussten wir nicht. Also am 18. August früh am Morgen sind sie gekommen. Keine Seele von uns – also das war in Vaskút von hier 8 Kilometer – (da) hat niemand hat mehr hinaus dürfen aus der Gemeinde. Dann sind sie schon gekommen mit einem Zettel. Also da standen schon Namen drauf von der Familie. In einer Stunde sollten wir fertig sein, weil es kommt ein Kraftfahrzeug und

[741] Die hier angeführten Editionen der Gespräche wurden in ein leserliches und zusammenhängendes Format gebracht. Auf dialektale Eigenarten, Satzbrüche und grammatikalische Fehler wurden ausgebessert, sowie einige Auslassungen vorgenommen. Die biographischen Skizzen der jeweiligen Gespräche sind unter Punkt 3.6. „Kurzbiographien“ unter dem jeweiligen Kürzel zu finden.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

nimmt uns – dort in Vaskút war ein Bahnhof – hinaus zum Bahnhof. Das hätten wir nie gedacht! Da weiß man nicht, was man mitnehmen soll. Das sah dann ungefähr so aus: ein Beutel mit hundert Kilo, davon 80 Kilo alles andere, Lebensmittel 20 Kilo – zwei Kilo Bohnen, zwei Schmalz, Fett, Fleisch. Und dann sind sie gekommen und haben uns hinausgeschoben auf den Bahnhof. Dort waren wir bis die anderen auch gekommen sind. Am nächsten Tag sind die Waggons gekommen und (sie) haben uns einwagoniert. Dann sind wir dort am 19. August von Baja nach Pirna. Dort waren wir drei Wochen (–) Da war die sogenannte „Graue Kaserne", das war ein Desinfektions-, wie soll ich sagen, so ein Lager. Dort haben sie uns untersucht, ob wir keine Krankheiten haben oder so etwas und dann sind wir entlassen worden. Wir sind nach Rathmannsdorf mit den Großeltern. (–) Meine Großeltern, die Urgroßmutter und ich. Meine Eltern, die waren ja hier in Baja und sind auch hier geblieben, darum bin ich zurückgekommen. Die anderen, die was junge Leute (waren) die über 18 Jahre, (die) sind nach Auerbach (gemeint ist die Gemeinde Auerbach im sächsichen Erzgebirge) gekommen. Dort ist ein Bergwerk. Dort haben sie gearbeitet, dort haben sie sich müssen niederlassen, dort haben sie in der Holzkohlegrube arbeiten müssen. Das war keine Zwangsarbeit mehr, die haben Bezahlung bekommen so wie früher auch. Ich habe dort am Bad Schandauer Bahnhof gearbeitet – Strecken abreißen, wegreißen. Und die haben wir gleich in die Waggons und die sind dann nach Russland. Von dort sind schon die Gefangenen gekommen. Und dort hab ich gearbeitet. 32 Mark war der Wochenlohn. Aber für die 32 Mark konnte man nichts kaufen ... außer Haaröl oder so etwas. Lebensmittel waren sehr teuer, das hat man nicht kaufen können. Und... das war so... der Bauer, der was sich mit Bauerei (gemeint ist Landwirtschaft) beschäftigt hat und Schweine hatte, dem haben sie gesagt, so viel musst du weggeben an den Staat. (–) Wir hatten Geld. Das Geld hatte aber keinen Wert. Also, wer eine Zigarette geraucht hat, damals eine Chesterfield Zigarette, das waren fünf Mark. Und 32 hat man verdient wöchentlich. Die ungarischen Zigaretten waren auch sehr beliebt. Die waren zwei bis drei Mark eine Zigarette. Und Zigaretten hat man keine gegeben für die Lebensmittelkarten. Und da hab ich gesagt, was sie mir hier gebracht haben, die Lebensmittel, das will ich hier nicht aufzählen – ich geh wieder zurück auf Vaskút. Ich hab den Großeltern Holz besorgt. In der Umgebung von Bad Schandau. (–) Ich habe sehr viel Holz für den Winter eingesorgt und bin zurück (–) Das war noch im selben Jahr 1949 im August. Und am 4. November bin ich von Rathmannsdorf weg

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Richtung Adorf (gemeint ist die Gemeinde Adorf im Vogtland). Dort hab ich am Abstellgleis von der Bahn, von der Eisenbahn, gewartet. Auf der anderen Seite der Grenze war Hof (gemeint ist der Ort Hof an der Saale in Oberfranken). Da hab ich gesagt, das mach ich zu Fuß. Das war auch eine Grenze: die sowjetische und die amerikanische. Erstmal ist es mir nicht gelungen. (–) Die (Großeltern) sind hiergeblieben. (–) Wir waren da (in Ungarn) die ganze Familie. (–) Sie sind dort gestorben, die sind dortgeblieben. Sie hatten keine Möglichkeit zurückzukommen. Ich werde ihnen die Dokumente zeigen, (und) dass sie sehr viel eingereicht haben (bei den Behörden), dass sie zurückwollten. Das sind ungarische und übersetzte Dokumente, das werde ich (ihnen) schon zeigen. Und die sind dortgeblieben.

Und ich bin dann angekommen in Adorf, ungefähr 9 Uhr abends und da haben sie mich gleich erwischt. Weil ich hab so ein Dokument gehabt, das ich eingereicht habe, dass ich nach Adorf fahren will. Die Polizei hat mir ein Papier gegeben – bis Adorf konnte ich reisen. Es war nämlich so in der sowjetischen Zone, wenn jemand reisen wollte, Eisenbahn oder Bus, hat er ein Ausweispapier müssen aufzeigen, wo die Polizei bestätigt, dass sie diesen Ausweis herausgegeben hat, dass ich nach Adorf kann reisen. Es war nämlich so: in einem Kreis von 50 Kilometern hat man können reisen ohne Papier. Es waren schon mehr, es waren 100 oder 130 Kilometer oder noch mehr. Dort haben sie mich geschnappt und haben mich, wo es schon Nacht war, in einen Raum gesperrt. Dort waren wir schon unsere 90 oder 120 (aufgegriffene Grenzgänger). Dort waren Schmuggler oder so etwas. Weißt du, von Westdeutschland haben sie Schnaps und Zigaretten nach Ostdeutschland geschmuggelt und die haben sie dann an der Grenze oder im Wald oder so geschnappt. Die haben gesagt: „Also jetzt ist schon alles hin, jetzt trinken wir halt den Schnaps“ – die 90 oder 120 oder was sie (da) waren, ich weiß nicht mehr wie viele es waren. Bis am nächsten Tag in der Früh waren alle besoffen. Dann haben sie uns auf einer Aushörung vorgeprüft. Und ich bin – also es waren sehr viele bis die alle ausgehört waren – ich war schon am Abend gegen fünf Uhr an die Reihe gekommen. Ich hab gesagt: „Ich will zurück nach Ungarn.“ Nein, ich musste zurück, wo meine Wohnung ist. Also zu meinen Großeltern (–) Das war so eine Zweistube. Wie sagt man? Zwei Räume und eine Küche. Das stand für uns zur Verfügung. Das war schon ausgeweißelt, das war schon alles fertig. (–) Also, wenn ihr mich nicht zurückführt und sagt ich soll zurückgehen, dann gibt’s nix, dann geh ich heut' Nacht noch über die Grenze. Und es ist

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

auch so geschehen. Es war schon fünf Uhr. Bis die mich angehört haben, war es schon finster, es war schon Nacht und auch Nebel. Das war am 4. oder 5. November. Es war sehr neblig. Dann hab ich jemanden gefragt: „Welche Richtung ist Hof?“ Der sagte: „Jetzt sieht man es nicht so sehr. Aber wenn der Nebel ein bisschen runtergeht, dann sieht man (es). Dort, wo es sehr gut ausgeleuchtet ist, das ist Hof.“ Dann bin ich dem Licht nachgelaufen. Das war sehr schwierig. Weil die Schmuggler sind gekommen – da meinte man, das ist die Grenzpolizei oder so etwas (–) Wie ich angekommen bin, wusste ich nicht, wo ist der Bahnhof. Geld hatte ich sehr viel. Deutsche Mark auch. Damals war (es) noch im Westen auch das gültige (Geld): Reichsmark – im Osten auch. Die Währung ist später gekommen (–) Ungarische Forint hatte ich auch. Das war hier in der Schultertasche. (Zeigt auf Schulter) Die habe ich von zu Hause mitgenommen. Das waren 5000 Forint. Das war damals so viel Geld, dass man sich ein kleines Haus hätte kaufen können. Und deutsche Mark – ich hab sehr viel Zigaretten gehabt. Die hab ich verkauft. (–) Ich wollte nicht mehr zurück (gemeint ist die SBZ), (ich wollte) nach Ungarn! Durch die Tschechoslowakei konnte ich nicht. Ich konnte kein Tschechisch, aber Deutsch hab ich gut gesprochen. Das war jetzt schon vor 60 Jahren die Vertreibung. Und so haben die mich vielmals geschnappt. (–) Das erste war von Hof nach Regensburg. Von Hof bis Regensburg bin ich mit dem Zug. Der Zug war sehr voll. Sogar auf den Waggons sind die drauf gelegen oder gesessen. Dann war ich schon in Hof. Morgens in der Früh bin ich von dort weggefahren. Um drei oder vier Uhr war ich in Regensburg. Dort war (ich) ein, zwei, drei Stunden und dann bin ich mit einem anderen Zug nach Passau gefahren. Ich bin auf den Passauer Zug aufgestiegen und bin angekommen in Passau morgens in der Früh. Dort hab ich niemanden gekannt. Aber ich hab gesehen, da waren ungarische Schiffe auf der Donau. Dort hab ich dann geschlafen vier oder fünf Tage. Am Tag bin ich hinaus nach Passau. Das war eine sehr internationale Stadt. Die meisten dort waren Ungarn. Da hat man nichts anderes gehört, nur die ungarische Sprache. Da waren (auch) polnische Flüchtlinge – das war international. Das Leben hat dort nicht viel gekostet (ein Leben war nicht viel wert). Dort war immer Mord, wenn sie Geld gespürt haben. Und dort nach fünf Tagen habe ich mich informiert, wo ich über die Grenze nach Österreich komme. (–) Die Schiffer hab ich gefragt, wo ich über die Grenze gehen kann. Da haben sie gesagt in Wegscheid (gemeint ist Wegscheid bei Passau in Bayern), das war von dort ungefähr 28 Kilometer von dort über die Grenze. Da war Gebirge und Wald und so etwas.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Das hat mir imponiert. Wir sind zusammengekommen, die nach Ungarn wollten – 42 (Leute). Dort sind wir auch über die Grenze ohne Probleme. In der Nacht sind wir über die Grenze und früh morgens sind wir gegangen zu Fuß bis in die Nacht. (–) Ich weiß nicht mehr, wie das Dorf hieß, wo wir den Eigentümer gebeten haben, er soll zumachen heute Abend, dass wir da schlafen können. Wir bezahlten drei- oder viermal so viel, wie er in einer Nacht oder an einem Abend Einkommen hat. Er hat gesagt: „Das ist gut." Wir sind ja den ganzen Tag zu Fuß gegangen, wir waren alle sehr kaputt. Wir sind eingeschlafen. Das war eine Kneipe. Auf den Tischen und auf den Bänken und auf den Stühlen sind wir gelegen. Und dann auf einmal bin ich aufgewacht und dann sagte ein Polizist: „Ausweis bitte!" Und dann haben sie uns geschnappt. Und alle, die dort gefangen wurden, haben sie mit nach Urfahr genommen in Österreich. Das war bei Linz auf der anderen Seite. Wir sind deshalb nach Wegscheid 28 Kilometer gelaufen, weil Wegscheid das war in der russischen Zone. Von dort konnten wir in die russische Zone gehen in Österreich – dort hat die Grenze dieselbe Grenze, russische-russische. Denn wenn wir in Passau hinübergegangen wären, dort waren die Amerikaner. Und dann hätten wir wieder Schwierigkeiten gehabt und wir hätten noch eine Grenze mehr überschreiten müssen. (-) In Urfahr dort haben sie uns in den Knast. Aber so viel, so viel Gold, Silber, also Schmuck, hab ich noch nie gesehen. Ein großer Tisch war voll. Vor uns haben sie Schmuggler geschnappt. Dort waren wir vier Tage. Dort haben uns erst die Russen ausgehört, dann die Österreicher. Dann haben sie uns ein Papier gegeben, dass wir bis zur ungarischen Grenze gehen können– ohne dass uns etwas passiert. Aber für 42 Personen haben sie nur ein Dokument gegeben. Dort waren alle Namen drauf. Die Papiere berechtigten zum Verbleib in Österreich. Sie waren aber nur bei ein, zwei, drei Leuten. Wie die weg sind geblieben, waren wir ohne Papiere. Aber ich hatte Glück, wir sind irgendwie bei Sopron (Ödenburg/Ungarn) an der ungarischen Grenze angekommen, aber in der Stadt in Sopron haben sie uns wieder erwischt. Dann haben sie dort uns angehört, also woher wir kommen und wo wir hinwollen. Wir hatten keinen Ausweis. Die untersuchten auch, ob ich nicht schon einmal ungarischer Staatsbürger war. Ja, dann haben sie uns entlassen. Nicht entlassen, sondern nach Budapest. Da war wieder ein großes Lager. Das war ein internationales Lager. Dort waren Deutsche, Griechische... also alle, die mit dem Krieg etwas zu tun hatten. Die wollten jetzt alle nach Hause. Es gab auch solche, die von Deutschland nach Griechenland wollten oder nach Jugoslawien oder

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

solche, die von Rumänien nach Deutschland wollten. Also das war alles durcheinander. Dort war ich drei Wochen, vier Wochen. Und dort hab ich so Glück gehabt. Dort war ein Landsmann, der war dort auch in der Gefangenschaft (–). Er sagt, ich könne auch „házimunkas“, also Hausarbeit machen. Da hab ich so ein Tafel gehabt, da war so eine Nummer und da stand „házimunkas“ drauf. Ich fand tatsächlich Arbeit und in ich an ein Tor gekommen, wo ich aufgeschrieben habe, wer hereinkommt, acht Stunden. Mit dem Auto, wenn jemand hereinkommt, so und so ein Kennzeichen hat er und so etwas. (–) Ich wollte nach Österreich, dass ich wieder frei bin. Dass ich das wieder probier' zurückzukommen. (–) Und dann hatte ich Glück, dann ist es mir gelungen. (–) Am 8. Dezember, das war Feiertag. Dann bin ich wieder hier angekommen hier in Baja bei meinen Eltern. Das erste war, ich hatte keinen Ausweis. Gar nichts. Gearbeitet hab ich in den Weinbergen und bei meinem Vater als Tagelöhner. Und im Frühjahr, also März/April, hab ich mir gedacht, ich geh zurück nach Deutschland. Ich hatte kein Papier. Dann bin ich zur Polizei. Ich hab gesagt, ich bin ausgewiesen worden, weil meine Eltern die wohnten hier in Baja. Sie haben mich ausgefragt über hier und dort und Österreich und wo ich war. Dann haben sie mich entlassen und gesagt, ich soll in drei Wochen wieder kommen. Dann haben sie mich wieder ausgefragt. Hier in Baja die Polizei. Das hat sich wiederholt ungefähr dreimal oder viermal und dann haben sie gesagt: „Also, du bekommst einen Ausweis. Du hast wieder die ungarische Staatsbürgerschaft.“ Und dann habe ich Arbeit gesucht. Aber es dauerte nicht lang. Dann hab ich als Lehrling – ich hatte hier einen Bekannten, der war Elektriker – Elektriker und Wasserleitungsmonteur gelernt. Aber gleichzeitig bin ich schon untersucht worden, ob ich nicht krank bin für das Militär und bin dann bei der Flussmarine (gewesen). Da war ich dann drei Jahre als Soldat.

I: Warum haben sie sich denn letztendlich dazu entschieden... für die Rückkehr?

B: Also, wenn jemand eine Sehnsucht hat, dann muss er gehen. Wenn er keine Sehnsucht hat, dann ist ja alles hin. Aber ich hatte sehr große Sehnsucht nach Baja. Hier bin ich in die Schule gegangen und hier habe ich meine Freunde... darum – und meine Eltern freilich! (–) Die Leute haben mich hier eben gekannt, ich bin hier in die Schule gegangen. Und sogar die Polizisten auch, die wussten es nicht, dass ich in Deutschland war und dass ich ausgewiesen war. Der eine oder andere wusste es, aber der hat nichts gesagt. Und darum bin ich ja zur Polizei und hab gesagt: „Ich bin von dort gekommen... wenn sie mich

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

raus haben wollen, dann gehe ich hinaus und wenn nicht, dann sollen sie mir die Staatsbürgerschaft geben.“ So einfach war es, das war kein Problem.

E.M: „Na gut, wir gehen schon dorthin, aber wir kommen wieder heim.“
B: Ich bin 1926 geboren. 1947 sind wir vertrieben worden. Das war schon traurig. Stellen sie sich vor, wir hatten ein großes Haus, ein Bauernhaus gehabt. Kühe und Schweine und Pferde und allerhand. Und dann haben sie gesagt, 25 Kilo darf man mitnehmen, weil dann nehmen sie uns mit in einen anderen Ort, weil aus der Tschechoslowakei bringen sie die Ungarn daher und wir müssen nach Deutschland. Dann hat sich der LKW in den Hof hineingestellt. Dann ging es ganz schnell. Das waren gute Freunde und die hatten ein großes Grundstück und dort war ein Haus drauf gebaut. Und dorthin haben sie uns mitgenommen. (–) Wir haben schon immer hier gelebt. Eltern, Großeltern, Urgroßeltern. Eigentlich in der Zeit Maria Theresias hat man uns da hierhergebracht. Das war 1724, so hat man das Datum festgestellt. Na ja, sie können sich vorstellen, Verwandte und Bekannte einige waren dageblieben. Der Onkel war etwas weiter – im dritten Ort – und wir müssen weg. Na ja, da hat man geweint. Dort in Deutschland hat man uns mit Blaskapelle empfangen, aber wir, wir haben geweint. Das war nicht egal. Das war auch traurig. Die, wo sie uns ins Haus hineingenommen haben, die wollten uns ja nicht aufnehmen. (–) Die wollten uns nicht einlassen. Da waren wir mit dem Bündel an der Straße gelegen und dann sind wir zum Bürgermeister gegangen und der hat einen Polizist mitgegeben, dass die uns hineinlassen. Das war in Deutschland in Ebersdorf. Nach Ebersdorf hat man uns getan (–) da war es ja so schlecht. Nicht nur wir sind nach Hause gekommen. Ich hab noch nicht gezählt, wie viele Familien heimgekommen sind. Aber es waren immer kleinere Gruppen – nicht auf einmal. Am elften Tag sind wir angekommen. Wir mussten durch drei Grenzen schwarz gehen. Das war nicht leicht. Da mussten wir 15 bis 20 Kilometer laufen – immer nachts bis wir wieder Bescheid gekriegt haben, wo wir warten müssen und wo die sind, die was uns über die Grenz' schaffen.
I: Wie war denn das genau? Sie sind nach Pirna gekommen mit dem Transport? B: In Pirna dort hat man uns in eine Kaserne. Dort waren wir 14 Tage und in dieser Zeit haben die dann die Leute eingeteilt. Weil höchstens zwei Familien haben sie in einen Ort getan, mehrere nicht. Und wo Jüngere waren, von 18 bis 25, die haben sie ins Erzgebirge getan. Da mussten die in der Grube arbeiten. I: Die Arbeitsfähigen? Oder waren sie da auch

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

dabei? B: Wir nicht – ich hatte eine Schwester. Ich war damals zwanzig, die Schwester ist fast drei Jahre jünger als ich. Wir sind dort in der Umgebung geblieben. I: Wie lange waren sie in Deutschland? B: Ich war dann vier Monate da. (Lachen) Die Oma hat etwas Zusatz gekriegt, weil Geld hatten wir ja auch keins. Keine Arbeit und kein Geld. Da hat die Oma etwas Geld gekriegt. (–) Und die Nachbarsfrau, die hat ein achtjähriges Mädchen gehabt. Wir vier Personen sind dann wieder abgehauen auf einmal. I: Das war ja dann keine spontane Entscheidung. Das hat man ja nicht von jetzt auf gleich entschieden... B: Na gut, wir gehen schon dorthin, aber wir kommen wieder heim. Das war gleich in unserem Sinn, dass wir wieder heimkommen. Wir wussten gleich, dass wir wieder zurückkommen. Das war ja alles falsch, was die mit uns gemacht haben. Jetzt hat man es ja schon bereut. Aber, na ja, es war geschehen. I: Was haben sie für Erfahrungen mit den Deutschen gemacht? B: Eigentlich, das waren alles arme Leute dort. Die waren nicht gut zu uns. Die haben uns geschimpft und haben auch gefragt, warum wir dort hingekommen sind. Sie dachten, wir wollten in Ungarn nicht arbeiten und deswegen hat man uns aussortiert. Sie dachten, wir sind ungarische Zigeuner und ob wir auch die Wahrheit sagen können oder sonst was. Weil die Oma und die Mama, die haben noch so lange Röcke gehabt. So bayrisch waren die angezogen und deswegen haben die so was gesagt. Die, was lange Röcke (tragen), sagen alle die Unwahrheit. Und ob es auch Kinderwagen gibt in Ungarn. Die haben uns direkt als Zigeuner angeschaut und waren sehr böse, weil wir gekommen sind und auch noch mitessen. Ich weiß nicht mehr genau, wie viel Gramm Brot wir täglich bekommen haben. Kartoffel, das hat es gegeben. Wir haben eine sehr gute Oma gehabt. Die hat immer mit mir getauscht. Ich hab ihr meine Kartoffeln gegeben und sie hat mir Brot gegeben, weil ich Kartoffeln überhaupt nicht mag. Ich esse gerne, aber nicht so nur im Wasser abgekocht. Nur Kartoffeln mit nichts – das waren wir nicht gewohnt. Wir haben Schweine geschlachtet – jedes Jahr so viel wie die Familie gebraucht hat. Dort gab es nichts. Einmal ist eine Frau gegangen und hat gesagt: „Heute gibt's Hering, heute gibt's Quark!" Das war selten, das war nicht jeden Tag so. Einmal in der Woche hat es was Anderes gegeben. Die waren arg böse. (–) I: Wie ist das denn abgelaufen mit der Rückkehr nach Ungarn? (–) B: Na ja schon, dort (der Bestandgeber) der hat bei der Eisenbahn gearbeitet. Und da haben wir die Landkarte genommen und haben geschaut, wo durch. Durch die Tschechei konnten wir nicht kommen, das wäre einfacher gewesen und kürzer der Weg. Aber von dem kann keine Rede sein. Und da

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

haben wir ausgeschaut, welche Strecke wir fahren müssen. Die haben uns eingeschränkt. Wir durften nur 30 Kilometer ringsum weit wegfahren. Ich weiß nicht – haben sie das gespannt, dass wir vielleicht abhauen? Da haben wir sie angelogen. Wir haben gesagt, (es) sind wieder Aussiedler angekommen und haben eine Strecke bis fast an die Grenze angegeben. Weil wir mussten so fahren in der Westzone – Bamberg, Nürnberg, Regensburg, Passau. Und dann haben wir so in der Nähe von Bamberg haben wir uns einen Ort ausgeguckt und haben dem Polizisten angegeben, (dass) dort Aussiedler angekommen sind und die haben auch uns was mitgebracht. (Lachen) So haben die uns dann einen Schein gegeben. I: Und dann durften sie über die Grenze? B: Bis 15 Kilometer vor die Grenze sind wir dann gefahren. Na ja, wie geht's jetzt weiter? Wir konnten nicht über die Grenze. Wir hatten ja keinen Pass und gar nichts gehabt. Damals gab es noch keinen Pass in Ungarn. Den hätten sie sowieso nicht lesen können, das hätte uns nicht geholfen. Dann sind wir in dem Ort ausgestiegen und haben dort übernachtet. Weil es war dann schon Nacht, bis wir dort angekommen sind. Es waren doch überall noch gute Leute. Die haben wir gefragt, wie wir über die Grenze kommen können. Da war eine sehr nette Frau, die hat uns gesagt, wie wir müssen eine Strecke laufen. Auf die Schranke (sollten wir) achten, wo die Grenze ist. Dort sind schon die russischen Soldaten, die russische Armee. Ihre Tochter ist dann mit uns gegangen bis zu der Schranke hin. Und das war sehr beleuchtet. Da haben wir warten müssen, bis die Grenzjäger getauscht haben. Bis sie abgewechselt haben einander. Da war ein Graben, da war Wasser drin. Bis zu dem Graben hin mussten wir geduckt laufen. Es hieß, dort ist schon Westen bei dem Graben. Na gut, wir haben's überstanden. Das war komisch. Von der hinübergekommen anderen Seite sind auch schon zwei Gruppen gekommen. Die haben gefragt: „Wie steht's dort?" Wir haben gesagt: „Sie können ganz beruhigt gehen." Wir sind dann. Dann mussten wir wieder laufen. Eine kleine Strecke konnten wir mit einem Auto fahren. Das war erst die erste Grenze. Dort (angekommen) haben wir dann in einer Pension übernachtet. Und von dort sind wir dann gelaufen, um in einen Zug nach Bamberg zu kommen. Dann sind wir eine große Strecke gefahren, aber nur die Hälfte bis in Nürnberg. Dort mussten wir aussteigen und warten gegen Mitternacht, bis der nächste Zug weitergeht. Da war ein ganz großes Gebäude, da sind wir hochgegangen, da hat uns niemand gestört. Morgens um fünf Uhr ist es dann weitergegangen. Da sind wir dann bis nach Passau gekommen. Jetzt waren wir in Passau, aber wo ist die Grenze. Man hat gesagt, bei Passau ist die

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Grenze. Zu viert waren wir. Die Frau mit dem achtjährigen Mädchen, meine Schwester und ich. Na ja, da haben wir die Leute gefragt und die haben gesagt dort oben, dort ist die Grenze. Und dort ungefähr in der Mitte von dem Berg, dort war ein Haus und da war ein Friedhof und da hab ich gesagt zu den anderen: „Ihr bleibt hier und ich frag die Leute, ob da wirklich die Grenze ist, und ob sie uns vielleicht helfen können“. Die anderen haben an einem Friedhof oder so gewartet. Bis ich dann wieder runtergekommen bin, waren die anderen drei schon längst von der Polizei geschnappt und mich dann selbstverständlich auch dazu. Dann hat er uns mitgenommen. Er holte uns ins Büro. Und da ist doch die Donau bei Passau und die war überschwemmt. Und dann haben sie uns auf den Rücken genommen in ein Boot hinein. Und dann sind wir auf dem Boot auf der Straße ins Büro gefahren. Und der Oberste, der hat uns dann gleich nach den Papieren gefragt. Wir haben gesagt: „Wir haben keine Papier, keinen Schein, wir können uns nicht beweisen, wer wir sind.“ Da sagt er: „Das gibt es doch nicht, wie trauen sie sich dann so eine große Strecke zu fahren mit nichts? Das muss Gottvertrauen sein.“ Die haben dann behauptet: „Ja, die Leute die haben wir erwischt.“ Vielleicht so, vielleicht anders. Der hat uns gründlich ausgefragt. Dann hat er gesagt zu denen: „Lass doch die Leute gehen. Das sind keine Mörder, das sind keine Verbrecher. Was möchtet ihr mit denen. Lasst sie doch gehen in ihr Schicksal.“ Da haben sie uns zum Roten Kreuz gebracht. Dort haben wir Mittagessen bekommen. Und dann haben sie gesagt, wir sollen doch tun, was wir uns vorgenommen haben. Da sagte uns ein Mann, da gibt es so einen Zug, der fährt später ab, mit dem sollen wir fahren bis an die letzte Station und dort sollen wir dann wieder fragen, wie es weitergehen kann. Das haben wir auch gefunden, ich weiß nicht, das war so ein Ort, in dem wenige Leute gewohnt hatten. Das war so ein kleiner Zug, der uns mitgenommen hat. An der letzten Station sind wir ausgestiegen. Da haben wir Leute gefragt, die dort angestellt waren, wie es jetzt weitergehen soll. Die haben gesagt, sie haben keine Ahnung, wie man da weitergehen kann. Da haben wir dort übernachtet. Die waren sehr nett die Angestellten. Da waren so eiserne Betten und die haben gesagt, dass wir ruhig uns dort hineinlegen (können), wir können da schlafen. Vor ihnen müssten wir keine Angst haben. (–) Am nächsten Morgen war da ein LKW. Da haben wir nachgefragt und da hat sich herausgestellt, dass wir mit denen ein Stück mitfahren können. (–) Am nächsten Tag haben wir uns herumgefragt und da hat eine Frau gesagt: „Dort in diesem Haus, da wohnen zwei Männer, zwei Jungs, die schaffen die Leute über die Grenze.“ Und dann

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

sind wir dort hingegangen. Die waren erschrocken, weil es noch Tag war, wie wir sind zu ihnen gekommen. Dann haben wir uns dort ein bisschen versteckt und mussten warten, bis es wieder Nacht war. Und dann sind wir gegangen. Es war so dunkel, so finster, dass wir zwei Meter nicht gesehen haben. Das war mitten im Januar. Es war so wie jetzt, es hat getaut und der Schnee war geschmolzen, dass es Matsch war. Da hat es dann so Wasser gegeben und der Boden hat so gequatscht. Da wussten wir, in diese Richtung müssen wir gehen. Dann waren wir an einer Kuppel. Dann haben sie gesagt, dort unten, wo die Lampen sind, dort ist schon Österreich. Sie gehen jetzt zurück und wir sollen versuchen, dort hinunter zu kommen. Im ersten Haus war auch Licht, dort haben wir zum Fenster hineingeschaut. Da haben wir gesagt, da klopfen wir nicht. Das hat so komisch ausgeschaut. Die Wand war schwarz. Das dritte Haus war auch beleuchtet, da haben wir dann auch geklopft, die Leute haben uns hereingenommen und die Leute waren sehr sehr freundlich. Es war auch ein bisschen dreckig, so mit Ziegelsteinen war der Boden. Aber wir waren froh, die waren sehr nett die Leute. Die haben eine Tochter gehabt, die war so 14 Jahre alt und einen kleinen Jungen und ein Dienstmädchen haben die auch gehabt. Ein Bett konnten die uns nicht geben, aber sie haben uns Stroh in einen Raum hineingetan und dann haben wir dort geschlafen. Am nächsten Tag haben wir dann auch wieder warten müssen. Der Hausherr ist gegangen und hat sich umgesehen, wie wir wieder weiterkommen. Wir waren jetzt schon in Österreich, aber ganz dicht an der Grenze. Wenn die uns sehen, dort waren ja schon die Russen, dann ist es aus. Da war es schon Heilig Drei König, der 6. Januar. Da haben wir, wie soll man sagen, Schuhe mit Schafwolle dem Mädchen gestrickt. Weil das Mädchen hat unsere (Schuhe) gesehen und die haben ihr sehr gut gefallen. Und auf einmal, von da, wo wir hergekommen sind, aus dem Wald heraus, kamen elf Leute. Kinder waren auch dabei, Mann und Frau... Die sind den Russen direkt in die Hände gelaufen und da haben die Russen die mitgenommen. Das haben wir gesehen. Da haben die Hausleute gesagt: „Schnell auf den Boden hinauf." Hinter dem Kamin haben wir uns dann versteckt. Und die Russen haben dann auch dort gefragt. Die haben angeklopft und haben dann den Hausherren gefragt, ob sie vielleicht auch jemand gesehen haben, oder dass jemand hineingekommen ist. Der hat gesagt, er habe niemanden gesehen. Eine Hausuntersuchung haben sie dann nicht gemacht. Dann sind die weitergegangen mit den Leuten. Und als es dann wieder finster geworden ist, hat der Hausherr gesagt: „Jetzt gehen wir!" Da war ein Fluss oder ein Bach, jedenfalls Gewässer

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

mit einer Brücke. Dort war eine kleine Brücke. Da hat er gesagt, dort müssen wir achtgeben. Er geht über die Brücke. Die Tochter ist mit uns mitgegangen. Wir sind mit der Tochter stehen geblieben und haben darauf gewartet, dass er ein Zündholz anmacht. Das bedeutete, dass wie kommen konnten. Und so sind wir über das Brücklein gegangen und dann noch vier oder fünf Kilometer gegangen bis zu so einer alten Brennerei. (–) Dort haben wir uns dann hingesessen und (haben) dann den Plan gemacht, wie es weitergeht. Da hat der Herr gesagt, (–) dass wir weitergehen sollen bis in den nächsten größeren Ort. Von dort aus geht der Bus nach Linz. Na ja, wir sind dort um Mitternacht angekommen. Aber jetzt wohin, wir haben uns dann in einen Eingang hineingestellt und es hat geregnet. Auf einmal kommen zwei Männer und die waren erstaunt, wer wir eigentlich sind. Da haben wir ihnen erzählt, woher wir kommen und wohin wir wollen, und dann hat der eine gesagt, er kann uns auch kein Bett geben, aber wenigstens ein Obdach. Wir können schon mit ihm mitgehen, seine Frau wird sich um uns sorgen und was zu essen geben. Das haben wir dann auch so gemacht. Wir konnten uns nur hinsetzen in der Stube, aber Gott sei Dank, das war warm und wir waren in Obdach. Dann mussten wir warten bis in die Früh. Ich weiß nicht mehr genau, aber es war noch ziemlich finster. Da sind sie ein Stück mit uns gelaufen, dann haben sie gesagt, dort ist dem Autobus seine Haltestelle. Der (Autobus) ist auch gekommen, wir sind eingestiegen. Da waren schon mehrere Leute gekommen. Auf einmal war ein Gemurmel und wir schauten hinaus aus dem Fenster. „Jesus, jetzt ist die Grenzpolizei da. Was wird jetzt mit uns?“ Die haben sich aber unter denen Leuten umgeschaut, die noch außerhalb des Busses waren. Aber wir waren schon drin. Reingekommen sind sie nicht – Gott sei Dank. So sind wir sind dann bis nach Linz gekommen. Dort gab es ein Büro, weil man hat doch von den deutschen Dörfern in Ungarn da, als die Russen uns besetzt haben, da hat man solche Jungen, auch junge Mädchen und Frauen, die hat man gesammelt. Na ja, wenn eine Frau ein Kind hatte, die war verschont geblieben, aber wenn das Kind schon größer war, dann hat man die auch mitgenommen, aber die waren drei Jahre da. Stellen sie sich das mal vor. Das war noch gleich nach den Russen, nachdem die uns besetzt haben. Der Krieg war beendet und am dritten Tag waren wir besetzt, der ganze Ort und die müssen dann beim Bürgermeister antreten, dort hat man die hingebracht. Und dann haben die Russen die mitgenommen nach Russland. Lang hat es gedauert, bis die eigentlich einen Brief abschicken konnten oder durften. Die mussten in der Grube, in der Kohlegrube mussten die arbeiten – Frau

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

wie Mann. Einige waren in der Küche, weil es wurde für die Leute gekocht. Aber einige mussten in der Grube arbeiten. (–) Ich weiß nicht 200, ich weiß nicht genau, wie viele man nach Russland geschleppt hat. Die Männer und Frauen, die geblieben sind, von denen ist keiner gestorben. Aber die Männer haben geraucht, das hat ihnen gefehlt, das Rauchen. Da haben sie Brot getauscht gegen Zigaretten und die sind dann ganz abgemagert gewesen und am Ende sind sie gestorben. Ungefähr 60 von den 200 sind gestorben. Uns haben sie solange in Ruhe gelassen. Die Russen sind im Oktober hereingekommen und schon von November an haben sie die verschleppt. Wir sind erst im nächsten Jahr (evakuiert worden). Im April war das, wo sie uns das Haus weggenommen haben und alle Tiere, aber erst im August hat man uns nach Deutschland geschleppt. Wir waren etwas besser dran, aber es hat uns ja auch nichts genützt. Ich weiß nicht warum, ich hab das heute noch nicht begriffen. Wir sind nicht mehr richtig auf den Fuß gekommen. Na ja, weil viele Leute verschleppt waren. Das Feld war da, das Viech und allerhand. Das Viech das haben auch einige zerteilt, aber das Feld hat niemand bearbeitet. In Deutschland hat man gesagt LPG. Und wir sind dann ins Staatsgut, dort haben wir gearbeitet. Meine Eltern und ich auch und die Schwester auch. Dann ist es schon ein bisschen auf den Fuß gekommen. Aber stellen sie sich vor. Als wir angekommen sind, haben die Leute noch etwas Angst gehabt, weil wir so schnell wieder gekommen sind. Die, die in den Häusern geblieben sind, die hatten Angst, dass ihnen noch was passiert, wenn sie uns aufnehmen. Dann sind wir nach Jánoshalma, das ist 28 Kilometer von hier ab und haben dort als Dienstmädchen gearbeitet. Die Frau mit ihrem Kind (–) ist nach Amerika gegangen. Die Frau ist schon gestorben, im vorigen Jahr im Herbst ist sie gestorben. (–) Ja, dann sind wir mit dem Autobus nach Linz und dort sind wir dann in ein Büro gegangen. Weil die haben das deswegen, das Büro, (um) die was nach Russland verschleppt waren, inzwischen hat man ihre Familie von Ungarn nach Deutschland gesiedelt und die hatten keine Ahnung gehabt, wo die jetzt sind. Und so hat es das Büro gegeben. Und die Leute haben sich dort angemeldet, haben dann ein bisschen Geld gekriegt und so konnten sie dann Auskunft kriegen, wo sie ihre Familie finden konnten in Deutschland. Uns hat man nicht gefragt, wer wir sind. Wir haben es auch nötig gehabt, weil das Geld war schon fast alle und was wir Kleidung mit auf den Heimweg genommen haben... Dort bei denen in Österreich, die haben uns noch etwas abgekauft, aber die Taschen waren schon fast leer und das Geld auch fast alles. Und dort, wo wir da

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

hingegangen sind, haben wir etwas Geld gekriegt und von dort sind wir bis nach Wien gefahren. I: Von Linz nach Wien? B: Ja und dort in Wien, der Bahnhof war ganz zerstört. Nur so Baracken waren aus Holz gemacht. Da gab es mehrere solche, die die Leute über die Grenze geschafft haben. Von Wien bis zur ungarischen Grenze. Nur, man musste den Betreffenden finden, wer das macht und für wie viel Geld. Dann sind wir wieder mit dem Autobus gefahren, so ungefähr fünf Kilometer vor die ungarische Grenze. Dort waren wir in einem Schuppen, in dem sie das Stroh aufbewahrt haben. Dort haben wir übernachtet und das war komisch. Wir haben den Hausherr gebeten, er soll uns wecken um eine bestimmte Zeit, weil wir mussten dann vier oder fünf Kilometer laufen zu Fuß zu der Grenze. Der hat uns nichts gesagt, aber der Hahn hat gekräht und dann sind wir aufgewacht. Und das war unser Glück, wir haben schon etwas Verspätung gehabt. Aber wir sind noch zur Grenze gekommen. Und auf einmal sagt er – da hatte sich noch eine Frau angeschlossen, die wollte nach Budapest gehen –, auf einmal sagte er, der uns über die Grenze führen wollte, jetzt er hat sich geirrt. Er (der Schlepper) wusste dann auf einmal nicht mehr wo zu und wo raus. Da haben wir gedacht: „Mein Lieber Gott, was machen wir dann?“. Dann war da so ein Akazien-, kennen sie die Akazienbäume? So lange Dörner haben die. Und das war noch kein richtiger Wald, sondern nur ein junger Wald. Und da waren viele so Zweige und durch den sind wir dann durchgelaufen. Da waren wir zerkratzt, als hätte die Katze uns verwischt. Auf einmal hab ich da ein Schild gesehen. Wir wussten da nicht, sind wir jetzt drüben oder noch nicht. Auf einmal hab ich das Schild gesehen und ich drehte es um. Da war es rot, weiß, grün. Ja, Gott sei Dank, das war die ungarische Fahne! Jetzt waren wir schon in Ungarn. Und dort waren Weinberge. Am Weinberg da haben mehrere Leute so eine Hütte gemacht. Wenn sie in den Weinberg gehen arbeiten und dann kommt ein Regen oder was, dann werden sie dort beschützt sein. Dann sind wir dort in die Hütte hinein und der Betreffende hat auch gesagt, wir sollen da bleiben, aber nicht rausgehen, dass uns niemand sieht. Er geht jetzt und kauft uns zu Essen und dann, wenn er zurück kommt, dann müssen wir wieder warten, bis es wieder Nacht wird und dann können wir weiter gehen. Und er hat uns auch zu Essen gebracht und als es wieder finster geworden ist, dann sind wir weiter gegangen. Wir sind dann durch zwei Orte weiter, dort wo wir wieder mit dem Zug weiter konnten. Da sind wir nach Györ gekommen. Und der war auch nett der Mann in dem Büro dort, der uns die Karten gegeben hat für die Fahrt. Wir haben gesagt, wir möchten auf die Post gehen

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

und einige Sachen nach Kalocsa (deutsch: Kollotschau) abschicken. Er schaute uns an – wir waren dem so komisch. Erstens schon wegen unserem Anzug und zweitens (wollten wir) von dort aus nach Kalocsa, das ist von hier aus 30 Kilometer, ein Gepäck abschicken. Da hat er gefragt: „Wer seid ihr?“ Da haben wir ihm alles erzählt, dass wir da in der Umgebung von Kalocsa wohnhaft waren und in Kalocsa haben wir Bekannte. Dann hat er gesagt, wir sollen ganz ruhig bleiben und im Wartesaal warten. Wir sollen keine Angst haben, die Polizei wird kommen. Er redet mit denen, aber wir sollen keine Angst haben. Dann hat er ihnen schon hineingewunken in das Büro. Wir waren in dem Wartesaal. Was er mit denen abgemacht hat, weiß ich nicht. Aber als wir herausgekommen sind, sind wir einfach weggegangen. Wir haben uns noch einen guten Tag gewünscht und die haben sich nicht weiter um uns gekümmert. Und so sind wir dann nach Győr. Der Zug hat dort wieder haltgemacht. Dann haben wir dort noch ein paar Stunden gewartet, bis es nach Budapest ging. Von dort war es dann schon ganz einfach. Im elften Tag sind wir dann heimgekommen. So lange waren wir unterwegs. (–) Hier war das dann ein bisschen schwierig. Die waren auf das nicht vorbereitet, dass die Leute zurückkommen. Ich müsste mal nachdenken, in diesem Ort wie viel Familien denn zurückgekommen sind nachher – nach uns. Und die Eltern waren ja auch noch draußen. Die Eltern, die mussten weiter warten. Unser Vater, der hat eine Arbeit bekommen, dort wo der Hausherr auch, bei der Bahn hat er gearbeitet, dort haben sie meinen Vater auch angestellt, dass er etwas verdienen kann. Und als sie wieder so viel Geld hatten, dass sie auch sich auf den Weg machten, dann hat man sie bei der ungarischen Grenze, Österreich/Ungarn, hat man die geschnappt und man hat sie nach Budapest geliefert. Und drei Tage haben sie hier in einem Keller gehabt und sie mussten die Mauer anschauen, durften nicht miteinander reden und dann wurden sie immer gefragt, von wo sie herkommen, wer sie sind und wo sie hinwollen. Drei Tage haben sie sie verhört. Und na ja, die haben sich bestimmt dann erkundigt, wie das steht auf dem Land (wie sie stehen zu dem Land). Dann haben sie sie wieder zurück über die Grenze hinübergeschmissen. Und in Österreich da war so ein Grundherr. Die haben Zuckerrüben angebaut und ich weiß nicht was so, und die waren dann froh, dass die Leute dorthin gekommen sind. Und dort haben sie für Taglohn gearbeitet. Das war so gut im Frühjahr. Dann sind sie dort gewesen über den Winter und dann erst im zweiten Jahr nach uns sind sie heimgekommen. Da waren sie ganz nah zur Grenze und dort ging es dann immer hin und her – so war das damals. Nach ihnen hat

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

man dann Minen gelegt bei der Grenze und das war dann ganz unsicher. Eine Familie, die sind auch gekommen, da ist die ganze Familie, und die haben eine Oma gehabt. Als die zur Grenze gekommen sind, da haben die gesagt: „ Na ja, Oma, jetzt gehst du vorne her!“. Und die Oma ist auf die Mine gelaufen und die ist explodiert und hat ihr eine Seite abgeschlagen. Die sind dann dort geblieben, die sind nicht heimgekommen. Aber es war gut, dass unsere Eltern dann schon daheim waren. (–) Wir wollten halt in Ungarn sein. Obwohl man uns schon Haus und Gut genommen hat. Aber trotzdem, wir liebten unser Land. Die waren schlecht zu uns, die haben uns Übel gemacht. Das waren so... Ungarn sind’s gewesen. Das ist vielleicht so fünf Kilometer weiter. Dort waren – die waren alle Dienstboten, (die) haben alle beim Bauern gearbeitet. Die sind dann reingekommen in den Ort. Da gab’s keinen Notar, da gab’s keinen Bürgermeister und gar nichts. Alles war zerstört. Da haben die sich die Macht genommen. Und mit Pferden und Wagen sind sie gefahren. Und das muss ich noch dazu sagen. Von Jugoslawien aus, sie müssen das wissen, dass der Hitler, damit er die Ungarn dran kriegt, hat er... weil Ungarn hat man doch zerteilt nach dem Zweiten Weltkrieg. Da hat Serbien, die haben etwas gekriegt und oben, die Tschechen, die haben etwas gekriegt. Selbst Österreich hat auch etwas gekriegt. Das meiste haben die Rumänen, die haben 38 Prozent gekriegt von dem Ungarn. Und da unten die in Serbien, das sind so böse Leute. Man hat gesagt, das sind die schlimmsten Leute auf der Welt, weil die haben eine große Rache. Bei denen zählt kein Menschenleben, nichts. Und als Hitler Ungarn einen Teil zurückgegeben hat, das war ein Tief von den Karpaten, so arme Ungarn, die vielleicht auch nur Ziegen gehabt haben, die sind dann hergekommen und haben sich in die Häuser hineingesetzt. Denn da hat man doch auch einige verschleppt. Das waren doch so Aufgeblasene. Die haben manchen Ungarn auch schlecht gemacht und da hat man die auch verschleppt und die sind in denen ihre Häuser hineingezogen. Und als das dann zurückgegangen ist, da sind die Serben gekommen und haben die was einem Serbischen was angetan haben, die haben sie festgenommen und dann sind die anderen, die auch etwas Angst hatten, und haben gehört, dass man jetzt in Ungarn kann die Häuser in Besitz nehmen, so sind die dann mit einem Bündelchen schwarz auch über die Grenze nachts gekommen und haben sich in die Häuser da hineingesetzt. Und die was mit dem Pferdewagen gefahren sind, die haben dann Bekanntschaft geschlossen mit denen, die haben sich angemeldet und dann haben sie gesagt: „Na gut, ihr kommt in dieses Haus“. (–) Die von der Tschechei, die haben die

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Ungarn weggejagt. Die Deutschen haben sie nach Deutschland und die Ungarn haben sie daher geschickt. Die waren aber gut dran. Das was zu mobilisieren war, das durften die alles mitnehmen. Die haben sieben oder elf Waggone gehabt. Die haben ihre Obste mitgebracht, sogar das Hundehaus haben sie auch noch mitgebracht. Die Henne saß auf dem Ei und hat gebrütet, die haben sie samt dem Korb mitgebracht. Und die hat man dann, da sind schon die größeren Bauern an die Reihe gekommen, die was noch da waren, weil die ihre mobilisierten Sachen mitbringen können, und da hat man die zu denen hineingetan. Und die waren gutherzig, die haben dann den, was der eigentliche Eigentümer gewesen ist, haben gesagt: „Na gut, du wohnst dort in dem kleinen Gebäude." Weil unsere Häuser waren so gebaut, das war das große Haus, das hat vier Räume gehabt, und daneben da war der Eingang, dort hat man ein kleines gebaut. Eine Stube und eine Küche.. Weil die jüngeren Leute – die Ur-Oma und die andere Oma, die waren in dem großen Haus – und die jungen Leute, das Ehepaar, die waren in dem kleinen. Die haben die Wirtschaft gemacht und die anderen waren dort. Die sind dann ganz gut übereingekommen. Und denen hat das auch nicht gefallen, dass sie von der Tschechei ihr Hab und Gut haben dort lassen müssen – ihr Haus und das Feld. Das sind die... die waren auch geschult, das waren anständige, gute Leute. Die hatten Anstellung, die haben Arbeit gekriegt beim Staatsgut und später sind sie nach Budapest gegangen und haben sich dort niedergelassen. Und dann haben sie gesagt zum Eigentümer: „Na gut, gibst mir ein paar tausend Forint, dann gehört es wieder dir das Haus." Der hat sein eigenes Haus wieder abkaufen müssen. Aber in unserem Haus, wir hatten deswegen kein Glück gehabt, weil das hat man zum LPG, zum Büro gemacht. Und so konnten wir das nicht zurück kriegen. Hát, wir haben's überstanden...

J. R: „Das war eine andere Welt noch... eine andere Welt."

In 47er, am 24. August war die Aussiedlung. Zehn Minuten hat das Postauto hier im Dorf gehalten, zehn Minuten haben wir gekriegt. Und dann packt ihr zusammen und dann ist fertig! Was sollst du packen in zehn Minuten? Nichts. Ganz wenig. Mein Vater der war gerade vom Spital heimgekommen, vom Krankenhaus. Der hat gelegen. Ich war fünf, die Schwester war vielleicht sechs Jahre alt. Ja, was sollen die Kinder machen, was meinst du? (–) Da waren noch mehr Leute vom Ort... unsere Nachbarn, der was da gleich neben dem Weg wohnt, auch die Großeltern. Und die waren mit uns dann an einem Platz. Ich

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

weiß die Adresse noch, die ist mir im Kopf geblieben. Das hat geheißen, wo sie uns in die DDR rüber haben: Oschatz, Kreis Meißen. Und die große Stadt war dort Lommatzsch. In der DDR war das. Dort sind wir mit dem Zug hingekommen. In Villány haben sie uns in die Wagons rein. Zehn Familien gingen in einen Wagon rein. Was sollten die so zusammenpacken, was meinst du? Nichts. Eine Decke, wo man sich hat hingelegt und dann zudecken tut. Das wars, was du hattest. (–) Da waren viele Leute, die in die Wagons reingekommen sind. (–) Die Tischplatten waren zerbrochen und alles voller Matsch. In Villány ist der Wagon losgefahren. (–) Die haben gesagt, wir sind Heimatverräter. Aber was habe ich getan? Ich war fünf Jahre alt, was habe ich von der Welt gewusst? Nichts. Da sind wir einmal auf den Hof gekommen. Ich weiß nicht, wie die Stadt geheißen hat. Dort haben sie den Zug hingeführt. Und von dort haben sie uns einquartiert in der DDR. Das war ein großer Bauer, der hatte ziemlich viele – fünfzig oder einundfünfzig – Rindviecher im Stall. Und der hatte eine große Wirtschaft, hatte er. Und dann, wo wir sind hingekommen, da hat uns die Hausfrau, die hat uns vom Wagon mit ihrem Wagen in das Haus hingeführt, wo sie gewohnt haben. Dort war nicht viel Platz, da hat man nicht mal einen Ofen reinstellen können. Kalt wars dort. Und die Sachen, die Fenster, die hat man den ganzen Winter nicht aufmachen können, weil die waren angefroren vor Kälte. Die Frau hat zu uns gesagt, wenn uns kalt ist, sollen wir zu den Rindviechern gehen. So wild war das. (–) Ich sag dir, wie das davor war. Die Russen sind gekommen, die Kommunistische Partei, die war hier im Dorf. Die haben die Listen zusammengestellt. Und der, was der Bürgermeister war, den haben sie wie er heimgekommen ist in der Nacht um zwei Uhr, haben sie ihn eingesperrt. Der hat auch müssen rausgehen. (–) Wir haben uns nicht gekümmert um den Krieg und die haben gesagt, wir sind die Gauner, weil wegen uns der Krieg war. Wegen uns? Warum? (–) Der Benes, haben sie von dem gehört? Das war ein *hát* großer Gauner und die haben ihm sogar ein Denkmal gesetzt. (–) Im Dezember war ich dort in Prag. Ich hab mir angeschaut diesen Platz. Und dann habe ich gedacht, schmeißt den doch um. (–) Das war nicht nur mit uns, nicht nur mit uns hat man das gemacht. Mit den Sudetendeutschen auch, dort waren drei Millionen Leut´. Die, was deutscher Nationalität waren, die hat man rausgetun – die was da geboren sind. Aber welche Nationalität wir sind, woher weißt du das? Und nachher sind die Russen gekommen, die Kommunisten. (–) Unsere Eltern-Eltern, die was sind hergekommen von Deutschland da auf Ungarn – 1702 war das, da hab ich Geld gefunden, als wir gebaut

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

haben. 1702, von da bin ich abgestammt. Die Familie war schon ganz lange hier am Ort. (–) Und die, was die Liste haben zusammengestellt, die haben die, was ihnen nicht gepasst haben, die haben sie raus. Die Kommunisten waren das. *Hát*, das war ein Bauer vom Ort. Die Kinder und Enkelkinder die leben noch hier, aber auf die bin ich nicht böse. Die haben doch nichts getan. Nur weil der Vater oder der Großvater ein Gauner war, was können die Kinder dafür? Kannst du dem was tun, weil der Vater das und das gemacht hat? Aber ich kann nicht mit diesen Leuten jetzt streitig sein, weil die können nichts tun wegen dem, die was die Kinder und Enkelkinder sind. Denn wenn man das so nimmt, dann reißt man immer die Wunde auf und das ist nicht gut. (–) Und in das Dorf, wo wir sind hingekommen dort, hat die Frau, die in dem Haus geholfen hat, die was da gewohnt hat, die die Wirtschaft bearbeitet hat, da hab ich einmal Kartoffeln gestohlen. Da war so ein großer Kessel, vier oder fünf Krumpli hab ich rausgenommen. Die brauchen wir für die Säu', hat sie gesagt. Für die Schweine brauchen wir die Kartoffeln. (–) Dort waren wir ziemlich acht Monate lang. (–) Von Dresden direkt zu dem Bauern in sein Haus. Eine große Station war da. Kreis Meißen hat das geheißen. Ich sag nochmal die Adresse, die mir im Kopf geblieben ist: Oschatz, Kreis Meißen. Das war die Adresse. Eine größere Stadt, so wie Siklós, so war das Lommatzsch. Wir waren von Meißen acht oder zehn Kilometer weg. Das war eine Kreisstadt – Meißen. Dann hab ich da noch einen Spruch gelernt, den weiß ich noch heute: Kartoffel in der Früh, Mittags in der Brüh, abends mit der Heit (Haut), so geht's bei sächsisch Leut'. Weil Kartoffeln waren dort *hát* viele, weil Frucht und Gerstensaft, das hatte keine Zeit zu wachsen bei dem Klima, das war kälter. Aber Kartoffeln das gab es ohne Ende – morgens, mittags, abends. Kartoffel und Kartoffel und Kartoffel. (–) Da gab es so Papierkarten, dass du in ein Geschäft bist gegangen, das war der Hitler-Speck. Da haben sie das vom Zwetschgenbaum und von der Quitte, das ist zusammengepresst worden. Und dann im Laden, da hat man gesagt, das ist der Hitler-Speck, die da im Laden. Die haben *hát* viele gekriegt von dem zu Essen, die was an der Front waren. Alles andere war sehr teuer und das haben sie können essen noch die Soldaten. Ziemlich acht Monate waren wir dort und dann haben wir uns zusammengetan mit unserem Nachbarn, der was da unten lebt, der war auch in einem der Häuser. Da waren zwölf oder dreizehn auf dem Platz, so kleine (Häuser). Und da haben wir uns zusammengeredet, dass wir wollen nach Hause gehen, wir bleiben nicht hier. I: Also das waren ein paar Leute, die haben sich zusammengetan? B: Jaja, wir waren zu

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

viert. Die Nachbarn, die Großeltern, die von den Nachbarn, die waren zu zweit. Die waren so sechzig Jahr' waren die schon alt. Und die dritten Nachbarn, die was hier wohnen, mit denen haben wir uns auch zusammengetan, die waren zu viert. Und dann nachts um zehn haben wir uns zusammengestellt und sind zu Fuß los. Von einem Betttuch haben wir einen Rucksack gemacht, da haben wir reingetan, was wir hatten. Weil wir hatten damals so einen Teppich, was man hinlegen tut auf die Erde, dafür haben wir zwanzig Laib Brot gekriegt. Da haben wir den Teppich eingetauscht. Damit sind wir los nach Hause. In Österreich die Grenzjäger und die *határ*-Polizei... wir wollten zu Hause gehen, weil unsere Freunde, mein Vater, seine Schwester und meine Mutter ihr Bruder, die waren auch hier da in Ungarn in Villány. Die sind geblieben und wir waren ausgesiedelt und wir wollten zurück wieder zu denen. Dann haben wir die zwanzig Laib Brot reingetan ins Betttuch. (–) Die Österreicher haben uns gescheucht, weil die vielen Leute, die auf dem Weg waren, die waren verdächtig, wenn die so einen Rucksack hatten. Und die haben sie zurückgelagert, die wo sie fangen haben können. (–) In der Nacht sind wir ziemlich viel gegangen, weil bei Nacht war es besser. (–) In einer Metzgerei haben wir ein paar Knochen gekauft und mit Draht und Papier zusammengewickelt und die Hunde, die wo sie uns nachgeschickt haben, die haben die Knochen erst freimachen müssen die Hunde. So lange haben wir dann können weitergehen. Bei Sopron sind wir reingekommen nach Ungarn. Aber ich sag, ziemlich in der Nacht sind wir gegangen, weil beim Tag war das nicht ratsam. (–) Dann sind wir in Sopron reingekommen und dann sind wir gekommen ganz bis Györ. Dort haben sie uns gefasst, weil die schwäbischen Leute haben doch den Kittel und die waren verdächtig. In Györ gibt es solche ungarischen Leute, die nicht diese Kittel tragen tun. Und dort haben sie uns gehabt, dort haben sie uns zusammengelesen wieder. Die Polizei hat uns eingesperrt solange und dann haben sie uns in Budapest ins *dologház*. Die was verdächtig waren wie wir auch, die rausgekommen sind, die haben sie dort zusammengelesen. Und dort waren mehrere tausend Leute. Das hab ich auch aufgesucht schon mit meinem Kamerad und seiner Frau. (–) Da wo sie die Leute eingesperrt haben, das hat geheißen Népköztársaság útja (heute Andrássy út in Budapest). Da wurden die verschleppten Leute zusammengefasst und da war ein Lager. Das war mitten in der Stadt, da fährst vorbei. Das war sechs Stockwerke hoch und da haben sie die Leute hinein so wie die Viecher. Dort oben im Matsch hat man gelegen und überall. (–) *Hát* viele Leute waren in einem Zimmer, *hát* viele. Und die Leute haben sie dann

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

zusammengefahren. Die was zurückgekommen sind, (–) die haben sie einwagoniert und auf die Grenze rausgeschleppt nach Ágfalva. Das war neben Sopron wieder, dort haben sie uns mit den Stiefeln rausgetreten aus den Wagons, weil wir sind Heimatverräter. Von Budapest nach Sopron zurück. Das war nicht über der Grenze. Die Grenze war hier (zeigt zum Eingang) und ein paar Meter davor haben sie uns rausgetreten vom Wagon. Der Wagon von dem Zug, der ist zurückgefahren nach Budapest. Und wir waren da und haben gesagt, wir gehen zurück. (–) Dann sind wir runtergegangen auf Kőszeg, also runter (holt Karte hervor). Wir wohnen hier, da ist Villány, Pécs, da ist Villány, da ist Sopron. Wir sind von Wien zu Fuß gekommen und da bei Sopron sind wir reingekommen, weil das ist der allernächste Platz, wo wir können nach Ungarn reingehen. Dann sind wir runtergegangen auf Kőszeg. Hier ist Szombathély, hier ist Kőszeg. Ja, dann sind wir daruntergegangen und sind dann da rein nach Ungarn gegangen. I: Zu Fuß? B: Ja wie, mit was sonst? Und dann sind wir rauf bis Villány. Villány ist hier. Aber die, wo sie gefasst haben, die haben sie zurückgetan wieder auf der DDR. Die haben dann raus müssen. (–) Aber es hat geklappt. Wir sind reingekommen so. Dann sind wir weitergegangen bis Pécs. Die, was in der Eisenbahn sind gewesen, die haben sie runtergeholt vom Zug. Du hattest ja auch kein Geld, nichts. Du warst so wie du warst. Ziemlich einen halben Monat hat das gedauert. (–) Acht Monate waren wir nicht hier. Und dann sind wir nach Villány gekommen und da hatte mein Vater einen Bekannten. Der hat gesagt, der hatte einen Weinberg, ein kleines Haus so groß wie das Zimmer, ein Viertel, und dort war ein Weingarten. Dort hat er geschafft und Arbeit gemacht, was er halt so gemacht hat. Er sagte, wir können dort sein, aber er weiß nichts davon. Zuallererst haben wir ein Glas gekriegt, wo wir können Wasser raus trinken. (–) Zu viert hatten wir einen Löffel. Das Gewand, das hattest du. Weiter gar nichts. Dort waren wir ziemlich so eine gute Woche. Aber die, die sie gefangen haben, die Polizei da, die haben sie rausgehauen auf der DDR. I: Dann wieder zurück ins Haus? B: Nein, da waren von Debreczen und von der rumänischen Grenze Leute gekommen, die haben sie da in unser Haus reingetun. Die hatten sieben oder acht Kinder. Und wie ich die Kinder gesehen hab in meinem Gewand, da hab ich sie gekloppt. Da sind die Eltern gekommen, die haben dann mich gekloppt. Die Schweine waren im Stall, die Rindviecher und die Pferd, alles war dort. Uns haben sie rausgehauen und die kommen dann daher und leben hier weiter. So lange die da waren, so lange ist das gegangen. Solche, die was hier gewohnt haben

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

und von Debreczen sind hergekommen, so ungarische *telepes* waren das. Die kamen von dort von Debreczen und von dieser Seite. Da war große Not auch. Viele Kinder hatten sie. Es waren Ungarn. Die haben sie in die schwäbischen Häuser reingetun die Kommunisten. (–) Und als die dann alle weg waren, waren die Schweine aufgefressen, alles. Die haben alles kaputt gemacht, die haben gelebt, von heute bis morgen haben die gelebt. Die haben hier nichts müssen machen, das war ja schon alles fertig. So wie wenn ich sag, jetzt setz dich zu uns an den Tisch und ess und trink von allem, was du magst. (–) Als sie alles von uns aufgefressen haben, dann sind die weitergegangen und sind an einen anderen Platz. Wir waren bei Verwandten, bei meiner Tante ihrem Mann, der hat einen Bruder hier da in einer anderen Gasse. Und der hat uns dann reingelassen. So haben wir ein Dach über den Kopf gekriegt. Und mein Vater, der war Schäfer geworden. Das hat er noch machen können. (–) Und in die LPG, da wurde er gezwungen. Die Leut' haben gesagt, er muss da reingehen. Und dann sind sie da reingegangen. Die Ungarn, die von was von Debreczen sind gekommen, die haben sie von da weggezogen. Dann haben sie von denen, die hier waren die Häuser weggenommen. Die haben aber schon hier und da an ihren Platz zurückgehen können. Aber das Gebäude, alles, das haben wir alles müssen kaufen. Was sie nach dem Krieg weggenommen haben, das haben wir alles müssen kaufen später. I: Haben sie es dann auch wieder gekauft? B: Ja. *Hát*, ziemlich so 37.000 Forint hat es gekostet. Das war viel Geld noch. Damals waren 1.000 Forint viel Geld noch, das war nicht in einem Monat zum Verdienen. Drei Forint und fünfzig Pfennig war ein Laib Brot. Da kannst du dir denken, wie lange wir an der Sache zahlen mussten. Der was hier gewohnt hat, der ist weitergezogen. Die Leut', die was ausgesiedelt worden und zurückgekommen sind, die haben alles müssen kaufen. Aber das Rindviech und so die Pferd, die sind in die LPG. Das hat dann alles der LPG gehört. Das ist nicht weit von hier. Da haben sie einen großen Stall gemacht. Da an diesem Platz, da haben sie einen großen LPG-Stall gemacht. Da waren zweiundvierzig oder wie viele Rindviecher hatten sie da drin, die haben zur LPG gehört. (–) Und die LPG, die hat gut gewirtschaftet hier. Gut. Die hat dir können helfen. Die Schwaben, die waren siebenundachtzig Prozent, die was in LPG gearbeitet haben. I: Hier im Ort waren noch viele Schwaben? B: Ja, ja. Sieben oder acht Familien sind, die was nicht Schwaben sind. Die andern waren alle Schwaben wieder. Hier im Dorf immer noch. *Hát* wenige sind andere. Die Schwaben sind alle hier. Die haben sich wieder dahergezogen zu ihrem Vaterland. I: Sind dann auch viele

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

zurückgekommen? B: Nein, da gibt es auch solche, die was in Österreich geblieben sind, die was draußen geblieben sind. Nicht alle sind heimgekommen. Nein. Viele sind draußen geblieben. Die sind auf die amerikanische Zone und auf diese Seite. Dann haben sie später in den 60er Jahren, ich weiß nicht am wievielten, da haben sie die Mauer gezogen. Und die, was haben können, sind zu der amerikanischen, englischen oder französischen Region rausgegangen. Dort war es besser. (–) Da, wo die Französischen, die Englischen und die Amis sind hingekommen, die haben das Land wieder ein bisschen besser herrichten können. Bei den Russen, da war alles kaputt, alles war kaputt... nichts war. Selber haben sie alles wiederhergestellt. Aber die Amis und die Engländer, von England und die, was gewonnen haben, mit denen ist man besser ausgekommen wie mit den Russen. (–) Die haben Hilfe bekommen von ihrem Staat. (–) Ich sag noch was. Die Leute, was sind abgehauen von dort, die was von Debreczen sind hergekommen, die mit den vielen Kindern. Die was hier waren, die haben einfach können in die leeren Häuser. (–) Später haben wir das müssen zahlen. Es war alles total kaputt, als der, was in diesem Gebäude war, gesagt hat, er geht weg von hier. Ich und meine Mutter, wir sind rumgekommen und haben gesagt, er soll uns den Schlüssel geben, weil wir werden zurückkommen hierher. (–) Der hat uns den Schlüssel hergegeben und wir sind dann in der Nacht in das Haus. Und der Bürgermeister, der *tanács* im Rathaus, der hat es uns dann verkauft. (–) Das Geld haben wir bei der Post eingezahlt. Das hat alles der Staat gekriegt. Das war eine andere Welt. Das war eine andere Welt noch... eine andere Welt.

7.2. Leitfaden

Grundkategorien	**Desiderate**
Einleitend	Könnten Sie sich vorstellen und ihre Lebensgeschichte erzählen? Geburtsort, Geburtsdatum, Lebensort, Konfession?
„Alte Heimat“	Wie beurteilen sie rückblickend die Lebenssituation in ihrem Herkunftsort? Wie gestaltete sich das Leben in der Gemeinde? Wie beurteilen sie rückblickend die Vermögenssituation der Familie? Pflegten sie Kontakte zu anderen Bevölkerungsgruppen? Wie beurteilen sie rückblickend das Verhältnis zu Ungarn und zur ungarischen Gesellschaft? Hatten die Entwicklungen des Krieges direkt oder indirekt Auswirkung auf ihre persönliche Lebenssituation? Welche Sprachen haben sie im Umfeld der Heimatgemeinde und Familie gesprochen?

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

	Wie gestaltete sich der kulturelle Rahmen der „alten Heimat“? Waren sie oder Familienmitglieder in irgendeiner Form in eine öffentliche Organisation oder einen Verein eingebunden? Haben sie im Vorfeld der Vertreibungen in irgendeiner Form strukturelle oder rechtliche Benachteiligung in Ungarn erfahren?
Enteignung und Aussiedlung	Wie haben Sie die Aussiedlung aus Ungarn erlebt? Hatten sie im Vorfeld der Vertreibungen über die *kitelepítés* gehört? Wann fand die Aussiedlung statt? Wie war das Vorgehen der Aussiedlungskommissionen? Was war ihnen möglich mitzunehmen? Wie gestaltete sich der Abtransport? Wer trägt Schuld und Verantwortung für die kitelepítés?
Aufnahme im besetzten Deutschland	Wohin war ihr Transport gelangt? Wie gestaltete sich das behördliche Erstaufnahmeverfahren in den Aufnahmegebieten? Was haben Sie bei der Einreise nach Deutschland angetroffen? Wie haben Sie die Zeit im Lager in Deutschland erlebt? Wie gestaltete sich die Ein- und Umquartierung in Wohnraum? Wie erfolgte die Aufnahme von Arbeit? Sind Sie in Deutschland aufgrund Ihrer Herkunft oder Ihrer Volkszugehörigkeit diskriminiert worden? Fühlten Sie sich in Deutschland integriert? Gab es sprachliche und kulturelle Differenzen zur heimischen Bevölkerung? Mit wem standen sie zu Ihrer Zeit in Deutschland in Kontakt? Wie haben sie die politischen und rechtlichen Rahmenbedingungen in Deutschland wahrgenommen? Wie haben sie die wirtschaftliche und existenzielle Situation in den Aufnahmegebieten wahrgenommen?
Heimkehr	Wann haben sie sich dazu entschieden nach Ungarn zurückzukehren? Warum haben Sie sich für die Rückkehr entschieden? Gab es Schlüsselereignisse, die die Entscheidung begünstigt haben? Waren andere unmittelbar an Ihrer Entscheidung beteiligt? Mit wem kehrten sie zurück nach Ungarn? Wie haben Sie sich auf die Heimreise vorbereitet? Was wussten sie über die Zureise- und Ausreisebestimmungen? Wie waren sie zu Zeiten der Rückkehr situiert? Wurden sie durch die Kirche oder institutionelle Stellen bei Ihrer Entscheidung auf Heimkehr unterstützt? Haben Medien, Zeitungen oder Radio bei der Entscheidung auf Rückkehr eine Rolle gespielt? Haben Sie während der Zeit in Deutschland weiterhin Kontakte nach Ungarn gepflegt? Wie ist die eigentliche Rücksiedlung abgelaufen? Welche Routen und Wege wurden bei der Rücksiedlung genommen? Wurden sie im Zuge ihrer Rückkehr behördlich aufgegriffen und aufgrund ihres Vorhabens nach Ungarn zurückzukehren sanktioniert?
Ankunft in Ungarn und der Neubeginn	Wann waren sie in den Heimatort zurückgekehrt? Wie haben sie die Anfangszeit nach der Rückkehr erlebt?

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

	Wie gestalteten sich die Beziehungen zu den Daheimgebliebenen? Wie gestalteten sich die Beziehungen zu den Angesiedelten? Wie erlebten sie ihre allgemeine Lebenssituation nach der Rückkehr in den Heimatort? Wann gelang ihnen die rechtliche Anerkennung der ungarischen Staatsbürgerschaft?
Zurückfinden in das sozialistische Ungarn	Was war ihrer Meinung nach der entscheidende Schritt zur Reintegration in Ungarn? Hatten sie das Ziel Haus und Hof zurückzukaufen? Wurden sie nach ihrer Rückkehr aufgrund ihrer Herkunft diskriminiert? Wie beurteilen sie ihr Verhältnis zum Sozialismus?
Retrospektive Bewertung der Heimkehr	Haben Sie ihre Entscheidung auf Heimkehr jemals bereut? Wurden sie auf ihre Entscheidung von Außenstehenden angesprochen? Wie bewerten sie ihre gegenwärtige Lebenssituation? Haben sie jemals eine weitere Emigration in Betracht gezogen?
Subjektives Empfinden von Zugehörigkeit	Was bedeutet ihnen Ungarn? Was bedeutete „Deutschsein“ für Sie? Was bedeutet „Heimat“ für sie?

7.3. Kodierung

Leben vor der Aussiedlung, „alte Heimat“	Kulturelle Rahmen und Alltag im Umfeld der Herkunftsgemeinden Sprache, Gemeindeleben, Interethnizität Historizität, Ahnen und Vergangenheit Umbrüche in den Kriegsjahren - VDU - SS-Rekrutierungen - *Málenkij Robot* - Binnenmigration und Vertreibungen
Enteignung und Aussiedlung	Evakuierung und Aussiedlung: Erinnerungen Bewertung der Vertreibungen/ Schuld Transport Bevölkerungsaustausch und Bodenreform Persönliches
Aufnahme in Deutschland	Ankunft und Aufnahme in den Lagern Um- Einquartierungen Zur Lebenssituation in dne Aufnahmegebieten - Marginalisierungen/ Ausgrenzungen/Fremdheit - Arbeit, Einsatz im Bergbau und Demontage - Existenzielle Situation und Alltagsleben - Ressourcen/ Sprache Vergleiche zu Ungarn
Heimkehr/Rückkehr/ Remigration	Vorbereitungen auf die Rückkehr Gründe für die Rückkehr - Persönliche Gründe/ Legitimität der Rückkehr - Heimweh - Familienzusammenführung und Netzwerke

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

	- Strukturelle und ökonomische Gründe - Aufnahmeerfahrungen als Rückkehrmotiv Wege der Rückkehr - Unterstützung auf dem Rückweg - Rückkehr zusammen mit - Erfahrungen in AMZ - Erfahrungen in Österreich - Erfahrungen in Ungarn - Gescheiterte Versuche Legale Rücksiedlungen
Etablierung in Ungarn	Situation nach der Ankunft in Ungarn Etablierung und rechtliche Anerkennung Konsolidierung - Hauskauf - Berufliche Reintegration - Familiäre und soziale Konsolidierung Bewertung der Heimkehr Verhältnis zum Kommunismus Verhältnis zu anderen Flüchtlingsgruppen
Identität und Selbstverständnis	Heimatbegriffe Ungarn, Deutsche, Donauschwaben: begriffliche Auseinandersetzungen Deutschsein in Ungarn Retrospektive Bewertung der Heimkehr Erinnerungsstücke Landschaft und Erinnerung Besuche und Kontakte nach Deutschland

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

7.4. Abbildungen

Abbildung 1: „Umsiedlerpaß und Gesundheitsbescheinigung“ ausgestellt in der „Grauen Kaserne“ in Pirna im Jahr 1947; aus dem privaten Bestand von A.M., Pirna.



Umsiedlerpaß und Gesundheitsbescheinigung

Nr. 5.

Amtlicher Ausweis für alle Deutschen, die aus ihrem Wohnort ausgewiesen oder dorthin infolge Übernahme des Gebietes durch einen anderen Staat nicht zurückkehren können. Dieser Ausweis berechtigt zur Inanspruchnahme der öffentlichen Flüchtlingsbetreuung, zur vorläufigen und endgültigen Unterbringung.

Ausgestellt am ... in Pirna/Elbe

Familienname: ...

Vornamen: ...

Geburtsdatum: 07.1934 in ...

Beruf: ...

Ausgewiesen aus: Ungarn

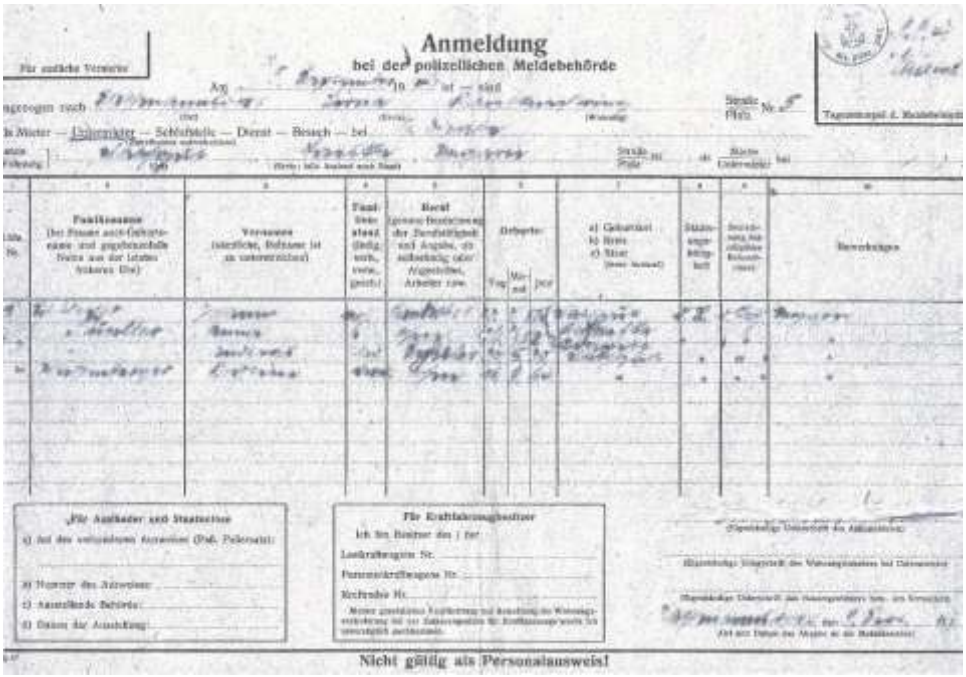
Quarantäne beendet: 21. Mai 1947

Entlassen am: 21.5.1947

Entlassen nach: Pirna

(Stempel) Der Lagerleiter:

Abbildung 2: Anmeldung bei der polizeilichen Meldebehörde der SBZ aus dem Jahr 1947; aus dem privaten Bestand von A.Sch., Baja.



Anmeldung

bei der polizeilichen Meldebehörde

Für amtliche Vermerke

Familienname

Vornamen

Beruf

Geburtstag

Bemerkungen

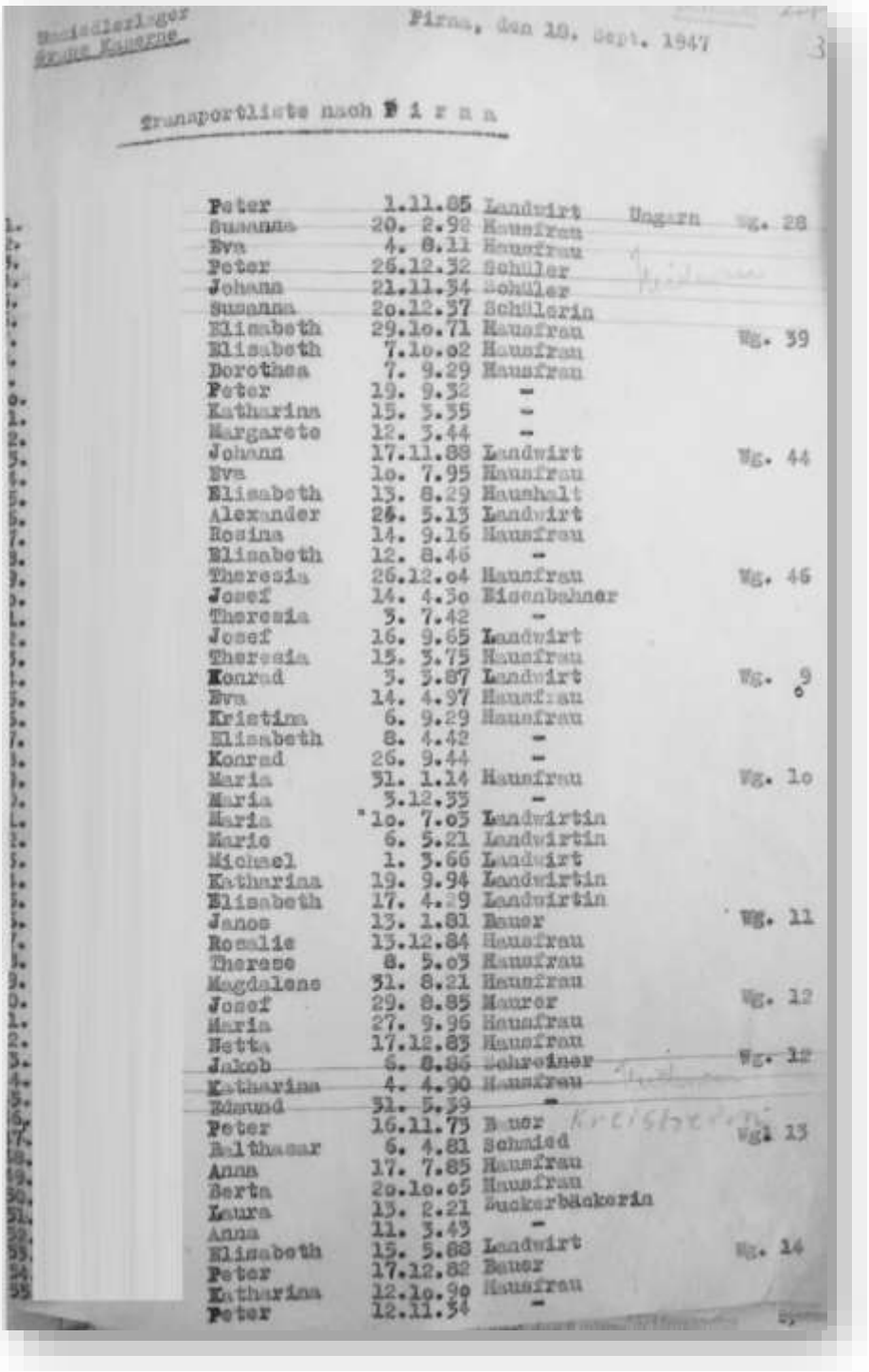
Für Aufnehmer und Statistiker

Für Kraftfahrzeughalter

Nicht gültig als Personalausweis!

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Abbildung 3: Auszug aus einer Transportliste eines Umsiedlertransportes aus Ungarn; Erfassung durch die Registrierungsbehörden in Pirna. Neben den Namen, Geburtsdaten und Berufen wurde auch die Herkunftsregion der Umsiedler erfasst. Die Namen sind unkenntlich gemacht. StA Pirna B IV-IV, 62, 19.



Umsiedlerlager
Grosse Kaserne

Pirna, den 10. Sept. 1947

3

Transportliste nach P i r n a

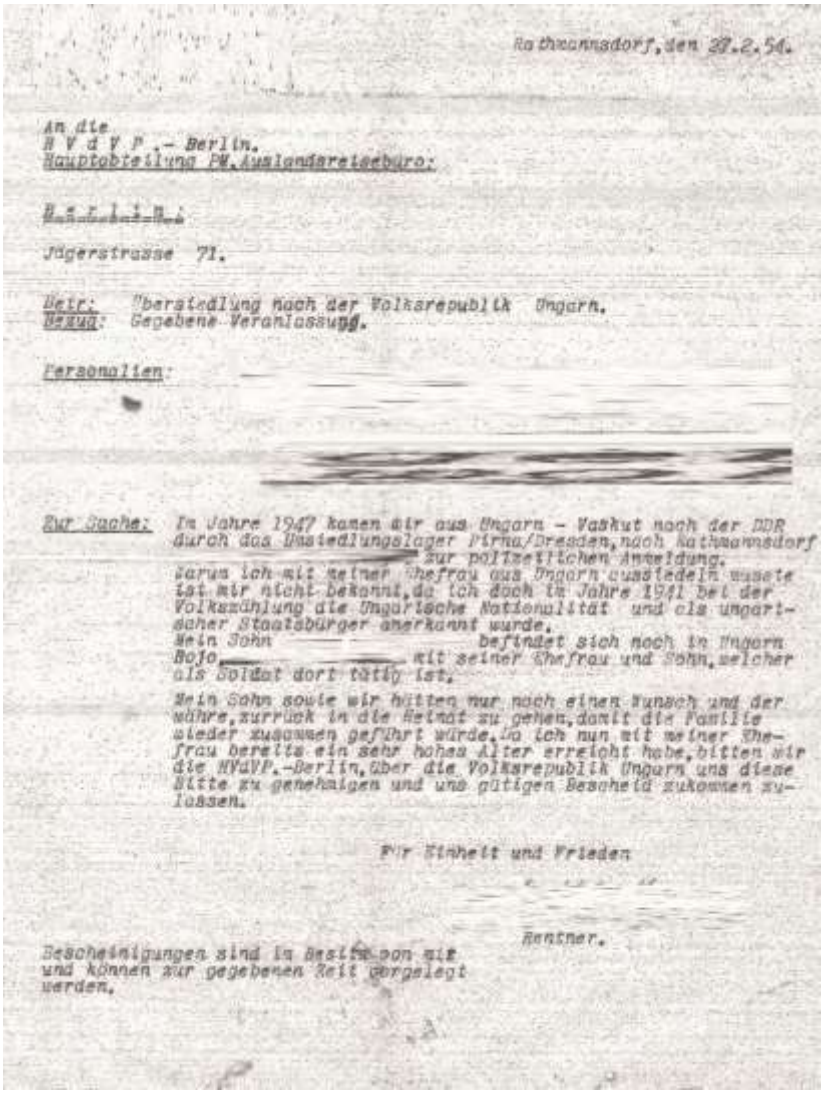
Peter	1.11.85	Landwirt	Ungarn	Vg. 28
Susanna	20. 2.92	Hausfrau		
Eva	4. 8.11	Hausfrau		
Peter	26.12.32	Schüler		
Johann	21.11.34	Schüler		
Susanna	2o.12.37	Schülerin		
Elisabeth	29.1o.71	Hausfrau		Vg. 39
Elisabeth	7.1o.o2	Hausfrau		
Dorothea	7. 9.29	Hausfrau		
Peter	19. 9.32	-		
Katharina	15. 3.35	-		
Margarete	12. 3.44	-		
Johann	17.11.88	Landwirt		Vg. 44
Eva	1o. 7.95	Hausfrau		
Elisabeth	13. 8.29	Haushalt		
Alexander	26. 5.13	Landwirt		
Rosina	14. 9.16	Hausfrau		
Elisabeth	12. 8.46	-		
Theresia	26.12.o4	Hausfrau		Vg. 46
Josef	14. 4.3o	Eisenbahner		
Theresia	3. 7.42	-		
Josef	16. 9.65	Landwirt		
Theresia	15. 3.75	Hausfrau		
Konrad	3. 3.87	Landwirt		Vg. 9
Eva	14. 4.97	Hausfrau		
Kristina	6. 9.29	Hausfrau		
Elisabeth	8. 4.42	-		
Konrad	26. 9.44	-		
Maria	31. 1.14	Hausfrau		Vg. 1o
Maria	3.12.33	-		
Maria	1o. 7.o5	Landwirtin		
Marie	6. 5.21	Landwirtin		
Michael	1. 3.66	Landwirt		
Katharina	19. 9.94	Landwirtin		
Elisabeth	17. 4.19	Landwirtin		
Janos	13. 1.81	Bauer		Vg. 11
Rosalie	13.12.84	Hausfrau		
Therese	8. 5.o3	Hausfrau		
Magdalene	31. 8.21	Hausfrau		
Josef	29. 8.85	Maurer		Vg. 12
Maria	27. 9.96	Hausfrau		
Netta	17.12.83	Hausfrau		
Jakob	6. 8.86	Schreiner		Vg. 12
Katharina	4. 4.90	Hausfrau		
Edmund	31. 5.39	-		
Peter	16.11.75	Bauer		Vgl 13
Balthasar	6. 4.81	Schmied		
Anna	17. 7.85	Hausfrau		
Berta	2o.1o.o5	Hausfrau		
Laura	13. 2.21	Zuckerbäckerin		
Anna	11. 3.43	-		
Elisabeth	15. 5.88	Landwirt		Vg. 14
Peter	17.12.82	Bauer		
Katharina	12.1o.9o	Hausfrau		
Peter	12.11.34	-		

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Abbildung 4: Kasernen der „Grauen Kaserne“ in Pirna; eigenes Bild, Pirna 2014.



Abbildung 5: Schreiben der Familie S. an die HVdVP in Ost-Berlin mit der Bitte um Erlaubnis auf Rückkehr nach Ungarn aus dem Jahr 1954; aus dem privaten Bestand von A.Sch., Baja.



Rathmannsdorf, den 27.2.54.

An die
H V d V P .- Berlin.
Hauptabteilung PM.Auslandsreisebüro:

B e r l i n .

Jägerstrasse 71.

Betr: Übersiedlung nach der Volksrepublik Ungarn.
Bezug: Gegebene Veranlassung.

Personalien:

Zur Sache: Im Jahre 1947 kamen wir aus Ungarn - Vaskut nach der DDR durch das Umsiedlungslager Pirna/Dresden, nach Rathmannsdorf zur polizeilichen Anmeldung.
Darum ich mit meiner Ehefrau aus Ungarn ausiedeln wollte ist mir nicht bekannt, da ich doch im Jahre 1941 bei der Volkszählung die Ungarische Nationalität und als ungarischer Staatsbürger anerkannt wurde.
Mein Sohn befindet sich noch in Ungarn Bajo mit seiner Ehefrau und Sohn, welcher als Soldat dort tätig ist.
Mein Sohn sowie wir hätten nur noch einen Wunsch und der wäre, zurück in die Heimat zu gehen, damit die Familie wieder zusammen geführt würde. Da ich nun mit meiner Ehefrau bereits ein sehr hohes Alter erreicht habe, bitten wir die HVdVP.-Berlin, über die Volksrepublik Ungarn uns diese Bitte zu genehmigen und uns gütigen Bescheid zukommen zu lassen.

Für Einheit und Frieden

Rentner.

Bescheinigungen sind in Besitz von mir und können zur gegebenen Zeit vorgelegt werden.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Abbildung 6: Deckblatt der ungarndeutschen Zeitschrift „Unser Hauskalender“ aus dem Jahr 1952. Zu sehen sind die Donau und im Hintergrund Budapest, als Symbol für die Sehnsucht nach Ungarn. Unser Hauskalender, Stuttgart 1954, 1.

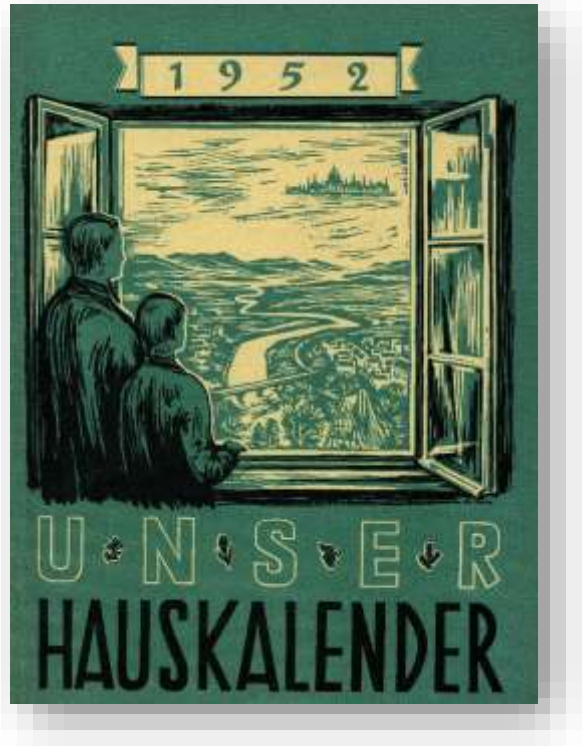
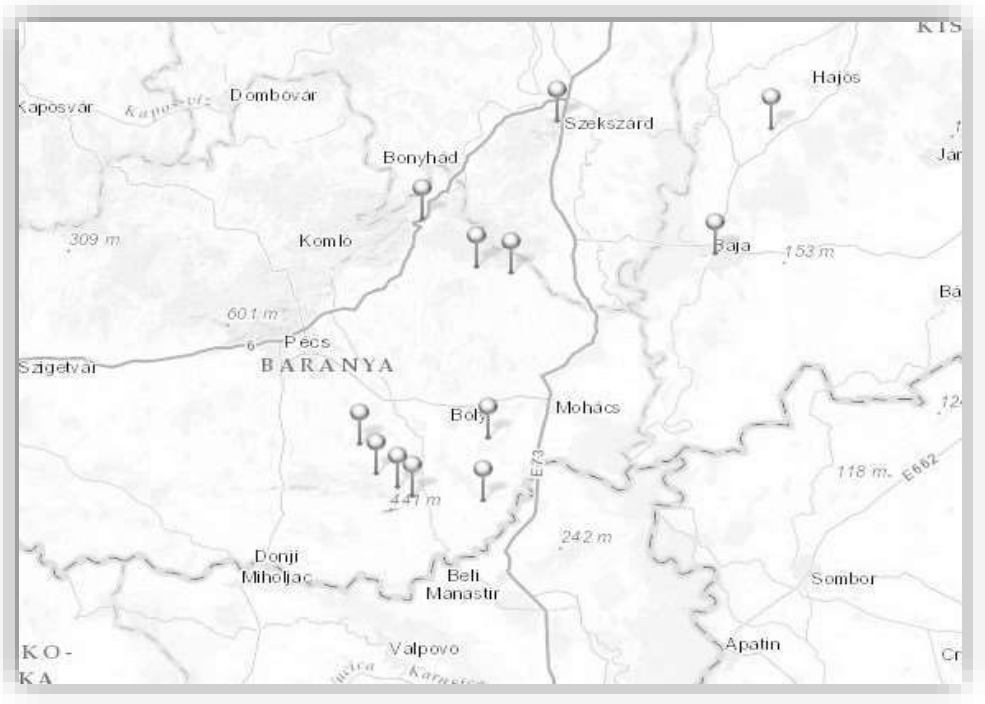


Abbildung 7: Übersichtskarte der Untersuchungsregion, dargestellt mittels ESRI -MAPS.



DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

8. Literatur- und Quellenverzeichnis

8.1. Literatur

Abels, Heinz: Identität. Über die Entstehung des Gedankens, dass der Mensch ein Individuum ist, den nicht leicht zu verwirklichenden Anspruch auf Individualität und die Tatsache, dass Identität in Zeiten der Individualisierung von der Hand in den Mund lebt, Wiesbaden 2006.

Ablonczy, Balázs: Trauma, Tabu, Kult. Trianon und die Auslandsungarn, in: Osteuropa. Quo vadis, Hungaria? Kritik der ungarischen Vernunft 61/2011, 12, 303–315.

Ackermann, Volker: Der „echte“ Flüchtling. Deutsche Vertriebene und Flüchtlinge aus der DDR 1945-1961, Osnabrück 1995.

Agazzi, Elena; Schütz, Erhard (Hrsg.): Heimkehr, Eine zentrale Kategorie der Nachkriegszeit. Geschichte, Literatur und Medien, Schriften des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient 23, Berlin 2010.

Amos, Heike: Die Vertriebenenpolitik der SED 1949 bis 1990, Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, München 2009.

Amos, Heike: Vertriebenenverbände im Fadenkreuz. Aktivitäten der DDR-Staatssicherheit 1949 bis 1989, Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (Sondernummer), Berlin 2011.

Anderson, Benedict: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Frankfurt am Main 1996.

Aschauer, Wolfgang: Ethnische Identität bei den Ungarndeutschen. Formen und Faktoren, in: Seewann, Gerhard (Hg.): Minderheitenfragen in Südosteuropa, München 1992, 157–173.

Assmann, Aleida: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik, München 2006

Assmann, Aleida: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München 2006.

Assmann, Jan: Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: Assmann, Jan; Hölscher, Tonio (Hrsg.): Kultur und Gedächtnis, Frankfurt 1988, 9–19.

Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1992.

Auerbach, Hellmuth; Benz, Wolfgang: Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten, Frankfurt am Main 1985.

Back, Nikolaus; Veit, Yvonne: Eine neue Sicht auf Stuttgart-Giebel?, in: Köhle-Hezinger, Christel (Hg.): Neue Siedlungen – Neue Fragen, Eine Folgestudie über Heimatvertriebene in Baden-Württemberg – 40 Jahre danach, Tübingen 1995, 191–216.

Bahrdt, Hans Paul: Grundformen sozialer Situationen, München 1996.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Balogh, Balázs: Über Zwangsaussiedlung und Kollektivschuld in einer ungarndeutschen Dorfgemeinde, in: Hauschild, Thomas; Warneken, Bernd Jürgen (Hrsg.): Inspecting Germany. Internationale Deutschland-Ethnographie der Gegenwart, Forum Europäische Ethnologie I, Münster/Hamburg/London 2002, 250–266.

Bank, Barbara; Őze, Sándor: A „német ügy“ 1945–1953: a volksbundtól tiszalökig, München 2005.

Bauerkämper, Arnd: Deutsche Flüchtlinge und Vertriebene aus Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa in Deutschland und Österreich seit dem Ende des zweiten Weltkriegs, in: Bade, Klaus; Emmer, Pieter; Lucassen, Leo; Oltmer, Jochen (Hrsg.): Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Paderborn 2007, 477–485.

Bauerkämper, Arnd: Assimilationspolitik und Integrationsdynamik: Vertriebene in der SBZ/DDR in vergleichender Perspektive, in: Krauss, Marita (Hrsg.): Integrationen. Vertriebene in den deutschen Ländern nach 1945, Göttingen 2008, 22–47.

Bausinger, Hermann: Heimat und Identität, in: Bausinger, Hermann; Köstlin, Konrad (Hrsg.): Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur, Neumünster 1980, 9–24.

Bausinger, Hermann: Das Problem der Flüchtlinge und Vertriebenen in den Forschungen zur Kultur der unteren Schichten, in: Schulze, Rainer; von der Brelie-Lewien, Doris; Grebing, Helga; (Hrsg.): Flüchtlinge und Vertriebene in der westdeutschen Nachkriegsgeschichte. Bilanzierung der Forschung und Perspektiven für die künftige Forschungsarbeit, Quellen und Untersuchungen zur Geschichte Niedersachsens nach 1945, Hildesheim 1987, 180–195.

Bausinger, Hermann: Heimat in einer offenen Gesellschaft. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte, in: Bundesamt für politische Bildung (Hg.): Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven, Bonn 1990, 76–90.

Baraulina, Tatjana: Einführung Rückkehr aus Deutschland. Zentrale Ergebnisse einer Befragung von Rückkehrern in der Türkei, Georgien und der Russischen Föderation, in: Baraulina, Tatjana; Kreienbrink, Axel (Hrsg.): Rückkehr und Reintegration. Typen und Strategien an den Beispielen Türkei, Georgien und Russische Föderation, Beiträge zu Migration und Integration 4, Nürnberg 2015, 7–82.

Becker, Siegfried: Vom Erzählen des Nicht-Erzählbaren, in: Brednich, Rolf Wilhelm (Hg.): Erzählkultur. Beiträge zur kulturwissenschaftlichen Erzählforschung. Hans-Jörg Uther zum 65. Geburtstag, Berlin/New York 2009, 71–85.

Beer, Mathias: Einleitung, in: ders. (Hg.): Flüchtlinge und Vertriebene im deutschen Südwesten nach 1945. Eine Übersicht der Archivalien in den staatlichen und kommunalen Archiven des Landes Baden-Württemberg, Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde II, Sigmaringen 1994, 13–24.

Beer, Mathias: Deutsche aus Ungarn in West- und Ostdeutschland. Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen unter den Bedingungen unterschiedlicher Gesellschaftssysteme, in: Seewann, Gerhard (Hg.): Migrationen und ihre Auswirkungen. Das Beispiel Ungarn 1918–1995, München 1997, 127–146.

Beer, Mathias: Im Spannungsfeld von Politik und Zeitgeschichte. Das Großforschungsprojekt „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa“, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 46/1998, 345–389.

Beer, Mathias: Die Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa (1953–1962). Ein Seismograph bundesdeutscher Erinnerungskultur, in: Gauger, Jörg-Dieter; Kittel, Manfred (Hrsg.): Die

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Vertreibung der Deutschen aus dem Osten in der Erinnerungskultur, Kolloquium der Konrad-Adenauer-Stiftung und des Instituts für Zeitgeschichte am 25. November 2004 in Berlin, St. Augustin 2005, 17–36.

Beer, Mathias: „die helfte hir und tie helfte zuhause“. Die Vertreibung der Deutschen aus Ungarn und ihre Eingliederung im geteilten Deutschland, in: Almai, Frank; Fröschle, Ulrich (Hrsg.): Deutsche in Ungarn. Ungarn und Deutsche. Interdisziplinäre Zugänge, Dresden 2004, 37–69.

Beer, Mathias: Flucht und Vertreibung der Deutschen. Voraussetzungen, Verlauf, Folgen, München 2011.

Beer, Mathias: Die deutsche Nachkriegszeit als Lagergeschichte – Zur Funktion von Flüchtlingslagern im Prozess der Eingliederung, in: Bispinck, Henrik; Hochmuth, Katharina (Hg.): Flüchtlingslager im Nachkriegsdeutschland. Migration, Politik, Erinnerung, Beiräge zur Geschichte von Mauer und Flucht, Berlin 2014, 47–72.

Bennewitz, Inge; Potratz, Rainer: Zwangsaussiedlungen an der innerdeutschen Grenze. Analysen und Dokumente, Forschungen zur DDR-Gesellschaft, Berlin 2012.

Benz, Wolfgang: Fremde in der Heimat. Flucht – Vertreibung – Integration, in: Bade, Klaus (Hg.): Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart, München 1993, 374–386.

Bindorffer, Györgyi: „Wir Schwaben waren immer gute Ungarn“, Publikationen des Forschungsinstituts für ethnische und nationale Minderheiten der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Budapest 2005.

Bindorffer, Györgyi: Die Rolle der Geschichte im Leben der Ungarndeutschen. Das Beispiel Dunabogdány, in: Glatz, Ferenc (Hg.): Die deutsche Sprache und die EU aus ungarischer Sicht, Schriftenreihe des Europa Institutes Budapest 14, Budapest 2002, 177–191.

Bindorffer, Györgyi: Die Leute von Vemend/Wemend. Alltag und Politik im Leben der Ungarndeutschen, in: Institut für Geschichte des ländlichen Raumes (Hrsg.): Politik vor Ort. Sinngebung in ländlichen und kleinstädtischen Lebenswelten Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 4 (2007), 211–224.

Bindorffer, Györgyi: „… mit der Schrammelmusik aufgewachsen“ – Volkskultur als Repräsentationsform der ethnischen Identität bei den Ungarndeutschen, in: Schell, Csilla; Prosser, Michael (Hrsg.): Fest, Brauch, Identität – Unnep, szokás, identitá. Ungarisch-deutsche Kontaktfelder, Beiträge zur Tagung des Johannes-Künzig-Instituts 8.—9.Juni 2005, Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts 9, Freiburg 2008, 1–15.

Black, Richard; Koser, Khalid; Munk, Karen: Understanding Voluntary Return, in: Home Office Online Report 50/04/2004, online abrufbar unter http://webarchive.nationalarchives.gov.uk/20110220105210/rds.homeoffice.gov.uk/rds/pdfs04/rdsolr5004.pdf.

Böke, Karin: Flüchtlinge und Vertriebene zwischen dem Recht auf die alte Heimat und der Eingliederung in die neue Heimat. Leitvokabeln der Flüchtlingspolitik, in: Liedtke, Frank; Böke, Karin; Wengeler, Martin (Hrsg.): Politische Leitvokabeln in der Adenauer-Ära, Berlin/New York 1996, 131–210.

Bohleber, Werner: Trauma, Trauer und Geschichte, in: Liebsch, Burkhard; Rüsen, Jörn (Hrsg.): Trauer und Geschichte, Köln/Weimar/Wien, 131–145.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Boldorf, Marcel: Sozialfürsorge in der SBZ/DDR 1945–1953. Ursachen, Ausmaß und Bewältigung der Nachkriegsarmut, Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 134, Stuttgart 1998.

Bourdieu, Pierre: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Kreckel, Reinhard (Hg.): Soziale Ungleichheiten, Göttingen 1983, 183–198.

Bourdieu, Pierre: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt am Main 1998.

Brandt, Juliane: Forschungsstand zum Volksbund und die publizistische Wahrnehmung in der Fachpresse der vergangenen zehn Jahre, in: Jakob Bleyer Gemeinschaft (Hrsg.): Akten der Historikerkonferenz zum Volksbund der Deutschen in Ungarn (1938—1945), Budapest 2007, 58–72.

Brednich, Rolf Wilhelm: Methoden der Erzählforschung. Bedeutung und Stellung der Erzählforschung im Wissensgefüge der Voklskunde, in: Göttsch, Silke; Lehmann, Albrecht (Hrsg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie, Berlin 2007, 57–78.

Bruner, Jerome S.: Vergangenheit und Gegenwart als narrative Konstruktion, in: Straub, Jürgen (Hg.): Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte, Erinnerung, Geschichte, Identität 1, Frankurt am Main 1998, 46–80.

Casagrande, Thomas: Die Volksdeutsche SS-Division „Prinz Eugen". Die Banater Schwaben und die nationalsozialistischen Kriegsverbrechen, Frankfurt 2003.

Cassarino, Jean-Pierre: Theorising return migration. The conceptual approach to return migrants revisited, in: International Journal on Multicultural Societies 6/2004, 253–279.

Castecker, Frank: „Displaced Persons" (Dps) in Europa seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, in: Bade, Klaus; Emmer, Pieter; Lucassen, Leo; Oltmer, Jochen (Hrsg.): Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Paderborn 2007, 529–535.

Currle, Edda: Theorieansätze zur Erklärung von Rückkehr und Migration, in: Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (Hg.): Sozialwissenschaftlicher Fachinformationsdienst „Migration und ethnische Minderheiten" 2/2006, 7–23, online abrufbar unter http://www.gesis.org/fileadmin/upload/dienstleistung/fachinformationen/servicepublikationen/sofid/Fachbeitraege/Migration_2006-2.pdf. Zuletzt abgerufen am 21. November 2015.

Dann, Otto: Nationalbewußtsein, Nationalismus, in: Nationalbewusstsein, Nationalismus, in: Bergmann, Klaus; Fröhlich, Klaus; Kuhn, Annette; Rüsen, Jörn; Schneider, Gerhard (Hrsg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik, Seelze-Velber 1997, 81–86.

Donth, Stefan: Vertriebene und Flüchtlinge in Sachsen 1945 bis 1952. Die Politik der sowjetischen Militäradministration und der SED, Geschichte und Politik in Sachsen 15, Köln 2000.

Donig, Natalia; Scholl-Schneider, Sarah: Einleitung, in: Donig, Natalia; Flegel, Silke; Scholl-Schneider, Sarah (Hrsg.): Heimat als Erfahrung und Entwurf, Gesellschaft und Kultur – Neue Bochumer Beiträge und Studien 7, Berlin 2009, 13–32.

Douglas, Ray M.: 'Ordnungsgemäße Überführung'. Die Vertreibung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg, München 2012,

Dövényi, Zoltán: Zeitliche und räumliche Aspekte der Migrationswellen in Ungarn, in: Seewann, Gerhard (Hg.): Migrationen und ihrer Auswirkungen. Das Beispiel Ungarn 1918–1995, München 1997, 7–33.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Dövény, Zoltán; Szalai, Gábor: Die Auswirkungen der dem Zweiten Weltkrieg folgenden Migrationen auf die lokalen Gemeinschaften Süd-Transdanubiens, in: Gerner, Zsuzsana; Kupa, László (Hrsg.): Minderheitendasein in Mittel- und Osteuropa – interdisziplinär betrachtet, Schriftenreihe Socialia 113, Hamburg 2011, 205–219.

Dow, James; Lixfeld, Hannjost: Nationalsozialistische Volkskunde und Vergangenheitsbewältigung, in: Jacobeit, Wolfgang (Hg.): Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Wien/Köln/Weimar 1994, 341–367.

Eberl, Immo: Ungarn. Anweisung für die Vertreibung, in: Eberl, Immo; Gündisch, Konrad; Richter, Ute; Röder, Annemarie; Zimmermann, Harald (Hrsg.): Die Donauschwaben. Deutsche Siedlung in Südosteuropa. Ausstellungskatalog, Innenministerium Baden-Württemberg, Sigmaringen 1987, 266.

Eisch, Katharina: Interethnik und interkulturelle Forschung. Methodische Zugangsweisen der Europäischen Ethnologie, in: Göttsch, Silke; Lehmann, Albrecht (Hrsg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie, Berlin 2007, 141–167.

von Engelhardt, Michael: Die Bewältigung von Flucht und Vertreibung. Zum Verhältnis von Lebensgeschichte, Gesellschaftsgeschichte und biographisch-historischer Identität, in: Endres, Rudolf (Hg.): Bayerns vierter Stamm, Köln 1998, 215-251.

Erikson, Erik H.: Identität und Lebenszyklus, Frankfurt am Main 1973.

Esser, Hartmut: Migration, Sprache und Integration, Arbeitsstelle Interkulturelle Konflikte und gesellschaftliche Integration - Forschungsbilanz 4/2006, 11, online abrufbar unter: http://www.bagkjs.de.

Faist, Thomas; Fauser, Margit; Reisenauer, Eveline: Das Transnationale in der Migration. Eine Einführung, Basel 2014.

Fata, Márta: „Donauschwaben“ in Südosteuropa seit der Frühen Neuzeit, in: Bade, Klaus (Hg.): Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Paderborn 2007, 535–540.

Fata, Márta: Migration im Gedächtnis. Auswanderung und Ansiedlung in der Identitätsbildung der Donauschwaben, in: Fata, Márta (Hg.): Migration im Gedächtnis. Auswanderung und Ansiedlung im 18. Jahrhundert in der Identitätsbildung der Donauschwaben, Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde 16, Stuttgart 2013, 7–22.

Fél, Edit; Hofer, Tamás: Bäuerliche Denkweise in Wirtschaft und Haushalt. Eine ethnographische Untersuchung über das ungarische Dorf Atány, Veröffentlichungen des Instituts für mitteleuropäische Volksforschung 7, Göttingen 1972, 17.

Fendl, Elisabeth: Reisen in die verlorene Vergangenheit – Überlegungen zum „Heimwehtourismus“, in: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde 41 (1998), 85–100.

Fendl, Elisabeth: Von der Heimatvertriebenenvolkskunde zur Migrationsforschung. Volkskundliche Sichtweisen auf die Integration von Heimatvertriebenen und Flüchtlingen, in: Bendel, Rainer; Janker, Stephan M. (Hrsg.): Vertriebene Katholiken – Impulse für Umbrüche in Kirche und Gesellschaft?, Münster 2005, 49–62, 53.

Fendl, Elisabeth: Zwischen zuhause und daheim. Zum Heimatbegriff von Heimatvertriebenen, in: Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg (Hrsg.): Heimat – Annäherungsversuche, Stuttgart 2007, 21–27.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Fischer, Holger; Gündisch, Konrad: Eine kleine Geschichte Ungarns, Frankfurt am Main 1999.

Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Inke: Was ist qualitative Forschung. Einleitung und Überblick, in: dies. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Hamburg 2000, 13–29.

Flick, Uwe: Qualitative Sozialforschung, Reinbek 2002.

Földes, Csaba: Kontaktdeutsch. Zur Theorie eines Varietätentyps unter transkulturellen Bedingungen von Mehrsprachigkeit, Tübingen 2005.

Füzes, Miklós: Valami Magyarországon maradt. Etwas blieb daheim in Ungarn: Eingliederung der vertriebenen Ungarndeutschen in Deutschland, Pécs 1999.

Füzes, Miklós: SS-Truppenersatz in Ungarn zwischen 1941–1944, in: Roth, Franz (Hg.): Beiträge zum Geschichtsbild der Donauschwaben. Wissenschaftliches Symposion 22.–23. Oktober 1999, Salzburg 2001, 15–46.

Frackowiak, Johannes: Polnische Remigration aus der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands in die „Wiedergewonnen Gebiete“ Polens nach 1945, in: Inter finitimos 6/2008, 135–146.

Frey, Dóra: Völkerrechtliche Quellen der Zwangsmigration nach dem Zweiten Weltkrieg in Ungarn (1945–1948), in: Dácz, Enikő (Hg.): Minderheitenfragen in Ungarn und in den Nachbarländern im 20. und 21. Jahrhundert, Andrássy Studien zur Europaforschung VIII, 147–164.

Gajdos-Frank, Katalin: Die Überwachung der Ungarndeutschen durch die Staatssicherheitsdienste zwischen 1945 und 1956, Diss. Budapest 2012.

Gajdos-Frank, Katalin: „Odsun“ und „Transfer of Population“. Wie organisiert und wie human wurde die Vertreibung der deutschen Bevölkerung in der Tschechoslowakei und in Ungarn durchgeführt? Über das Buch „Verfolgung 1945“ von Thomas Stanek, in: Sonntagsblatt. Informationen – Meinungen, Jakob Bleyer Gemeinschaft e.V., 3/2009, 19–23.

Gestrich, Andreas; Krauss, Marita: European Remigrations in the Twentieth Century, in: German Historical Institute London, Bulletin 35/1/2013, 18–38.

Glass, Christian (Hg.): Migration im Donauraum. Die Ansiedlung der Deutschen im 18. Jahrhundert und ihre Folgen, Ulm 2012.

Glettler, Monika: Zur Problematik der Rückwanderung aus den USA nach Südosteuropa vor dem Ersten Weltkrieg, in: Heumos, Peter (Hg.): Heimat und Exil. Emigration und Rückwanderung, Vertreibung und Integration in der Geschichte der Tschechoslowakei. Vorträge der Tagungen des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 20. bis 22. November 1992 und bis 21. November 1993, München 2001, 85–98.

Greverus, Ina-Maria: Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen, Frankfurt am Main 1972

Greverus, Ina-Maria; Schilling, Heinz: Heimat Bergen-Enkheim. Lokale Identität am Rande der Großstadt, Frankfurt 1982.

Gries, Rainer: Die Rationen-Gesellschaft. Versorgungskampf und Vergleichsmentalität. Leipzig, München und Köln nach dem Kriege, Münster 1991.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Gonda, Gábor: Individuelle Beurteilung statt Kollektivschuld – ein gescheiterter Versuch, Vorbereitungen zur Vertreibung im Komitat Tolnau, Gerlingen 2009.

Gonda, Gábor: Ungarndeutsche Geschichte auf Mikroebene – Im Spannungsfeld von Bodenreform, Zwangsmigration und Ethnopolitik (1944–1948), in: Dácz, Enikő (Hg.): Minderheitenfragen in Ungarn und in den Nachbarländern im 20. und 21. Jahrhundert, Andrássy Studien zur Europaforschung VIII, 165–180.

Gyarmati, György: Aussiedlung der Deutschen aus Ungarn 1945–1947, in: Brandes, Detlef; Ivaničková, Edita; Pešek, Jirí (Hrsg.): Erzwungene Trennung. Vertreibung und Aussiedlung in und aus der Tschechoslowakei 1938–1947 im Vergleich mit Polen, Ungarn und Jugoslawien, Essen 1999, 271-275.

Hampe, Henrike: Abschied vom „Juppl“ und „Kittel“. Kleidungswechsel im Integrationsprozess der Flüchtlinge und Vertriebenen, in: Hans-Werner Retterath (Hg.): Ortsbezüge. Deutsche in und aus dem mittleren Donauraum, Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Institutes 5, Freiburg 2001, 223–245.

Hampe, Henrike: Flüchtlinge und Vertriebene aus Südosteuropa im Nachkriegsdeutschland, in: Hampe, Henrike (Hg.): Heimat im Koffer. Flüchtlinge und Vertriebene aus Südosteuropa im Nachkriegsdeutschland. Begleitheft zur Ausstellung im Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm, Ulm 2008, 31–61.

Han, Petrus: Soziologie der Migration: Erklärungsmodelle, Fakten, Politische Konsequenzen, Perspektiven, Stuttgart 2005.

Haug, Sonja; Sauer, Leonore: Bestimmungsfaktoren internationaler Migration. Ein Überblick über Theorien zur Erklärung von Wanderungen, in: soFid Migration und ethnische Minderheiten 1/2006, 7–34.

Vertreibung und Verfolgung in der jüngeren deutschen Geschichte, in: Schulz, Günther (Hg.): Vertriebene Eliten. Vertreibung und Verfolgung von Führungsschichten im 20. Jahrhundert, Büdinger Forschungen zur Sozialgeschichte 1999, München 2001, 17–41.

Heckmann, Friedrich: Ethnos – eine imaginierte oder reale Gruppe? Über Ethnizität als soziologische Kategorie, in: Hettlage, Robert; Deger, Petra; Wagner, Susanne (Hrsg.): Kollektive Identität in Krisen. Ethnizität in Religion, Nation, Europa, Opladen 1997, 46–55, hier 53.

Heidemeyer, Helge: Flucht und Zuwanderung aus der SBZ/DDR 1945/49–1961. Die Flüchtlingspolitik der Bundesrepublik Deutschland bis zum Bau der Berliner Mauer, Düsseldorf 1994.

Heidemeyer, Helge: Deutsche Flüchtlinge und Zuwanderer aus der sowjetischen Besatzungszone bzw. der DDR in den westlichen Besatzungszonen bzw. in der Bundesrepublik Deutschland, in: Bade, Klaus (Hg.): Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Paderborn 2007, 485–488.

Hinderk, Emrich M.: Trauer in der Psychoanalyse, in: Liebsch, Burkhard; Rüsen, Jörn (Hrsg.): Trauer und Geschichte, Köln/Weimar/Wien, 147–159.

Hobsbawm, Eric; Ranger, Terence: The Invention of Tradition, Cambridge 1992.

Hösch, Edgar; Nehring, Karl; Sundhaussen, Holm; Clewing, Konrad; Ursinus, Michael (Hrsg.): Lexikon zur Geschichte Südosteuropas, Südost-Institut München, Wien/Köln/Weimar 2004.

Hösch, Edgar: Die Wiener Schiedssprüche, in: Hösch, Edgar; Nehring, Karl; Ursinus, Michael (Hrsg.): Lexikon zur Geschichte Südosteuropas, Wien/Köln/Weimar 2004, 754.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Hoffmann, Dierk: Vertriebenenintegration durch Arbeitsmarklenkung? Zur Beschäftigungspolitik der SBZ/DDR (1945–1950), in: Hoffmann, Dierk; Schwartz, Michael (Hrsg.): Geglückte Integration? Spezifika und Vergleichbarkeiten der Vertriebenen-Eingliederung in der SBZ/DDR, Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (Sondernummer), München 1999, 173–192.

Hoffmann, Dierk: Aufbau und Krise der Planwirtschaft: die Arbeitskräftelenkung in der SBZ/DDR 1945 bis 1963, Veröffentlichungen zu SBZ-/DDR-Forschung im Institut für Zeitgeschichte, München 2002.

Hoffmann, Lutz: Der Volksbegriff uns seine verschiedenen Bedeutungen: Überlegungen zu einer grundlegenden Kategorie der Moderne, in: Bade, Klaus (Hg.): Migration – Ethnizität – Konflikt: Systemfragen und Fallstudien, IMIS-Schriften I, Osnabrück 1996, 149–170.

Jacobi, Theresia: „Wir gehören jetzt schon hierher“: Flüchlinge aus Perbál/Ungarn in hessischen Gemeinden 1946—1956, Schriftenreihe der Kommission für deutsche und osteuropäische Volkskunde in der deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V. 72, Marburg 1996.

Jahn, Manfred: Auffang- und Quarantänelager 1945/46 in Sachsen. Zeitweilige Stationen vertriebener Sudetendeutscher nach ihrer Ankunft in der Sowjetischen Besatzungszone, in: Sächsische Heimatblätter 39/1993, 248–255.

Jahn, Manfred: Zur sächsischen Spezifik der Aufnahme von vertriebenen Deutschen 1945 bis 1949. Das Fallbeispiel Uranbergbau, in: Hoffmann, Dierk; Schwartz, Michael (Hrsg.): Geglückte Integration? Spezifika und Vergleichbarkeiten der Vertriebenen-Eingliederung in der SBZ/DDR, Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (Sondernummer), München 1999, 215–229.

Jolles, Hiddo: Soziologie der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge, Köln/Berlin 1965.

Kaiser, Markus; Schönhuth, Michael (Hrsg.): Zuhause? Fremd?: Migrations- und Beheimatungsstrategien zwischen Deutschland und Eurasien, Bibliotheca Eurasica 8, Bielefeld 2015.

Kallmeyer, Werner; Schütze, Fritz: Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung, in: Wegner, Dirk (Hg.): Gesprächsanalysen, Hamburg 1977, 159–274.

Kaltenecker, Krisztina: Solidarität und legalisierte Willkür. Die Darstellung der Vertreibung der Deutschen aus Ungarn in der Bonner Dokumentation, in: Fata, Márta (Hg.): Das Ungarnbild der deutschen Historiographie, Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Stuttgart 2004, 168–191.

Kalter, Frank: Stand und Perspektiven der Migrationssoziologie, in: Orth, Barbara; Schwietring, Thomas; Weiß, Johannes (Hrsg.): Soziologische Forschung. Stand und Perspektiven, Opladen 2003, 323–338.

Kappel, Péter; Tichy, Ellen: Minderheiten und Minderheitenmedien in Ungarn. in: Tichy, Ellen (Hg.): Minderheiten und Medien. Die Repräsentanz der ungarndeutschen Minderheit in den Medien, Hamburg 2010 Schriften zur Medienwissenschaft 26, 14–26.

Kaschuba, Wolfgang: Einführung in die Europäische Ethnologie, München 2003.

Kawakita, Atsuko: Die Vertriebenenfrage und das Geschichtsbewusstsein der Deutschen. Die Kulturförderungspolitik für die Vertriebenen in der Bundesrepublik der fünfziger Jahre, in: European Studies 2/2002, 12-29.

Kift, Dagmar: Zwischen „eingegliedert werden“ und „sich angenommen fühlen“. Zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Nordrhein-Westfalen in vergleichender Perspektive, in: Krauss, Marita (Hg.): Integrationen. Vertriebene in den deutschen Ländern nach 1945, Göttingen 2008, 120-147, 21.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Kittel, Manfred; Möller, Horst: Die Benes-Dekrete und die Vertreibung der Deutschen im europäischen Vergleich, in Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 54 (2006), 541–581.

Kley, Stefanie: Migration im Lebensverlauf. Der Einfluss von Lebensbedingungen und Lebenslaufereignissen auf den Wohnortwechsel, Wiesbaden 2009.

Korzilius, Sven: „Asoziale“ und „Parasiten“ im Recht der SBZ/DDR. Randgruppen im Sozialismus zwischen Repression und Ausgrenzung, Arbeiten zur Geschichte des Rechts der DDR 4, Köln/Weimar/Wien 2005.

Kossert, Andreas: Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945, München 2008.

Krämer, Sybille: Zum Paradoxon von Zeugenschaft im Spannungsfeld von Personalität und Depersonalisierung. Ein Kommentar über Authentizität in fünf Thesen in: Michael, Rössner; Uhl, Heidemarie (Hrsg.): Renaissance der Authentizität? Über die neue Sehnsucht nach dem Ursprünglichen, Bielefeld 2012, 15–26.

Krauss, Marita: Heimkehr in ein fremdes Land: Geschichte der Remigration nach 1945, München 2001.

Krauss, Marita: Exil, Neuordnung und Erneuerung Deutschlands: Jüdische Remigranten im politischen Leben Nachkriegs-Deutschlands, in: Erler, Hans; Paucker, Arnold; Ehrlich, Ernst Ludwig (Hrsg.): "Gegen alle Vergeblichkeit": Jüdischer Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Frankfurt am Main 2003, 388–406.

Krauss, Marita: Heimat – eine multiperspektivische Annäherung, in: Donig, Natalia; Flegel, Silke; Scholl-Schneider, Sarah (Hrsg.): Heimat als Erfahrung und Entwurf, Gesellschaft und Kultur – Neue Bochumer Beiträge und Studien 7, Berlin 2009, 33–52.

von Klimó, Árpád: Ungarn seit 1945, Göttingen 2006.

von Klimó, Árpád: Trianon und „1956“ – öffentliche Erinnerung in Ungarn, in: Ost-West 8/2007, 2, 100–107.

Korzilius, Sven: „Asoziale“ und „Parasiten“ im Recht der SBZ/DDR. Randgruppen im Sozialismus zwischen Repression und Ausgrenzung, Arbeiten zur Geschichte des Rechts der DDR 4, Köln/Weimar/Wien 2005.

Kühne, Andreas: Entstehung, Aufbau und Funktion der Flüchtlingsverwaltung in Württemberg-Hohenzollern 1945–1952. Flüchtlingspolitik im Spannungsfeld deutscher und französischer Interessen, Sigmaringen 1999.

Küsters, Ivonne: Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen, Hagner Studientexte zur Soziologie, Wiesbaden 2009.

Laaser, Mirjam: Rückkehr und Entwicklung. Folgen von Rückkehr im Herkunftsland, Bielefeld 2008.

László, Péter: Heimatlose Jahre. Zwangsmigration im Komitat Tolna 1944-1948, Szekszárd 2009.

Lausberg, Michael: Die „Irrungen“ eines „Fehlgeleiteten“. Der Historiker Theodor Schieder und der Nationalsozialismus, in: DISS-Journal, Zeitung des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung 19/2010, 10–13, online abrufbar unter http://www.diss-duisburg.de/download/dissjournal-dl/DISS-Journal-19-2010.pdf.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Lehmann, Albrecht: Flüchtlingserinnerungen im Erzählen zwischen den Generationen, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 2/1989, 183–206.

Lehmann, Albrecht: Im Fremden ungewollt zuhause. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland 1945-1990, München 1993.

Lehmann, Albrecht: Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens, Hamburg 2007.

Lehmann, Albrecht: Homo narrans – Individuelle und kollektive Dimension des Erzählens, in: Brednich, Rolf Wilhelm (Hg.): Erzählkultur. Beiträge zur kulturwissenschaftlichen Erzählforschung. Hans-Jörg Uther zum 65. Geburtstag, Berlin/New York 2009, 59–70.

Lehmann, Albrecht: Zum „Wahrheitswert" lebengeschichtlicher Erzählungen. Aspekte der Regionalforschung, in: Seifert, Manfred; Friedreich, Sönke (Hrsg.): Alltagsleben biografisch erfassen. Zur Konzeption lebensgeschichtlich orientierter Forschung, Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde. Kleine Schriften zur sächsichen Geschichte und Volkskunde 16, Dresden 2009, 37–48.

Lenz, Claudia; Welzer, Harald: Zweiter Weltkrieg, Holocaust und Kollaboration im Europäischen Gedächtnis. Ein Werkstattbericht aus einer vergleichenden Studie zu Tradierung von Geschichtsbewusstsein, in: Handlung, Kultur, Interpretationen, Zeitschrift für Kultur- und Sozialwissenschaften 2/2005, 1–24,

von Lersner, Ulrike: Flüchtlinge in Deutschland: Eine psychologische Analyse der Freiwilligen Rückkehr, Konstanz 2008.

Lucius-Hoene, Gabriele: Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews, Wiesbaden 2002.

Magvas, Emil: Ungarndeutsche im Uranerzbergbau in der DDR, in: Deutscher Kalender 2015, 297–300.

Makarova, Elena: Akkulturation und kulturelle Identität: eine empirische Studie unter Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund in der Schweiz, Bern/Stuttgart/Wien 2008.

Manherz, Karl: Die Ungarndeutschen, Budapest 1998.

Mayring, Philipp: Einführung in die qualitative Sozialforschung, Basel 2002.

Mayring, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken, Basel 2010.

Meinicke, Wolfgang: Flüchtlinge, Umgesiedelte, Vertriebene in der Sowjetischen Besatzungszone – Ein kurzer historischer Überblick, in: von Plato, Alexander; Meinicke, Wolfgang (Hrsg.): Alte Heimat – Neue Zeit, Flüchtlinge, Umgesiedelte, Vertriebene in der Sowjetischen Besatzungszone und in der DDR, Berlin 1991, 23–81.

Menzel, Birgit (Hg.): Rückkehr in die Fremde?: Ethnische Remigration russlanddeutscher Spätaussiedler, Ost-West-Express 21, Berlin 2014.

Messerschmidt, Rolf: Erinnerungskultur und gelungene Eingliederung – ein unlösbares Spannungsverhältnis? Regionalhistorische Integrationsbilanzen für Hessen und Rheinland-Pfalz, in: Krauss, Marita (Hg.): Integrationen. Vertriebene in den deutschen Ländern nach 1945, Göttingen 2008, 48–69.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Mohrmann, Ute: Volkskunde in der DDR während der fünfziger und sechziger Jahre, in: Jacobeit, Wolfgang (Hg.): Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Wien/Köln/Weimar 1994, 375–402.

Moser, Johannes: Die Gründung des Münchner Instituts für deutsche und vergleichende Volkskunde. Ein wissenschaftsgeschichtlicher Blick in die 1950er und 1960er Jahre, in: Moser, Johannes; Götz, Irene; Ege, Moritz (Hrsg.): Zur Situation der Volkskunde 1945–1970. Orientierungen einer Wissenschaft zur Zeit des Kalten Krieges, Münchner Beiträge zur Volkskunde 43, Göttingen 2015, 69–92

Müller, Bernadette: Empirische Identitätsforschung. Personale, soziale und kulturelle Dimensionen der Selbstverortung, Wiesbaden 2011.

Niem: Alt sein in Nadwar, in: Schwedt, Herbert (Hg.): Nemesnádudvar – Nadwar: Leben und Zusammenleben in einer ungarndeutschen Gemeinde, Marburg 1990, 183–218.

Nonn, Christoph: Theodor Schieder. Ein bürgerlicher Historiker im 20. Jahrhundert, Düsseldorf 2013.

Oltmer, Jochen: Migration, Staat und Nation: Wechselbezüge im historischen Wandel, in: soFid Migration und ethnische Minderheiten 2/2007, 9–31.

Papp, Kornélia: Remigranten in der SBZ/DDR und in Ungarn nach 1945. Ein Vergleich, Göttingen 2009.

Pasdzierny, Matthias: Wiederaufnahme? Rückkehr aus dem Exil und das westdeutsche Musikleben nach 1945, München 2014.

von Plato, Alexander; Meinicke, Wolfgang: Alte Heimat, neue Zeit. Flüchtlinge, Umgesiedelte, Vertriebene in der Sowjetischen Besatzungszone und in der DDR, Berlin 1991.

von Plato, Alexander: Zeitzeugen und die historische Zunft. Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft - ein Problemaufriss, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 13/2000 I, 5-29.

Portes, Alejandro; Guarnizo, Luis E.; Landolt, Patricia: The Study of Transnationalism: Pitfalls and Promises of an Emergent Research Field, in: Ethnic and Racial Studies 22/2/1999, 217–237.

Pries, Ludger: Transnationalisierung. Theorie und Empirie grenzüberschreitender Vergesellschaftung, Wiesbaden 2010.

Pries, Ludger: Internationale Migration, Bielefeld 2010.

Prosser-Schell, Michael: Wallfahrten als Ereignisse der kulturellen Selbstbehauptung von Flüchtlingen und Vertriebenen in Baden und Württemberg (1946–1952), in: Alzheimer, Heidrun; Rausch, Fred G.; Reder, Klaus; Selheim, Claudia (Hrsg.): Bilder – Sachen – Mentalitäten. Arbeitsfelder historischer Kulturwissenschaften. Wolfgang Brückner zum 80. Geburtstag, Regensburg 2010, 165–172.

Prosser-Schell, Michael: Volkskunde/Europäische Ethnologie und die „Donauschwaben"-Forschung. Ausgewählte prinzipielle und exemplarische Probleme, in: Alzheimer, Heidrun; Doering-Manteuffel, Sabine; Drascek, Daniel; Treiber, Angela (Hrsg.): Ungarn, Jahrbuch für Europäische Ethnologie 8, Paderborn/München/Wien/Zürich 2013, 199–212.

Przyborski, Aglaja; Wohlrab-Sahr, Monika: Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch, München 2014.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Rautenberg, Hans-Werner: Erfolge und Probleme bei der Eingliederung der deutschen Heimatvertriebenen in der frühen Nachkriegszeit, in: Dahm, Christoph; Tebarth, Hans-Jakob (Hrsg.): Die Staaten des östlichen Europa auf dem Weg in die europäische Integration. Analyse und Perspektiven, Bonn 1999, 9–31.

Reinholz, Halrun: Über den Begriff Heimat in der Volkskunde, in: Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg (Hg.): Heimat. Ethnologische und literarische Betrachtungen, Stuttgart 1995, 9–16.

Rittberg-Klas, Karoline: Kirchenpartnerschaften im geteilten Deutschland am Beispiel der Landeskirchen Württemberg und Thüringen, Göttingen 2006.

Romsics, Ignác: Der Friedensvertrag von Trianon, Studien zur Geschichte Ungarns VI, Herne 2005.

Röder, Annemarie: Deutsche, Schwaben, Donauschwaben: Ethnisierungsprozesse einer deutschen Minderheit in Südosteuropa, Schriftenreihe der Kommission für Deutsche und Osteuropäische Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V./ Deutsche Gesellschaft für Volkskunde 78, Marburg 1998.

Rosenthal, Gabriele: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt am Main 1995.

Rutsch, Nóra: Die Vertreibung von Ungarndeutschen und ihre Integration in der sowjetisch besetzten Zone, in: Hausleitner, Mariana (Hrsg.): Vom Faschismus zum Stalinismus. Deutsche und andere Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa 1941–1953, München 2008, 121–135.

Sauermann, Dietmar: Erinnern und Zeichensetzen. Zur Erinnerungskultur von Vertriebenenfamilien, in: Fendl, Elisabeth (Hg.): Zur Ikonographie des Heimwehs. Erinnerungskultur von Heimatvertriebenen, Freiburg im Breisgau 2002, 79–100.

Schell, Csilla: „Invention of Tradition“ im post-sozialistischen Ungarn. Neue Feste und Bräuche – Beispiele aus einer Dokumentation, in: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde 49 (2007), 57–76.

Schieder, Theodor: Schicksal der Deutschen in Ungarn, Bonn 1956/2004.

Schneider, Dieter Marc: Zentralverwaltung für deutsche Umsiedler, in: Broszat, Martin; Weber, Hermann (Hrsg.): Staatliche Verwaltungen, Parteien, gesellschaftliche Organisationen und ihre Führungskräfte in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands 1945–1949, München 1993, 239–243.

Schmelz, Andrea: Migration und Politik im geteilten Deutschland während des Kalten Krieges. Die West-Ost-Migration in die DDR in den 1950er und 1960er Jahren, Forschung Politik 43, Opladen 2002.

Schmidt-Lauber, Brigitta: Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens, in: Göttsch, Silke; Lehmann, Albrecht (Hrsg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie, Berlin 2007, 169–188.

Schmidt-Lauber, Brigitta: Feldforschung. Kulturanalyse durch teilnehmende Beobachtung, in: Göttsch, Silke; Lehmann, Albrecht (Hrsg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie, Berlin 2007, 219–260, hier 220–221.

Schneider, Thomas: Landwirtschaft in Hajós. Agrarhistorie und sozialer Wandel in einem ungarndeutschen Dorf, Studien zur Volkskultur 27, Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz e.V., Mainz 2000.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Scholl-Schneider, Sarah: Mittler zwischen Kulturen. Biographische Erfahrungen tschechischer Remigranten nach 1989, Schriftenreihe der Kommission für deutsche und osteuropäische Volkskunde 91, Münster/München/Berlin 2011.

Scholl-Schneider, Sarah: Mittler zwischen Kulturen. Biographische Erfahrungen tschechischer Remigranten nach 1989, Schriftenreihe der Kommission für deutsche und osteuropäische Volkskunde 91, Münster/München/Berlin 2011

Scholl-Schneider, Sarah: „Aber mein Mann wollte nicht mehr, der wollte nach Hause zurück." Die Option der Remigration für die deutsche Auswanderung aus dem östlichen Europa in Übersee, in: Fendl, Elisabeth; Kasten, Tilman; Mezger, Werner; Prosser-Schell, Michael; Retterath, Hans-Werner; Volk, Teresa (Hrsg.): Auf nach Übersee! Deutsche Auswanderung aus dem östlichen Europa, Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde 54, Münster/New York/München/Berlin 2013, 132–149.

Schönhuth, Michael: Remigration von Spätaussiedlern. Ethnowissenschaftliche Annäherungen an ein neues Forschungsfeld, in: IMIS-Beiträge 33/2008, 61–84. URL: https://www.imis.uni-osnabrueck.de/fileadmin/4_Publikationen/PDFs/imis33.pdf. Zuletzt abgerufen am 16. September 2015.

Schraut, Sylvia: Zwischen Assimilationsdiktat und Fürsorgeverpflichtung. Die amerikanische Besatzungsmacht und die Flüchtlinge, in: Beer, Mathias (Hg.): Zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen im deutschen Südwesten nach 1945. Ergebnisse der Tagung vom 11. und 12. November 1993 in Tübingen, Sigmaringen 1994, 77–93.

Schraut, Sylvia: Die westlichen Besatzungsmächte und die deutschen Flüchtlinge, in: Hoffmann, Dierk; Schwartz, Michael (Hrsg.): Geglückte Integration? Spezifika und Vergleichbarkeiten der Vertriebenen-Eingliederung in der SBZ/DDR, Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (Sondernummer), München 1999, 33–46.

Schrammek, Notker: Alltag und Selbstbild von Flüchtlingen und Vertriebenen in Sachsen 1945–1952, Europäische Hochschulschriften, Reihe III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften 990, Frankfurt am Main 2004.

Schröder, Hans Joachim: Topoi des autobiographischen Erzählens, in: Hengartner, Thomas; Schmidt-Lauber, Brigitta: Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann, Lebensformen. Veröfffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Hamburg 17, Hamburg 2005, 17–42.

Schütze, Fritz: Biographieforschung und narratives Interview, in: Neue Praxis 13/1983, 283–293, online abrufbar unter: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-53147.

Schwartz, Michael: Vom Umsiedler zum Staatsbürger. Totalitäres und Subversives in der Sprachpolitik der SBZ/DDR, in: Hoffmann, Dierk; Krauss, Marita; Schwartz, Michael (Hrsg.): Vertriebene in Deutschland. Interdisziplinäre Ergebnisse und Forschungsperspektiven, Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, München 2000, 135-165.

Schwartz, Michael: Vertriebene und „Umsiedlerpolitik". Integrationskonflikte in den deutschen Nachkriegs-Gesellschaften und die Assimilationsstrategien in der SBZ/DDR 1945–1961, München 2004.

Schwedt, Herbert: Ist eine Volkskunde der Heimatvertriebenen überflüssig geworden?, in: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 17/1974, 20–26.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Schwedt, Elke; Schwedt, Herbert: Feiern in Nadwar. 'Zur Veränderungsgeschichte dörflicher Geselligkeit', in: Schwedt, Herbert (Hg.): Nemesnádudvar – Nadwar. Leben und Zusammenleben in einer ungarndeutschen Gemeinde, Marburg 1990, 11–44.

Schwedt, Herbert: Nadwar – oder Brüche in einer ungarndeutschen Lokalkultur, in: Schrauth, Sylvia; Grosser, Thomas (Hrsg.): Die Flüchtlingsfrage in der deutschen Nachkriegsgesellschaft, Wolfgang von Hippel zum 60. Geburtstag, Mannheimer historische Forschungen 11, Mannheim 1996, 93–104.

Seewann, Gerhard (Hg.): Ungarndeutsche und Ethnopolitik. Ausgewählte Aufsätze (A Magyarországi németek és az etnopolitika), Budapest 2000.

Seewann, Gerhard: Zur ungarischen Geschichtsschreibung über die Vertreibung der Ungarndeutschen 1980–1996, in: Tóth, Ágnes (Hg.): Migrationen in Ungarn 1945–1948. Vertreibung der Ungarndeutschen, Binnenwanderungen und slowakisch-ungarischer Bevölkerungsaustausch, Schriften des Bundesinstituts für Ostdeutsche Kultur 12, München 2001, 7–16.

Seewann, Gerhard: Das Südost-Institut 1930–1960, in: Beer, Mathias; Seewann, Gerhard (Hrsg.): Südostforschung im Schatten des Dritten Reiches. Institutionen, Inhalte, Personen, München 2004, 49–92.

Seewann, Gerhard: Die Deutschen in Ungarn und ihre Loyalität zu Horthy und Hitler, in: Jakob Bleyer Gemeinschaft (Hrsg.): Akten der Historikerkonferenz zum Volksbund der Deutschen in Ungarn (1938—1945), Budapest 2007, 98–115.

Seewann, Gerhard: Konzepte der Vertreibung: Berlin – London – Prag – Budapest, in: Gerner, Zsuzsana; Kupa, László (Hrsg.): Minderheitendasein in Mittel- und Osteuropa – interdisziplinär betrachtet, Schriftenreihe Socialia 113, Hamburg 2011, 77–87.

Seewann, Gerhard: Geschichte der Deutschen in Ungarn II:1860–2006, Studien zur Ostmitteleuropaforschung 24/II, Marburg 2012.

Seewann, Gerhard: Zur Geschichte der „Schwaben an der Donau“, in: Glass, Christian (Hg.): Migration im Donauraum. Die Ansiedlung der Deutschen im 18. Jahrhundert und ihre Folgen, Ulm 2012, 20–30.

Seewann, Gerhard: Die ungarischen Schwaben. Einige zentrale Aspekte ihrer Geschichte, in: Alzheimer, Heidrun; Doering-Manteuffel, Sabine; Drascek, Daniel; Treiber, Angela (Hrsg.): Ungarn, Jahrbuch für Europäische Ethnologie 8, Paderborn/München/Wien/Zürich 2013, 173–198.

Spannenberger, Norbert: Der Volksbund der Deutschen in Ungarn 1938 - 1944 unter Horthy und Hitler, München 2002.

Spannenberger, Norbert: Vom volksdeutschen Nachwuchswissenschaftler zum Protagonisten nationalsozialistischer Südosteuropapolitik. Fritz Valjavec im Spiegel seiner Korrespondenz 1934–1939, in: Beer, Mathias; Seewann, Gerhard (Hrsg.): Südostforschung im Schatten des Dritten Reiches, Institutionen, Inhalte, Personen, München 2004, 215–235.

Spannenberger, Norbert: Assimilation oder Ausweisung? Optionen für eine nationale Sozialreform in Ungarn nach 1945, in: Beer, Mathias; Beyrau, Dietrich; Rauh, Cornelia (Hrsg.): Deutschsein als Grenzerfahrung. Minderheitenpolitik in Europa zwischen 1914 und 1950, Essen 2009, 305–323.

Sparwasser, Sebastian: Ungarndeutsche „Umsiedler“ in der Sowjetisch Besetzten Zone und die Heimkehr, in: Dácz, Enikö (Hg.): Minderheitenfragen in Ungarn und in den Nachbarländern im 20. und 21. Jahrhundert, Andrássy Studien zur Europaforschung 8, Baden-Baden 2013, 181–196.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Sparwasser, Sebastian: Ungarndeutsche Vertriebene und die Heimkehr nach Ungarn, in: Drăghiciu, Andra Octavia; Gouverneur, Fabienne; Sparwasser, Sebastian (Hrsg.): „Bewegtes Mitteleuropa“, Tagungsband zur 2. Internationalen Tagung des Doktoratskollegs der Fakultät für Mitteleuropäische Studien an der Andrássy Universität Budapest, Mitteleuropäische Studien 8, Herne 2014, 103–130.

Stark, Joachim: Einige grundsätzliche Überlegungen zum Heimatbegriff, in: Heumos, Peter (Hg.): Heimat und Exil. Emigration und Rückwanderung, Vertreibung und Integration in der Geschichte der Tschechoslowakei. Vorträge der Tagungen des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 20. bis 22. November 1992 und bis 21. November 1993, München 2001, 85–98, 1–14.

Stark, Tamás: „Malenki Robot“. Hungarian Forced Labourers in the Soviet Union (1944–1955), in: Minorities Research 7/2005, 155–167.

Stennert, Doris: „Reisen zum Wiedersehen und Neuerleben“. Aspekte des „Heimwehtourismus“ dargestellt am Beispiel der Grafschaft Glatz, in: Dröge, Kurt (Hg.): Alltagskulturen zwischen Erinnerung und Geschichte. Beiträge zur Volkskunde der Deutschen im und aus dem östlichen Europa, Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte 6, München 1995, 83–93.

Sutaj, Štefan: Zwangsaustausch bzw. Aussiedlung der Madjarenaus der Slowakei - Pläne und Wirklichkeit, in: Brandes, Detlef; Ivaničková, Edita; Pešek, Jirí (Hrsg.): Erzwungene Trennung. Vertreibung und Aussiedlung in und aus der Tschechoslowakei 1938–1947 im Vergleich mit Polen, Ungarn und Jugoslawien, Essen 1999, 251–270.

Swanson, John C.: Nation, Volk, Minderheit, Volksgruppe. Die deutsche Minderheit in Ungarn in den Begriffskämpfen der Zwischenkriegsära, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 55/2006, 526–547.

Swanson, John C.: The Second World War and Its Aftermath. Ethnic German Communities in the East, in: Ingrao, Charles; Szabo, Franz (Hrsg.): Germans and the East, West Lafayette 2008, 347–361.

Szarka, László: Die Frage der Aussiedlung der Ungarn aus der Slowakei auf der Pariser Friedenskonferenz 1946, in: Brandes, Detlef; Ivaničková, Edita; Pešek, Jirí (Hrsg.): Erzwungene Trennung. Vertreibung und Aussiedlung in und aus der Tschechoslowakei 1938–1947 im Vergleich mit Polen, Ungarn und Jugoslawien, Essen 1999, 243–250.

Thelen, Tatjana: Privatisierung und soziale Ungleichheit in der osteuropäischen Landwirtschaft. Zwei Fallstudien aus Ungarn und Rumänien, Frankfurt 2003.

Ther, Phillip: Deutsche und polnische Vertriebene. Gesellschaft und Vertriebenenpolitik in der SBZ/DDR und in Polen 1945–1956, Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 127, Göttingen 1998.

Thode-Arora, Hilke: Interethnische Ehen. Theoretische und methodische Grundlagen ihrer Erforschung, Lebensformen. Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Hamburg 12, Berlin 1999.

Thüsing, Andreas; Tischner, Wolfgang; Schrammek, Notker (Hrsg.): „Umsiedler" in Sachsen. Aufnahme und Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen 1945–52. Eine Quellensammlung, EKF-Wissenschaft, Zeitgeschichte II, Leipzig 2005.

Tóth, Ágnes: Enteignung sowie zwangsweise Um- und Aussiedlung der Ungarndeutschen 1945–1946, in: Roth, Franz (Hg.): Beiträge zum Geschichtsbild der Donauschwaben. Wissenschaftliches Symposion 22–23. Oktober 1999, Salzburg 2001, 47–75

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Tóth, Ágnes: Migrationen in Ungarn 1945–1948. Vertreibung der Ungarndeutschen, Binnenwanderungen und slowakisch-ungarischer Bevölkerungsaustausch, Schriften des Bundesinstituts für Ostdeutsche Kultur 12, München 2001.

Tóth, Ágnes: Rechtliche Regelungen zur Lage des Ungarndeutschtums 1938–1950, in: Kittel, Manfred; Möller, Horst; Pešek, Jirí; Tuma, Oldrich (Hrsg.): Deutschsprachige Minderheiten 1945. Ein europäischer Vergleich, Oldenbourg 2007, 253–295.

Tóth, Ágnes: Hazatértek: a németországi kitelepítésből visszatért magyarországi németek megpróbáltatásainak emlékezete (Die Heimgekehrten: Zur Erinnerung an die Schicksalsschläge der nach der Vertreibung nach Deutschland heimgekehrten Ungarndeutschen), Budapest 2008.

Tóth, Ágnes: „Wir waren noch nicht einmal fort, da waren schon andere hier.", in: Fendl, Elisabeth; Mezger, Werner; Prosser-Schell, Michael; Retterath, Hans-Werner; Volk, Teresa (Hrsg.): Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde 50, Marburg 2009, 19–38.

Tóth, Ágnes: Wo sind noch Lücken? Vertreibung der Ungarndeutschen in der heimischen Geschichtsschreibung. Thematische weiße Flecken, methodische Mängel, in: Grosz, András (Hg.): Jogfosztások Budaörsön 1944–1948 (Entrechtungen in Budaörs), Budaörs 2010, 31–46.

Tóth, Ágnes: Rückkehr nach Ungarn 1946–1950. Erlebnisberichte ungarndeutscher Vertriebener, Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa 43, München 2012.

Tóth, Ágnes: Die Neuorganisation des deutschen Nationalitätenunterrichts in Ungarn (1950–1952), in: Dácz, Enikő (Hg.): Minderheitenfragen in Ungarn und in den Nachbarländern im 20. und 21. Jahrhundert, Baden-Baden 2013, 197–220.

Tsuda, Takeyuki: Why Does the Diaspora Return Home? The Causes of Ethnic Return Migration, in: Tsuda, Takeyuki (Hg.): Diasporic Homecomings: Ethnic Return Migration in Comparative Perspective, Stanford 2009, 21–44.

Ungváry, Krisztián: Ungarn. Erinnerungskultur und politische Konflikte, in: Südosteuropa-Mitteilungen 53/2013, 3/4, 180–192.

Vitári, Zsolt: Staatliche Zugeständnisse und sozialistische Integration. Möglichkeiten und Grenzen der Bewahrung einer ungarndeutschen Identität in den 1950er und 1960er Jahren, in: Gräf, Rudolf; Volkmer, Gerald (Hrsg.): Zwischen Tauwettersozialismus und Neostalinismus. Deutsche und andere Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa 1953—1964, Veröffentlichungen des Instituts für Deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas (IKGS) an der Ludwig-Maximilians-Universität München 119, München 2011, 65–81.

Weger, Tobias: Volkskundliche Vertriebenenforschung. Versuch einer Bilanz und Desiderate, in: Lozoviuk, Petr; Moser, Johannes (Hrsg.): Probleme und Perspektiven der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Fachgeschichtsschreibung, Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde 7, Dresden 2005, 103–116.

Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie, Studienausgabe, Tübingen 1980.

Weber-Kellermann, Ingeborg: Zur Frage der interethnischen Beziehungen in der „Sprachinselvolkskunde" (1959), in: Weber-Kellermann, Ingeborg (Hg.): Zur Interethnik. Donauschwaben, Siebenbürger Sachsen und ihre Nachbarn, Frankfurt am Main 1978, 125–149.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Welzer, Harald: Das Interview als Artefakt: zur Kritik der Zeitzeugenforschung, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 13/2000 I, 51–63.

Wille, Manfred (Hg.): Die Vertriebenen in der SBZ/DDR. Dokumente. Ankunft und Aufnahme 1945, Wiesbaden 1996.

Wille, Manfred (Hg.): Die Vertriebenen in der SBZ/DDR, Massentransfer, Wohnen, Arbeit 1946–1949, Dokumente II, Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund 19/2, Wiesbaden 1999.

Wille, Manfred: SED und „Umsiedler" – Vertriebenenpolitik der Einheitspartei im ersten Nachkriegsjahrzehnt, in: Hoffmann, Dierk; Schwartz, Michael (Hrsg.): Geglückte Integration? Spezifika und Vergleichbarkeiten der Vertriebenen-Eingliederung in der SBZ/DDR, Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (Sondernummer), München 1999, 91–104.

Zahra, Tara: „Prisoners of the Postwar": Expellees, Displaced Persons, and Jews in Austria after World War II, in: Austrian History Yearbook 41/2010, 191–215.

Zielbauer, György: A magyarországi németség nehéz évtizede (Das schwere Jahrzehnt der Ungarndeutschen) (1945–1955), Szombathely 1990.

Zinner, Tibor: A magyarországi németek kitelepítése (Die Aussiedlung der Ungarndeutschen), Budapest 2004.

8.2. Quellen

BayFlüchtlG, Gesetz Nr. 59 über die Aufnahme und Eingliederung deutscher Flüchtlinge (Flüchtlingsgesetz) vom 19. Februar 1947

Leber, Ludwig: Mit neuen Hoffnungen ins Neue Jahr, In: Neue Post, 1. Januar 1950, 1.

István Bibó, Denkschrift über die Situation, die durch die Aussiedlung der Ungarndeutschen entsteht, In: Herder-Institut (Hrsg.): Dokumente und Materialien zur ostmitteleuropäischen Geschichte. Themenmodul „Deutsche in Ungarn", bearb. von Gerhard Seewann, online abrufbar unter: https://www.herder-institut.de/resolve/qid/468.html.

Magyar Népköztársaság Alkotmánya, Verfassung der Ungarischen Volksrepublik, online abrufbar unter: http://www.verfassungen.eu/hu/verf49-i.htm, zuletzt am 19. März 2016.

Protokoll der Ausschusssitzung vom 30. Mai 1947, StA Pirna, B IV–II, 61, 97–103, hier 102.

Rundschreiben, in StA Pirna, Statistische Angaben über die Unterbringung von Umsiedlern und deren Unterstützung, 1946–1949, B IV–IV, 51, 25.

StA Pirna, Statistische Angaben über die Unterbringung von Umsiedlern und deren Unterstützung, 1946–1949, B IV–IV, 51.

Schreiben „Der Kreisrat des Landkreises Pirna, Amt für Umsiedler, an den Oberbürgermeister der Stadt Pirna" vom 12. Dezember 1948, in StA Pirna, Statistische Angaben über die Unterbringung von Umsiedlern und deren Unterstützung, 1946–1949, B IV–IV, 51, 45.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Befehl Nr. 124 des Kommandantendienstes der SMA, in StA Pirna, Statistische Angaben über die Unterbringung von Umsiedlern und deren Unterstützung, 1946–1949, B IV–IV, 51, 82.

Rundschreiben der Hauptabteilung Umsiedler der Landesregierung Sachsen an die Kreis- und Ortsämter, Oktober 1947, in StA Pirna, Statistische Angaben über die Unterbringung von Umsiedlern und deren Unterstützung, 1946–1949, B IV–IV, 51, 80.

Bericht über die bisherige Tätigkeit des Umsiedleramtes beim Stadtrat Pirna (ohne zeitliche Angabe), StA Pirna, Statistische Angaben über die Unterbringung von Umsiedlern und deren Unterstützung, 1946–1949, B IV–IV, 51, 95.

Broschüre: „Das Tor zur neuen Heimat“, in SächsHStA, 11377, Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 2227, Dok. 136, 16.

SächsHStA, 11377, Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 2353 (Kulturpolitische und religiöse Betreuung der Umsiedler und Heimkehrer in den Lagern).

Sächs. HstA, 11377, Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 2585. (Vorlage der Abteilung Einbürgerung des Ministeriums des Innern der Landesregierung Sachsen, Dresden 16. März 1949).

„Politischer Bericht“ der Lagerleitung Pirna über Transport 4803, in SächsHStA, Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 2286, gedruckt in: Wille (Hg.): Die Vertriebenen in der SBZ/DDR 1999, 144.

Betr. Befehl Nr.124 des Kommandantendienstes der SMA, in: StA Pirna, Statistische Angaben über die Unterbringung von Umsiedlern und deren Unterstützung, 1946–1949, B IV–IV, 51, 82 und B IV–II, 62, 454.

Erlass zur Prüfung auf Bergbautauglichkeit, in SächsHStA, 11377, Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 2645/3 (Erzbergbau. Zuweisungs- und Ausweisungsrichtlinien für die Auswahl der Fachkräfte), vom 10. Januar 1947.

Brief der Zentralverwaltung deutscher Umsiedler an die Hauptverwaltung Arbeit und Sozialfürsorge Vo/Wi–803/–48 vom 5. Mai 1948, in SächsHStA, 11377, Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 2645 (Erzbergbau. Zuweisungs- und Ausweisungsrichtlinien für die Auswahl der Fachkräfte).

Quartalsbericht I. 1949, Dresden, 6. April 1949, in SächsHStA, 11377, Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 2975 (Evakuierte, Umsiedler, Vermisste, Interzonenpassangelegenheiten, Presse- und Rundfunkmeldungen), Abteilung Einbürgerung, AZ: VI 56a.

Editierte Quellen

Steinitz, Wolfgang: Die volkskundliche Arbeit in der Deutschen Demokratischen Republik, Vortrag auf der Volkskundetagung der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom 4. bis 6. September 1953, Leipzig 1955

Verordnung Nr. 600/1945 M. E. der Provisorischen Nationalregierung über die Auflösung des Großgrundbesitzes und über die Neuverteilung des Bodens an die Landbevölkerung, in: Herder-Institut (Hrsg.): Dokumente und Materialien zur ostmitteleuropäischen Geschichte. Themenmodul „Deutsche in Ungarn“, bearb. von Gerhard Seewann, online abrufbar unter: http://www.herder-institut.de/resolve/qid/469.html.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Aussiedlungsverordnung 12330/1945 M.E., in: Schieder, Schicksal der Deutschen in Ungarn 2004, 94E–104E.

Durchführungsverordnung Nr. 70010/1946 B.M. über die „Umsiedlung der deutschen Bevölkerung Ungarns nach Deutschland“. Abgedruckt in Schieder: Das Schicksal der Deutschen in Ungarn 2004, 94E–104E.

Verordnung Nr. 7970/1946 M.E. der Regierung der Ungarischen Republik über den Verlust der ungarischen Staatsbürgerschaft der nach Deutschland Umgesiedelten, in: Tóth: Rechtliche Regelungen zur Lage des Ungarndeutschtums 2007, 292.

Verordnung Nr. 4300/1947 der Regierung der Republik Ungarn über die gemeinsame Einquartierung der deutschen Bevölkerung Ungarns, in: Herder-Institut (Hrsg.): Dokumente und Materialien zur ostmitteleuropäischen Geschichte. Themenmodul „Deutsche in Ungarn“, bearb. von Gerhard Seewann, online abrufbar unter https://www.herder-institut.de/resolve/qid/464.html.

Bibó, István: Denkschrift über die Situation, die durch die Aussiedlung der Ungarndeutschen entsteht, in: Herder-Institut (Hrsg.): Dokumente und Materialien zur ostmitteleuropäischen Geschichte. Themenmodul „Deutsche in Ungarn“, bearb. von Gerhard Seewann, online abrufbar unter: https://www.herder-institut.de/resolve/qid/468.html.

Die Potsdamer Beschlüsse, in: Manherz, Karl (Hg.): Texte zur Geschichte der Deutschen in Ungarn, Budapest 1999, 109.

8.3. Interviews

A.A.: „... wir waren deutsche Leut' – Deutsche, Schwaben, Schwabenleut'.“, Mecseknádasd 2013.

A.E.: „Aber von uns haben die gar keine Ahnung gehabt. Von uns Ungarn.“, Nagynyárád 2010.

A.F.: „... das Herz sehnt sich noch immer nach Ungarnland zurück.“, Nagynyárád 2010.

A.Sch.: „Ich hab gesagt: 'Ich will zurück nach Ungarn.'“, Baja 2010.

A.St.: „Ich hab immer gesagt, ich bin ein ungarndeutscher Schwab'.“, Székszard 2010.

B.P.: „... mit wenig sind wir raus und mit gar nichts sind wir zurückgekommen.“, Nagynyárád 2013.

E.M.: „Na gut, wir gehen schon dorthin, aber wir kommen wieder heim.“, Nemesnádudvar 2010.

E.Z.: „... das waren fleißige Leute die Schwaben.“, Vémend 2010.

F.A.: „Wir haben uns immer als Ungarn bekennt.“, Palkonya 2010.

F.L.: „Weil es in Ungarn besser war...“, Szigetbecse 2010.

G.A.: „... da müsst man viel mehr erzählen – eine Woche.“, Lippó 2011.

G.J.: „Sie hatten nichts und wir hatten nichts.“, Vémend 2013.

H.F.: „Alles haben sie uns weggenommen.“ Vémend 2010.

J.E.: „Ja, die Heimat hat uns gezogen. Das können sie sich nicht vorstellen.“ Lippó 2010/2011.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

J.G: „Da hab ich noch mal Ungarisch lernen müssen.“ Szigetbecse 2010.

J.R.: „Das war eine andere Welt noch... eine andere Welt.“ Villánykövesd 2011.

L.H.: Das waren böse Zeiten...“, Feked 2011.

M.B.T.: „Németországban nem lehet magyarul tanulni“, Budaörs 2010.

O.E.: „... die haben sich alle ihr Heim wieder gesucht und gemacht.“, Villánykövesd 2011.

S.L.: „... das ist unser Heimatland, darum gehen wir zurück.“ Villánykövesd 2011.

S.T.: „Einen Bündel um den Buckl' und weiter hatten wir nichts.“, Feked 2011.

Die digitalen Aufnahmen und deren Transkription liegen beim Autor.

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002

Abstract

Zwischen 1946 und 1948 wurden bis zu 180.000 Angehörige der deutschen Minderheit in Ungarn in das besetzte Deutschland vertrieben. Neben den materiellen Verlusten, die die Vertriebenen im Zuge „kitelepítés“ erlitten, war der Verlust der „Heimat“ die größte Belastung für sie. Eine Rückkehr in ihre Häuser und Wohnungen in Ungarn schien kaum möglich. Die persönlichen Beziehungen und sozialen Strukturen der „alten Heimat“ waren beinahe völlig aufgebrochen. Gleichzeitig wurden Bemühungen zurückzukehren seitens der Besatzungsmächte und des ungarischen Staates bis in die frühen 1950er Jahre sanktioniert. Dennoch gelang es bis zu 10.000 Menschen – dies entspricht nach Einschätzung der ungarischen Historikerin Ágnes Tóth einem Anteil von rund fünf Prozent aller aus Ungarn vertrieben Deutschen – zurück nach Ungarn zu kehren. Auf Grundlage von lebensgeschichtlichen Quellen dokumentiert die Arbeit das Schicksal der „hazatértek“ und untersucht welche Auswirkungen die mehrfache Migration auf das Selbstverständnis der Akteure hatte.

Kontakt

Sebastian Sparwasser
Dorfangerweg 101
85774 Unterföhring
bastisparwasser@gmail.com

DOI 10.15772/ANDRASSY.2017.002